d — 160

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm Giesebrecht.

Zweiter Band.

Erste Lieferung.

Geschichte Heinrichs II. und Konrads II.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1857.

2-6

Geſchichte

der

deutſchen Kaiſerzeit.

Von

Wilhelm Gieſebrecht.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung: Buch IV. (Schluß) und Quellenbeilage.

Braunſchweig,
C. A. Schwetſchke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1858.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm Giesebrecht.

Zweiter Band.

Blüthe des Kaiserthums.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1858.

Vorrede.

Die deutsche Kaisermacht gelangte, wie jetzt allgemein anerkannt wird, auf ihren Höhepunkt und zu ihrer freiesten Entwickelung innerhalb der in diesem Bande behandelten Periode. Aus den unmittelbar darauf folgenden Kämpfen ging das Kaiserthum, ungeachtet namhafter Siege, doch schon so geschwächt hervor, daß es die seiner Idee entsprechende Machtstellung nicht wiedergewinnen oder doch nicht dauernd behaupten konnte. Zwar nicht die Blüthe der Kaiserzeit — denn die späteren Epochen derselben bieten noch bei Weitem reichere und anziehendere Entwicklungen und Verwicklungen dar — ist in diesem Bande dargestellt, aber doch die Zeit, wo die Macht der Kaiser selbst am Stärksten war und in ihrer vollen Blüthe stand.

Wenn sich das innere Wesen jeder bedeutsamen historischen Erscheinung in der Zeit ihrer frischesten Entfaltung am Klarsten zu Tag legt und deshalb derartige Culminationspunkte in der Geschichte immer ein besonderes Interesse gewähren, so muß gerade diese Periode für den Geschichtsschreiber der deutschen Kaiserzeit eine eminente Bedeutung besitzen, und der Leser wird ihm verzeihen, wenn er mit einer gewissen Vorliebe bei derselben verweilt. Der Verfasser kann daher wohl auf Nachsicht dafür rechnen, daß seine Darstel-

lung in diesem Theile des Werks ausgeführter ist, als es in dem Plane des Ganzen begründet scheinen möchte und auch, die Wahrheit zu gestehen, ursprünglich war.

Aber nicht allein eine besondere Vorliebe für diesen Theil seiner Aufgabe ließ den Verfasser hier länger verweilen; es gab überdies noch einen andern, in dem Stand der Forschung beruhenden Grund. Niemand wird leicht Stenzels Verdienste um die Aufhellung dieser Zeit hoch genug anschlagen, und auch Gfrörers Arbeiten über dieselbe verdienen nach manchen Seiten gerechtere Anerkennung, als sie gefunden haben; aber demungeachtet muß der Verfasser bekennen, daß die Werke dieser Forscher ihm, seitdem die Monumenta Germaniae bis zum Abschluß der Quellenschriften des elften Jahrhunderts vorgeschritten sind, so wenig genügten, daß er bei einem jeden Schritt nach vorwärts sich mehr und mehr genöthigt sah, die Quelleuforschung von Frischem zu beginnen. Er glaubt durch seine Untersuchungen da zu wesentlich neuen Resultaten gelangt zu sein, nicht sowohl im Einzelnen, wie sie bei jeder gewissenhaften Arbeit niemals fehlen werden, sondern im Ganzen und Großen; damit erwuchs aber auch der Wunsch oder vielmehr die Pflicht, diese Resultate nicht als unerwiesene Hypothesen hinzustellen, sondern in ihrem ganzen Zusammenhange darzulegen.

Niemals möchte bisher in einer Reichsgeschichte der Verbindung des Reichs mit dem Episkopat eine so entscheidende Bedeutung beigelegt sein, wie es hier geschehen ist; niemals ist unseres Wissens der Nachweis versucht worden, daß die kirchlichen Reformbestrebungen sich durch das ganze elfte Jahrhundert hinzogen und recht eigentlich die Signatur desselben abgaben; niemals ist die Gefahr, welche schon damals dem deutschen Volke von der Entwickelung einer bedeutenden Slawenmacht drohte, scharf ins Auge gefaßt. Und so abweichend unsere Ansicht der allgemeinen Entwickelung von der herkömmlichen sein möchte, so verschieden ist zugleich die

Auffassung der hervortretendsten Persönlichkeiten. Das Bild Heinrichs II., wie es hier dem Leser entgegentritt, erinnert kaum von fern an die gangbaren Darstellungen. Den Glanzlichtern, welche man bisher über die Gestalten Konrads II. und Heinrichs III. so reichlich ausgestreut hat, glaubten wir einige Schatten hinzufügen zu müssen, die aber unseres Erachtens nur dazu dienen werden, diese großen Kaiser in ein klareres und weniger blendendes Licht zu stellen. Heinrichs III. Regierung erscheint nicht mehr als eine ununterbrochene Reihe glücklicher Siege, sondern wir meinen gezeigt zu haben, daß der Wendepunkt der Dinge, welchen man erst in die Zeit nach seinem Tode zu verlegen pflegte, schon in die letzten Jahre seiner in ihren Anfängen so glanzvollen Regierung fällt. Je bestimmter nun der Verfasser früher ausgesprochen hat, daß er dem Reiz der Neuheit auf Kosten der Wahrheit nicht nachzugeben gewillt ist, je wichtiger mußte ihm der Nachweis sein, daß das Neue nach seiner wohlerwogenen Ueberzeugung hier allein das Wahre und Richtige ist. Selbst wo er mit Gfrörer übereinstimmte, konnte er sich bei der großen Verschiedenheit, welche in den Grundanschauungen wie in der Methode zwischen diesem Forscher und ihm obwaltet, einer Begründung seiner Ansicht ohne Mißdeutung nicht überheben.

Bei der Ausführlichkeit, welche die Bearbeitung dieser Periode aus den angeführten Gründen gewonnen hat, schien es zweckmäßig, mit ihr den zweiten Band des Werkes abzuschließen. Hätte man die Regierung Heinrichs IV. und V. nach dem ursprünglichen Plane noch in diesen Band hineinziehen wollen, er würde einen schwer zu bewältigenden Umfang gewonnen haben. Im Uebrigen ist die gleiche Einrichtung beibehalten worden, wie sie im ersten Bande getroffen war und unseres Wissens Zustimmung gefunden hat.

Zwei Jahre sind verflossen, seit der Verfasser die Vorrede zum ersten Bande schrieb, und es mag ihm jetzt wohl

vergönnt sein, ein Wort darüber zu sagen, in wie weit sich die Hoffnungen erfüllt haben, mit denen er die Anfänge seiner Arbeit in die Welt sandte. Offen sprach er in jener Vorrede aus, daß er keinen andern Zweck verfolge, als dem deutschen Volke die ruhmreichste Epoche seiner Geschichte zu veranschaulichen, daß er deshalb in weiten Kreisen eine lebendige Theilnahme zu erwecken wünsche und hoffe. Mit Genugthuung hat der Verfasser gesehen, wie seine Absicht bei einsichtigen und patriotischen Männern Würdigung gefunden hat, und mit Dank erkennt er, daß sich eine nicht geringe Theilnahme für seine Arbeit hier und da an den Tag gelegt hat; vor Allem ist die Kritik mit Wärme auf die Idee des Werks eingegangen und hat die der Oeffentlichkeit übergebenen Theile desselben mit großer Nachsicht behandelt. Daß ferner auch in der Zerstreuung lebende Deutsche dem Unternehmen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, daß sogar geachtete Zeitschriften fremder Nationen für dasselbe ein lebhaftes Interesse kundgaben, mußte dem Verfasser eine eben so wohlthuende Anerkennung, als eine dringende Aufforderung sein, seine volle Kraft an die Fortsetzung der begonnenen Arbeit zu setzen. Aber trotz dieser ermuthigenden Beweise von Theilnahme verhehlt er sich nicht, daß seine Absicht nur zum geringen Theile bisher erreicht ist, daß sein Buch viele Kreise, für die es berechnet ist, gar nicht einmal berührt, geschweige denn tiefer erfaßt hat. Aber der Mangel einer so allgemeinen Wirkung, wie sie sich bei einem populären Unternehmen jeder Schriftsteller wünschen muß und wie sie der Verfasser bei einem durch und durch deutschen Buche von Deutschen glaubte hoffen zu können, entmuthigt ihn so wenig, daß er vielmehr in ihm nur eine Aufforderung mehr sieht, das Werk dem Ideale immer näher zu führen, das ihm vorgeschwebt hat und vorschwebt. Er lebt noch jetzt der Ueberzeugung, daß, wenn es ihm gelingen sollte, das Bild jener großen Zeit mit voller Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, das Buch

auf das Herz und die Gesinnung jedes deutschen Lesers mit zwingender Gewalt einen fesselnden, anregenden und aufrichtenden Einfluß üben muß. Wie sehr einzelne Ausstellungen, welche dem Verfasser mitgetheilt wurden, von ihm beherzigt sind, wird schon dieser Band zeigen, und noch deutlicher die Folge darthun.

Indem der Verfasser der freundlichen Theilnahme und der kräftigen Förderung dankbar gedenkt, welche ihm von manchen Seiten zu Theil geworden sind, kann er nicht unterlassen, auch hier öffentlich ins Besondere Sr. Excellenz dem Herrn Minister von Raumer den tiefgefühltesten Dank abzustatten. Nicht allein, daß derselbe unter ehrender Anerkennung dem Buche in die höheren Schulen, wo es vor Allem wirksam sein möchte, schnellen Eingang bereitet hat; er eröffnete auch dem Verfasser einen ebenso anziehenden als ehrenvollen Wirkungskreis, den er weder jemals erwarten noch beanspruchen konnte, und der ihm die Freiheit gewährt, ungestört seiner Neigung für historische Studien zu leben. Nicht zu bewältigende Schwierigkeiten haben bisher die Förderung des Unternehmens vielfach aufgehalten; möchte es unter günstigeren Verhältnissen nun um so schneller dem Ziele entgegengehen.

Königsberg, 25. August 1857.

W. Giesebrecht.

Inhalt.

Viertes Buch.

Befestigung des Reichs durch Heinrich II. 1002—1024.

Seite

1. Das Reich nach dem Tode Ottos III. . . . . 3—13.

Bedeutung des Ottonischen Kaiserreichs 3. 4. Innere Schwäche desselben 4—7. Stellung der Krone zum Episkopat 7—9. Verfall der äußern Macht 9. 10. Innere Fehden 11. Lockerung der alten Sitte 11. 12. Gefahr einer Zersplitterung des Reichs 12. 13.

2. Die Thronbefestigung Heinrichs II. . . . . 13—27.

Die drei Thronbewerber 13. Heinrichs früheres Leben 13. 14. Seine ersten Schritte, um sich das Reich zu sichern 14. 15. Markgraf Eckard sein Nebenbuhler 15. Versammlung zu Frosa 16. Markgraf Lothar tritt Eckard entgegen und begiebt sich zu Heinrich 16. 17. Zusammenkunft der Sachsen in Werla 17. Herzog Hermann tritt als Thronbewerber hervor 18. Mord des Markgrafen Eckard 19. Boleslaws von Polen Einfall in die Marken 20. Heinrichs Anerkennung in Franken und Krönung zu Mainz 21. Kampf in Schwaben 22. Huldigung der Thüringer und Sachsen 22. 23. Der Pole Boleslaw liefert die Marken aus; sein Bund mit Markgraf Heinrich und Lebensgefahr 23. 24. Kunigundens Krönung in Paderborn 24. 25. Huldigung der niederlothringischen Großen zu Aachen 25. Unterwerfung Herzog Hermanns 25. Huldigung der Oberlothringer 26. Heinrich allgemein in Deutschland als König anerkannt 26. 27.

3. Sicherung der Machtstellung des Reichs . . . . . 27—48.

a. Verlust der Lombardei und Böhmens. Arduins Krönung 28. Niederlage Ottos von Kärnthen und Ernsts von Oestreich an den Euganeischen Höhen 29. Boleslaw von Polen bemächtigt sich Böhmens 30. König Heinrichs Bedrängniß und Unterhandlungen mit Boleslaw

Seite

31. 32. b. Die Empörung des Markgrafen Heinrich. Des Markgrafen Aufstand und Boleslaws Einfall in die Marken 32. 33. Der König in Franken Sieger 33. 34. Des Königs Bund mit den Liutizen 34. Herstellung des Bisthums Merseburg 35. Brun von Querfurt und neue Regungen in der Mission 36. Die Aufständigen unterwerfen sich 36. 37. c. Der erste Zug König Heinrichs nach Italien. Eindringen in Italien 38. Wahl und Krönung zu Pavia; Arduin schließt sich in eine Bergfeste ein 38. 39. Aufstand in Pavia 39. 40. Rückkehr des Königs nach Deutschland 40. d. Herstellung der deutschen Herrschaft in Böhmen und in den Marken. Der König versagt Boleslaw Chrobry aus Böhmen 41. Jaromir als Herzog von Böhmen eingesetzt 42. Unterwerfung des Milzenerlandes 42. e. Der erste Feldzug Heinrichs gegen Polen. Der König dringt bis in die Nähe von Posen vor 43. Der Friede zu Posen 44. f. Die Züge Heinrichs gegen die Friesen, Balduin von Flandern und nach Burgund. Zug gegen die Westfriesen 45. Zug gegen Balduin von Flandern 46. König Rudolf von Burgund sichert Heinrich die Nachfolge in seinem Reiche zu und tritt ihm Basel ab 47.

4. Die Gründung des Bisthums Bamberg . . . . . 48—59.

5. Heinrichs II. Regiment . . . . . 59—89.

Gegensatz gegen die Regierung seines Vorgängers 60. Streben nach Regelung der verwirrten Verhältnisse des Reichs 61. 62. Heinrichs Stellung zum Adel 63. 64. Theilnahme der Fürsten an der Reichsregierung 65. Das Princip der Erblichkeit der Reichslehen stillschweigend anerkannt 65. 66. Beschworene Landfrieden aufgerichtet 66. Geschriebene Ordnungen zur Aufrechthaltung des Landfriedens; die Anfänge eines geschriebenen deutschen Landrechts 66. 67. Heinrichs Strenge 68. Enge Verbindung des Reichs mit den kirchlichen Gewalten 69. Heinrichs Stellung zur Kirche 70—76. Wie Heinrich das Investiturrecht übte? 76—78. Wie Heinrich mit dem Kirchengut umging? Reformation und Beraubung der Klöster 78—83. Cluniacensische Reformen in Lothringen 70—82. Lasten der deutschen Bischöfe 83. Ihre Abhängigkeit vom Reich 84. Opposition mancher Bischöfe 85. Heinrich und Meinwerk von Paderborn 86—88. Charakter des Königs 88. Entstelltes Bild der Legende 89.

6. Heinrichs zweiter Krieg gegen Boleslaw Chrobry. Fehde mit den Luxemburgern . . . . . 89—103.

Boleslaws Bild in der Sage und Legende 90. 91. Das Urtheil der Deutschen über ihn 91. Boleslaws wahre Bedeutung 92. Aufkündigung des Posener Friedens 93. Der Krieg wird von den Sachsen lässig geführt, während Boleslaw sich abermals in der Lausitz festsetzt 94. Der König zerfällt mit seinen Schwägern 95. Belagerung und Eroberung von Trier 95. Der innere Krieg ergreift ganz Lothringen 96. Der König entsetzt seinen Schwager des Herzogthums Baiern 96. Angriff des Königs auf Metz; die Stadt behauptet sich; Waffenstillstand 96. 97. Unordnungen in Sachsen und verrätherische Umtriebe mit den Polen 97. Stephan von Ungern unterstützt König Heinrich 97. 98.

Seite

Feldzug des Jahres 1010; Boleslaw wird aus den Elbgegenden zurückgedrängt 98. 99. Reichstag zu Mainz; Waffenstillstand erneuert; Bruch desselben durch die Luxemburger 99. 100. Feldzug des Jahres 1012 gegen die Luxemburger 100. 101. Die Synode von Coblenz; Dietrich von Metz unterwirft sich dem Könige 102. Friede mit Boleslaw, welcher die Ober- und Nieder-Lausitz als Lehen des Reichs empfängt 103.

7. Heinrichs II. Römerzug und Kaiserkrönung . . . . . 103—112.

Die Beweggründe Heinrichs zum Römerzuge; der Zustand Deutschlands 104. 105. Der Zustand Italiens 106. 107. Vertrag zwischen Heinrich II. und Benedict VIII. 108. Ankunft des Königs in Italien 109. Kaiserkrönung 110. Empörung in Rom 111. Rückkehr des Kaisers 111. Arduins letzte Zeiten 112.

8. Der letzte Krieg mit Boleslaw Chrobry . . . . . 113—126.

Boleslaws Krieg gegen Großfürst Wladimir 113. 114. Mieczislaw wird von Udalrich von Böhmen festgehalten und dem Kaiser überliefert 115. Neue Zerwürfnisse zwischen dem Kaiser und Boleslaw Chrobry 116. Unglücklicher Feldzug gegen Boleslaw im Jahre 1015; Meißen wird von den Polen vergebens belagert 117—119. Stillstand im Kriege; Zwistigkeiten der sächsischen Fürsten 119. Vergebliche Unterhandlungen mit Boleslaw 120. Großer Bund des Kaisers, des Königs von Ungern und des russischen Großfürsten gegen Boleslaw 120. 121. Aussöhnung des Kaisers mit seinen Schwägern 121. Feldzug des Jahres 1017 gegen Boleslaw 122—124. Friede zu Bautzen 125. Boleslaws Zug gegen Rußland und Eroberung von Kiew 126.

9. Heinrichs Kämpfe um das burgundische Reich . . . . . 127—131.

Widerstand des burgundischen Adels gegen die Erbfolge Heinrichs 127. Otto Wilhelm 127. 128. Das Straßburger Abkommen 128. Heinrichs erster unglücklicher Versuch sich Burgunds zu bemächtigen 129. Rudolf übergiebt Heinrich das Reich 129. Zweiter unglücklicher Zug des Kaisers nach Burgund 130. Vereinigung der burgundischen Bischöfe zur Erhaltung des Landfriedens 131.

10. Vollständiger Sieg Heinrichs über die inneren Feinde . . 131—153.

Beruhigung Unterlothringens; Gräfin Adela, die deutsche Medea 131—143. Beruhigung Oberlothringens 143. 144. Die schwäbische Fehde 144. 145. Die Macht der Babenberger 145. 146. Die Verhältnisse Sachsens 146. 147. Aufstand der Abodriten 148. Aufstand Herzog Bernhards und seine Aussöhnung mit dem Kaiser 149. 150. Zug des Kaisers gegen Balduin von Flandern 150. Fehde des Grafen Otto von Hammerstein 151. 152. Heribert von Köln stirbt; die rheinischen Erzbisthümer kommen sämmtlich an baierische Kleriker 152. 153. Triumph des Kaisers 153.

11. Papst Benedict VIII. und Heinrichs dritter Zug nach Italien 153—171.

Stellung Benedicts VIII. 153—155. Seine Theilnahme am Kampf gegen die Araber 155. 156. Aufstand des Melus in Bari 157. Ankunft der Normannen in Unter-Italien 158. Benedict VIII. weist die Normannen an Melus; unglücklicher Einfall des Melus mit den Nor-

Seite

mannen in Apulien 159. Reise des Papstes nach Deutschland 160. 161. Ausbreitung der Griechen in Unter-Italien 161. Dritter Zug des Kaisers nach Italien; Belagerung von Troja; Unterwerfung der langobardischen Fürstenthümer 162—166. Reformatorische Richtung Benedicts VIII. und die Satzungen von Pavia 166—171.

12. Einleitungen zur Reformation der abendländischen Kirche. Des Kaisers Tod . . . . . 171—191.

Erzbischof Aribo von Mainz und das Provinzialconcil zu Seligenstadt 171—173. Des Kaisers Vorbereitungen zu einer Reform der Kirche 173. 174. Zusammenkunft mit König Robert von Frankreich 174—177. Fabeln über eine beabsichtigte Abdankung des Kaisers 178. Vorbereitungen zu einem allgemeinen Concil in Pavia 179. Aribos Streit mit Rom 179—181. Tod Benedicts VIII. 181. Tod Heinrichs II. 182—184. Die Verhältnisse im Norden. Die Macht Knuds von Dänemark 184—187. Innerer Zustand des deutschen Reichs 188. Interregnum 189. Was Heinrich geleistet hatte und was er nicht vollendete? 190. 191.

Anhang. Heinrich II. und der heilige Brun . . . . . 192—199.

Fünftes Buch.

Das deutsche Kaiserthum auf seiner Machthöhe. Konrad II. und Heinrich III. 1024—1056.

Seite

1. Konrads II. Anfänge . . . . . 203—223.

a. Konrads II. Wahl und Krönung 203—211. Konrads Stellung zu Aribo von Mainz und dem jüngern Konrad 212. b. Der Königsritt. Gisela vom Erzbischof von Köln gekrönt 213. Konrads Aufnahme in Sachsen 214. Die Händel zwischen Aribo von Mainz und Godhard von Hildesheim 215. Umritt in Franken, Baiern, Kärnthen, Schwaben 215. 216. Die Verhältnisse Italiens und Burgunds 216. 217. Vorbereitungen zum Römerzug 218. c. Die erste Verschwörung gegen Konrad II. Tod Boleslaw Chrobrys; Verbindung Konrads mit Knud; Abtretung der Mark Schleswig 218—220. Verbindung des Königs Robert von Frankreich, des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, des Grafen Odo von der Champagne, des Markgrafen Balduin von Flandern, der Herzöge Gozelo und Friedrich von Lothringen, des Herzogs Ernst von Schwaben und des jüngern Konrad gegen die deutsche Krone 220—222. Beseitigung der Gefahr und völlige Unterwerfung Lothringens 222. Konrad geht über den Brenner 223.

2. Konrads II. Romfahrt und ihre nächsten Folgen . . . . 223—242.

Der lombardische Adel sucht die Macht der Bischöfe zu brechen und beruft Wilhelm von Aquitanien auf den Thron 224. Wilhelm verschmäht die Krone Italiens 225. 226. Konrad, durch Aribert gekrönt, unterwirft die Lombardei und Ravenna 226—228. Tuscien kommt an Markgraf Bonifacius 229. Die Schwäche Johanns XIX. 229. Kaiser-

Seite

krönung Konrads und Aufstand in Rom 230. 231. Beschlüsse der römischen Synode und Verhandlungen des Kaisers mit Knud von Dänemark und Rudolf von Burgund 231—234. Verhältnisse Unter-Italiens; Unterwerfung der langobardischen Fürsten und Aufnahme der Normannen durch den Kaiser 234. 235. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland 236. Neue Empörung des Herzogs Ernst und des Grafen Welf gegen Konrad; Verbindung der Verschworenen mit Konrad dem Jüngern und Miecislaw von Polen 236. 237. Schnelle Bewältigung des Aufstandes und Bestrafung der Verschworenen 238. 239. Concil zu Frankfurt 240. Erbvertrag mit König Rudolf von Burgund 241. Heinrich III. wird vom Erzbischof von Köln gekrönt 242.

3. Die Kämpfe um die Erbschaft Boleslaw Chrobrys . . . 242—255.

Miecislaw wird von den Dänen, Ungern und Russen angegriffen 242. Spannung zwischen dem Kaiser und Stephan von Ungern 243. Miecislaw fällt in die deutschen Marken ein 243. Bretislaw erobert als Bundesgenosse des Kaisers Mähren 244. 245. Erster unglücklicher Zug des Kaisers gegen Polen 246. Neuer Einfall der Polen in die Marken 246. Unglücklicher Zug des Kaisers gegen Ungern 247. Die dritte Empörung und das Ende Herzog Ernsts von Schwaben 248—250. Zweiter glücklicher Kriegszug des Kaisers gegen Miecislaw 251. Polens Zerstückelung und Demüthigung 252. 253. Böhmische Wirren 254. Herstellung der friedlichen Verhältnisse mit Ungern 255.

4. Burgunds Einverleibung in das Kaiserreich . . . . . 255—263.

Tod König Rudolfs von Burgund 255. Odo von Champagne bemächtigt sich des größten Theils von Burgund 256. Bündniß Konrads mit Heinrich I. von Frankreich 257. Konrad wird in Peterlingen zum König von Burgund gekrönt und unterwirft den alamannischen Theil des Reiches 258. Konrads Einfall in die Champagne 258. 259. Ober- und Niederlothringen unter Herzog Gozelo vereinigt 259. Neuer Zug Konrads gegen Odo nach Burgund; Erzbischof Aribert und Markgraf Bonifacius unterstützen den Kaiser; ganz Burgund unterwirft sich 259. 260. Bedeutung der neuen Erwerbung für das deutsche Reich; Folgen derselben für die burgundischen Länder 261—263.

5. Konrads II. Regiment . . . . . 263—292.

Die kaiserliche Macht steht unbestritten da 263. 264. Charakteristik Konrads 265. Erblichkeit der Benefizien 266. 267. Sorge Konrads für den Landfrieden und allgemeinen Rechtsschutz 268. Streben nach einem erblichen Kaiserthum 269. Konrad überträgt die Herzogthümer Baiern und Schwaben seinem Sohne und Nachfolger 270. 271. Widerstreben der Großen gegen die Einziehung der Herzogthümer 271. Vorgänge bei der Absetzung Adalberos von Kärnthen 272. 273. Konrad nöthigt seine nächsten Verwandten, in den geistlichen Stand zu treten 274. Die Abhängigkeit der Kirche und des Klerus 275—279. Aribos Ende und sein Nachfolger Bardo 280. 281. Hermann von Köln 281. 282. Tiefer Verfall des Papstthums 282. 283. Streitigkeiten mit den Liutizen 284. 285. Erster Wendenkrieg Konrads 285. Vermählung des jüngern Heinrich mit der dänischen Gunhild 286. Zweiter Wendenkrieg Konrads

Seite

286. Das Erſterben der Miſſion in Magdeburg 287. Lebendige Miſſionsbeſtrebungen in Bremen 287—289. Die nordiſchen Reiche nach Knuds Tode 289. 290. Das Heidenthum unter den Abodriten 291. Verweltlichung des Reichs und der Kirche 292.

6. Konrads II. zweiter Zug nach Italien und Tod . . . . . 293—320.

a. Aribert von Mailand und Konrads Lehnsgeſetz. Ariberts Geſchichte und ſeine Macht 293—295. Aufſtand der Vavaſſoren 296—298. Markgraf Bonifacius von Tuſcien vermählt ſich mit Beatrix von Lothringen 298. 299. Konrad geht zum zweiten Male nach Italien 299. Ariberts Gefangennehmung und Flucht 300. 301. Vergebliche Belagerung Mailands 302. Konrads Lehnsconſtitution 303. Ariberts Abſetzung und Widerſtand 304. Ariberts Verbindung mit Odo von Champagne 305. Odos Einfall in Lothringen und ſein Tod 305. Beſtrafung der Mitverſchworenen Ariberts 306. Einäſcherung Parmas 307. Konrads römiſches Edict 308. b. Pandulf IV. von Capua und die Normannen. Verfall des griechiſchen Kaiſerthums und der arabiſchen Macht in Sicilien 309. 310. Die langobardiſchen Fürſtenthümer und Pandulf IV. von Capua 311—313. Konrads Auftreten in Unter-Italien; Abſetzung Pandulfs; Waimar von Salerno erhält Capua; der Normanne Rainulf wird mit Averſa belehnt; der Baier Richer wird Abt von M. Caſſino 313. 314. Einverſtändniß des morgen- und abendländiſchen Reichs; Waimar, die Normannen und lombardiſche Söldner unterſtützen die Griechen in Sicilien 315. Rückkehr des Kaiſers; die Königin Gunhild ſtirbt 316. Belagerung Mailands durch die lombardiſchen Fürſten, ſtädtiſche Miliz, Carroccio 316. 317. c. Das Ende Konrads II. Konrad geht nach Burgund und läßt ſeinen Sohn zum König krönen 318. Konrads Tod und Begräbniß 319. 320. Das Ende des jüngern Konrad 320.

7. Heinrichs III. Anfänge . . . . . 321—373.

a. Regierungswechſel. Ausgleichung mit Aribert von Mailand 321—323. b. Heinrichs III. Kriege mit Herzog Bretiſlaw von Böhmen. Bretiſlaw als Vorkämpfer des Chriſtenthums im Oſten 324. 325. Verhältniſſe Ungerns unter Peter von Venedig 325. Bretiſlaws Einfall in Polen 326—328. Heinrichs doppelter Kriegszug gegen Böhmen 329—333. Bretiſlaws Unterwerfung 333. c. Die erſten Ungernkriege Heinrichs III. Rückkehr Kaſimirs nach Polen 334. Vertreibung Peters aus Ungern, Erhebung Abas und Einfall deſſelben in das deutſche Reich 334—336. Erſter Heereszug Heinrichs nach Ungern 336. 337. Zweiter Heereszug nach Ungern 338. Aba tritt das Land von der Fiſcha bis zur Leitha und Marchmündung ab 338. Freigebigkeit des Königs gegen ſeine Vaſallen 339. 340. Liutpold von Oeſtreich Markgraf des neugewonnenen Theils, der ſpäter mit der Markgrafſchaft Oeſtreich verbunden wird 340. Heinrich von Luxemburg wird Herzog von Baiern 341. Die kärnthenſche Mark (Steiermark) und die Markgrafſchaft Krain 341. d. Die Vertobung Heinrichs III. mit Agnes von Poitiers 342. 343.

Seite

8. Heinrichs III. Vermählung mit Agnes von Poitiers und ihre nächsten Folgen . . . . . 344—363.

a. Fauſtrecht und Gottesfriede in Frankreich. Schwäche des Königsthums in Frankreich und Unſicherheit des Rechts 344. 345. Stellung des franzöſiſchen Klerus und Anſehen deſſelben 346—348. Eigenthümliche Gegenſätze in Aquitanien 348. 349. Die aquitaniſchen Biſchofe verſuchen einen allgemeinen Gottesfrieden herzuſtellen 350. Die Treuga Dei und der Antheil Odilos an derſelben 351—353. b. Heinrichs III. Stellung zu Frankreich. Heinrichs Hochzeitsreiſe 353. Giſelas Tod 354. Heinrichs Stellung zu Agnes Familie, vornehmlich zu ihrem Stiefvater Gaufried von Anjou 355—357. Heinrichs Verhältniß zu Cluny und Theilnahme an den Friedensbeſtrebungen der Congregation 357. 358. Verkündigung eines allgemeinen Landfriedens 358. Wirkung des Friedensedicts in Italien; Ariberts Tod 359. Heinrich III. erklärt ſich öffentlich gegen die Simonie 360. Heinrichs politiſche Abſichten bei ſeinen Verhältniſſen zu den Cluniacenſern 360—363.

9. Große Pläne und große Hinderniſſe . . . . . 363—381.

Heinrichs Abſichten 363. Tod Herzog Gozelos; Zerwürfniß des Königs mit Herzog Gottfried 364. 365. Dritter Kriegszug des Königs gegen Ungern 365—367. Herſtellung König Peters in ſein Reich; Abhängigkeit deſſelben von Heinrich 368. Auflehnung und Abſetzung Gottfrieds 368. 369. Der König bekämpft den Aufſtand in Lothringen und Burgund; das Herzogthum Schwaben kommt an den Pfalzgrafen Otto 369. 370. Vierte Reiſe des Königs nach Ungern; Peter überträgt ſein Reich dem König Heinrich und empfängt es als Lehen von ihm zurück 371. Herzog Gottfried unterwirft ſich und wird nach Giblichenſtein gebracht 372. Heinrichs Kriegszug gegen die Liutizen; die Verhältniſſe der wendiſchen Marken 372. 373. Gefährliche Krankheit des Königs 373. 374. Herzog Gozelo von Niederlothringen ſtirbt; Zug des Königs gegen den Grafen Dietrich von Holland 374. Herzog Gottfried demüthigt ſich vor dem König; Unterlothringen kommt an Friedrich von Luxemburg 375. Die Mark Meißen erhält der Graf Wilhelm von Weimar 376. Der König als Schiedsrichter der Herzöge von Polen, Böhmen und Pommern 376. Sieg des Norwegers Magnus über die Abodriten an der Skotbargara 377. Aeußere Macht des Reichs 378. Die Stellung des Königs gegen die Fürſten und die hohe Geiſtlichkeit 379. 380. Aufbruch des Königs zur Romfahrt und Aufnahme deſſelben in der Lombardei 381.

10. Heinrichs III. erſter Zug nach Italien . . . . . 381—405.

a. Heinrichs Kaiſerkrönung und Kirchenreform. Nicolaitismus und Simonie 382. 383. Verweltlichung der Kirche Italiens und die Wirkſamkeit der Eremitenmönche 384. 385. Zuſtand der römiſchen Kirche 385. Die Laſter Benedicts IX. 386. Schisma 386. 387. Der Pontificat Gregor VI. 388—390. Die Synoden zu Pavia, Sutri und Rom; Abſetzung der drei Päpſte 390. 391. Einſetzung Clemens II.

Seite

392. Kaiserkrönung Heinrichs III. 393. 394. Erste Anordnungen Clemens II. 395. b. Heinrich III. belehnt die Normannen mit Apulien; Arduin führt die Normannen nach Apulien 397. Kämpfe mit den Griechen und Niederlassungen der Normannen in Apulien 398—401. Wilhelm der Eisenarm nimmt Apulien von Waimar von Salerno zu Lehen 401. Pandulf VI. gegen Waimar 402. Der Kaiser giebt Capua an Waimar zurück und belehnt Raidulf mit der Grafschaft Aversa, Drogo mit der Grafschaft Apulien 403. Feindseligkeiten Benevents gegen den Kaiser 404. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland 404. 405. Der Graf Welf erhält das Herzogthum Kärnthen 405.

11. Der letzte Kampf mit Herzog Gottfried . . . . . 406—419.

Heinrichs und Gottfrieds Stellung gegen einander 406. 407. Gottfrieds Verhandlungen mit dem König von Frankreich, den Grafen von Flandern, Mons und Holland 407. Ermordung des Königs Peter und ephemere Herstellung des Heidenthums in Ungern 407. 408. Der Aufstand in Lothringen bricht aus; der Kaiser zieht gegen Graf Dietrich und die Friesen; Herzog Gottfried zerstört die Kaiserburg in Nymwegen und die Kirche zu Verdun 409. Gottfried wird seines Herzogthums abermals entsetzt, und Oberlothringen kommt an den Grafen Adalbert vom Elsenzgau 410. Folgen der neuen Empörung Gottfrieds 410. Die Anordnungen des Kaisers in Italien werden erschüttert 410. 411. Die Tusculaner werfen Benedict X. auf; der Kaiser ernennt Poppo von Brixen zum Nachfolger Clemens II. 411. 412. Markgraf Otto von Schweinfurt wird mit dem Herzogthum Schwaben belehnt 412. Gefahrvolle Lage des Kaisers 413. Heinrich erhält das obere Deutschland und Burgund in der Treue 413. Die Ordnung in Rom hergestellt; Poppo als Damasus II. geweiht 414. Der Kaiser in Sachsen vereitelt die Anschläge der Billinger und schließt einen Bund mit König Svend von Dänemark 414. 415. Freundschaftsbund mit König Heinrich von Frankreich 415. Brun von Toul besteigt als Leo IX. den Stuhl Petri 415. 416. Kampf der lothringischen Bischöfe gegen Gottfried und seine Verbündeten; Herzog Adalbert und Graf Dietrich fallen 416. Der Kaiser verleiht Oberlothringen dem Grafen Gerhard vom Elsaß, Baiern dem Grafen Konrad aus dem Hause der lothringischen Pfalzgrafen 416. 417. Kriegszug des Kaisers gegen Gottfried und Balduin; die Könige Swend und Edward unterstützen den Kaiser; der Papst excommunicirt die Rebellen 417. Gottfried und Balduin unterwerfen sich 418.

12. Neuer Aufschwung des Reichs und der Kirche . . . . . 419—446.

a. Heinrichs III. kaiserliches Regiment. Mangel geschriebener Reichsgesetze 419. 420. Mangel einer consequenten Politik 420. Strenges Regiment Heinrichs 421. 422. Mißstimmung über die Strenge dieses Regiments 422. 423. Nothwendigkeit großer Erfolge 423. Durch die Reform der Kirche sucht Heinrich die Herrschaft im ganzen Abendlande zu gewinnen 423. 424. b. Die Anfänge Leos IX. Die Jugendgeschichte Bruns 424—426. Brun als Bischof von Toul und als Unterhändler der Kaiser mit Frankreich und Burgund 427. Brun wird als Leo IX. auf den Stuhl Petri erhoben 428. Thätigkeit Leos IX.

Seite

429. Erſte Oſterſynode in Rom 430. Concil zu Reims 431. 432. Concil zu Mainz 433. Zweite Oſterſynode in Rom 433. Des Papſtes Thätigkeit in Unter-Italien 434. Concil zu Vercelli 435. Zweite Reiſe nach Deutſchland 435. Perſönlichkeit des Papſtes 436. 437. c. Adalbert von Bremen und der Abodrite Godſchalk. Bedeutung Bremens für den Norden unter Erzbiſchof Adalbert 438. 439. Godſchalks Bund mit Adalbert 439. Frühere Geſchichte Godſchalks 440. 441. Godſchalks Eifer für die Miſſion und die Erfolge ſeiner Thätigkeit 441. Adalberts Wunſch, Hamburg zu einem Patriarchat des Nordens zu erheben 441. 442. Adalberts Verhältniß zum Kaiſer 442. Das Verhältniß des hohen deutſchen Klerus zum Kaiſer; die Stellung der Erzbiſchöfe von Mainz und Köln 442—444. d. Geburt Heinrichs IV. und Abt Hugo von Cluny 444—446.

13. Umſchwung des Glücks . . . . . 447—480.

Die letzten Ungernkriege Heinrichs III. Neue Feindſeligkeiten mit den Ungern; Befeſtigung und Ueberfall der Haimburg 447. 448. Rüſtungen des Kaiſers gegen Kaſimir von Polen 448. Zug gegen Lambert von Löwen 448. Der Kaiſer ſchickt Herzog Gottfried gegen Balduin von Flandern 449. Fünfter Zug des Kaiſers nach Ungern 449—451. Der Kaiſer geht nach Burgund 451. 452. Sechster Zug des Kaiſers nach Ungern; vergebliche Belagerung von Preßburg; vereitelte Beſtrebungen des Papſtes einen Frieden zu vermitteln 452. 453. b. Empörung Konrads von Baiern und Balduins von Flandern. Schwächung des kaiſerlichen Anſehens durch den letzten unglücklichen Krieg gegen Ungern 453. Friede zwiſchen Herzog Konrad von Baiern und Biſchof Gebhard von Regensburg 453. 454. Vergebliches Einſchreiten des Kaiſers und des Papſtes 454. Konrad wird ſeines Herzogthums entkleidet 454. Der junge Heinrich wird zum König gewählt 455. Konrad vereitelt den Frieden mit den Ungern und macht mit ungerſchem Beiſtand Einfälle in das Reich 456. Aufſtand in Baiern; der Kaiſer ſetzt ſeinen Sohn Heinrich als Herzog in Baiern unter der Obhut des Biſchofs Gebhard von Eichſtädt ein; Herſtellung der Ordnung in Baiern und Zurückweiſung der Ungern 456. 457. Landtag mit den lombardiſchen Großen zu Zürich und die auf demſelben erlaſſenen Geſetze 457. 458. Der Kaiſer ſchlichtet die Streitigkeiten zwiſchen Kaſimir von Polen und Bretiſlaw von Böhmen; Kaſimir erhält gegen einen Zins Breslau und die anderen Burgen Schleſiens 458. Bretiſlaws Ende 459. Heinrich IV. wird vom Erzbiſchof von Köln gekrönt; Baiern kommt an des Kaiſers zweiten Sohn Konrad 459. Zweiter Feldzug des Kaiſers gegen Balduin von Flandern 459—461. Gefährdete Lage Italiens 461. c. Leo IX. und die Normannen. Leo IX. ſucht Rom zum Mittelpunkt der Reform zu machen 461—463. Freiere Stellung des Papſtes zum Kaiſer und Aufnahme der alten Anſprüche Roms 463. 464. Benevent huldigt dem Papſte und veranlaßt das Zerwürfniß zwiſchen dem Papſt und den Normannen 464. 465. Drogos Ermordung; Humfred wird zum Grafen von Apulien erhoben 465. Erſte verunglückte

Seite

Unternehmung des Papſtes gegen die Normannen 466. Revolution in Salerno und Ermordung Waimars; Giſulf wird durch die Normannen in Salerno eingeſetzt, Amalfi und Sorrento von Salerno getrennt 466. 467. Der Papſt ſucht vergeblich den Beiſtand des Kaiſers gegen die Normannen zu gewinnen; der Kaiſer überläßt dem Papſte Benevent 467. 468. Mißſtimmung der deutſchen Biſchöfe gegen den Papſt 468. 469. Aufſtand der Lombarden gegen den Papſt zu Mantua 469. Zweiter Kriegszug des Papſtes gegen die Normannen; Schlacht bei Civitate 470—472. Graf Humfred geleitet den Papſt nach Benevent 472. 473. Verhandlungen Leos mit den Griechen und Geſandtſchaft des Papſtes nach Conſtantinopel 474. 475. Leos Rückkehr nach Rom und Tod 476. Ermordung des Markgrafen Bonifacius und Vermählung ſeiner Wittwe mit Herzog Gottfried 477. 478. Hildebrand hindert den völligen Abfall Italiens vom Kaiſer und nöthigt Gebhard von Eichſtädt den Stuhl Petri zu beſteigen 478—480. Gebhard wird als Victor II. geweiht 480.

14. Heinrichs III. letzte Zeiten . . . . . 481—502.

a. Heinrichs III. zweiter Zug nach Italien. Der Kaiſer nimmt den Grafen Theobald von der Champagne als Vaſallen an und erhebt Anſprüche auf die Oberhoheit über Spanien 481. Zweite Reiſe des Kaiſers über die Alpen; erſte Tagfahrt auf den Roncaliſchen Feldern; Concil zu Florenz 482. Gottfried flüchtet vor dem Kaiſer nach Flandern; der Cardinal Friedrich wird Mönch in M. Caſſino; Beatrix und Mathilde müſſen dem Kaiſer folgen 483—485. Victor II., Statthalter des Kaiſers in Italien, wird mit Spoleto und Camerino belehnt 486. Die langobardiſchen Fürſten von Benevent kehren in ihre Stadt zurück 486. Bund zwiſchen dem morgen- und abendländiſchen Reiche gegen die Normannen, der aber erfolglos bleibt 487. Rückkehr des Kaiſers nach Deutſchland 487. b. Fürſtenverſchwörung gegen den Kaiſer. Gebhard von Regensburg, die Seele der Verſchwörung 488. Mitverſchworene 489. Herzog Welfs Reue und Tod 490. Welf, der Sohn des Markgrafen Azzo von Eſte, übernimmt die welfiſchen Erbgüter 490. Unterdrückung der Verſchwörung und Beſtrafung der Verſchworenen 490. Verlobung Heinrichs IV. mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Suſa 490. 491. Anno wird Erzbiſchof von Köln 491. 492. c. Das Ende Heinrichs III. Die Wenden überſchreiten die ſächſiſche Grenze 493. Zuſammenkunft des Kaiſers mit König Heinrich von Frankreich 494. Gottfried unterwirft ſich; Nachgiebigkeit des Kaiſers 494. 495. Ankunft Victors II. in Goslar 495. Vernichtung des ſächſiſchen Heeres durch die Wenden 496. Des Kaiſers Krankheit und Tod 496. Der Eindruck der Todesbotſchaft 497. Agnes und der Papſt als Verweſer des Reichs 498. Ausſöhnung mit Gottfried und Balduin; Anordnungen auf dem Reichstag zu Regensburg 499. Victors II. Tod 499. Wahl Stephans X.; Uebermacht Herzog Gottfrieds 500. 501. Unruhen in Sachſen und Franken 501. 502.

15. Rückblick . . . . . 503—514.

Quellen und Beweise zum vierten und fünften Buch.

Seite

I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel . . . . . 517—540.
1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtsschreiber . . . . . 517—530.
2. Annalen und Geschichtsschreiber aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts . . . . . 530—536.
3. Quellenschriften aus späterer Zeit . . . . . 536—538.
4. Actenstücke und Urkunden . . . . . 539.
5. Hulfsmittel . . . . . 539. 540.
II. Anmerkungen zum vierten und fünften Buch . . . . . 541—598.
III. Einige Documente . . . . . 599.
1. Brief des Erzbischofs Brun an König Heinrich II. Winter 1008 . 600.
2a. Brief des Erzbischofs Aribo von Mainz an den Bischof Meginhard von Wurzburg. 1024 . . . . . 604.
2b. Brief desselben an die Kaiserin Kunigunde. 1024 . . . . . 605.
3. Brief der Mainzer Suffragane an Papst Benedict VIII. 1024 . . 606.
4. Brief des Abts Bern von Reichenau an einen italienischen Bischof 607.
5. Brief des Erzbischofs Aribo an die Wormser. Herbst 1025 . . . 608.
6. Brief desselben an den Bischof Godhard von Hildesheim. 1026 . . 609.
7. Brief der Herzogin Mathilde an den König Miecislaw von Polen. 1026 oder 1027 . . . . . 610.
8. Brief an den Bischof Azeko von Worms. November oder December 1035. 611.
9. Brief an denselben. Juli 1036 . . . . . 612.
10. Brief des Abts Siegfried von Görz an den Abt Poppo von Stablo. Spätsommer 1043 . . . . . 613.
11. Brief desselben an den Bischof Brun von Toul. Spätsommer 1043 618.
12. Brief Heinrichs III. an den Abt Hugo von Cluny. Anfang d. J. 1051 619.
13. Brief der Kaiserin Agnes an denselben. October 1056 . . . . . 620.

Viertes Buch.

Befestigung des Reichs durch Heinrich II.

1002—1024.

1.

Das Reich nach dem Tode Ottos III.

Wie die ſächſiſchen Stämme einſt die Freiheit, den Glauben, 1002.
die Sprache der Väter vor römiſcher Bewältigung geſchützt hatten, ſo hatten ſie wiederum nach einem Jahrtauſend, nachdem ſie das Chriſtenthum und die Ordnungen des fränkiſchen Reichs angenommen, die Kirche Chriſti und das Erbe Karls des Großen vor der Zerſtörungswuth heidniſcher, barbariſcher Stämme gerettet. Den Siegern fiel nach Gebühr der Kampfpreis zu. Das Reich Karls des Großen ging von den Franken auf die Sachſen über. Der Papſt ſchmückte in Otto dem Großen einen ſächſiſchen Edling mit der Krone der römiſchen Kaiſer. „Auf eure Treue bauend, ihr felſenfeſten Sachſen, ſiegten unſere Vorfahren, wurden Könige, und aus Königen zum Heile der Welt zu Kaiſern!“ ſo ſprach einſt Heinrich II., der Letzte des ſächſiſchen Kaiſerhauſes.

Mitten in das Herz Europas verlegte Otto der Große den Sitz ſeines ſächſiſch-fränkiſchen Reiches, in dem er die deutſchen Stämme zuerſt zu einem deutſchen Volke verband. Dieſes deutſche Volk war der Kern; das deutſche Land der Mittelpunkt des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation. Eine koloſſale Feſte inmitten des Abendlandes ſchützte dieſes Reich die geſammte germaniſch-romaniſche Welt, die Hütherin aller Ueberlieferungen einer höheren Geſittung, hinter ſeinen Wällen vor dem Anſturm der Feinde und wurde alsbald zu einer Zwingburg für dieſe ſelbſt. Unter dem Schutz dieſes Reichs erhoben ſich die Italiener und Franzoſen zuerſt zu dem Bewußtſein einheitlicher Nationen, entſtanden zuerſt unter dieſen Völkern nationale

1002. Inſtitutionen. In der Abhängigkeit von dieſem Reiche gediehen zuerſt die ſcandinaviſchen und weſtſlawiſchen Stämme zu kirchlichen und ſtaatlichen Ordnungen, die ſie den Kulturvölkern des Abendlandes näher und näher brachten. Selbſt die freien Magyaren konnten ſich dem Einfluß des Kaiſerreichs nicht mehr entziehen; erſt unter dem Beiſtande deſſelben kam das Königthum unter ihnen auf, gewann der chriſtliche Glaube bei ihnen den Sieg. Die römiſch-katholiſche Kirche, wie ſie ſich weithin über die abendländiſche Welt erſtreckte, erwachte aus langem Schlafe zu neuem Leben; die Miſſion erſtand und hatte die ſchönſten Erfolge. So war das deutſche Kaiſerthum der Eiche gleich, die von dem Boden aus, wo ihr mächtiger Stamm himmelwärts aufſtrebt, die knorrigen Wurzeln unter der Erde nach allen Seiten treibt und zugleich weithin die Menſchen mit ihren laubreichen Aeſten und Zweigen ſchirmt.

Das Kaiſerreich war ein Kriegsſtaat und geiſtlicher Staat in Einem; der Kaiſer der große Heeresfürſt Europas und zugleich der Statthalter Chriſti, mit dem Schwerdte zur Rache über alle Uebelthäter und zur Vernichtung „aller Heiden und ſchlechten Chriſten“ belehnt. Eine ungeheure, kaum noch durch die alten Rechtsgewohnheiten der deutſchen Stämme gemäßigte Gewalt ſchien in ſeine Hand gelegt. Wie hätte da nicht der Verſuch gewagt werden ſollen, das Kaiſerthum über alle bisherigen Schranken menſchlicher Macht zu erheben, eine abſolute Univerſalmonarchie auf daſſelbe zu gründen? Die Nachkommen des erſten Otto ſteuerten auf dieſes Ziel hin. Wie ſie den Sitz und Mittelpunkt der Herrſchaft von Deutſchland mehr und mehr nach Italien verlegten, ſo faßten ſie auch ein Regiment in das Auge, das mit der begrenzten fürſtlichen Macht, wie ſie bis dahin allein unter den Deutſchen bekannt war, wenig gemein hatte. Nicht die Erblichkeit der Krone, nicht allein die Ausbreitung und einheitliche Verbindung des Reichs erſtrebten ſie; Otto III., der Sohn einer griechiſchen Kaiſertochter, begann den Grundſtein zu legen zu einem abendländiſchen Imperium, welches dem von Byzanz an Vollgewalt mindeſtens gleich käme.

Hochgeſteckten, fernliegenden Zielen jagten der Sohn und der Enkel Ottos des Großen nach, aber ihre Kräfte ſchwanden, ehe ſie zu denſelben gelangten. Und ſchlimmer noch, daß ſie über dem Fernen meiſt das Nächſte verſäumt hatten! Bald zeigte es ſich, daß ſie weder die inneren Gegenſätze im Reiche zu bewältigen, noch den Umfang des ererbten Reichs zu behaupten vermochten. Ueberall, außen und innen, geriethen ſie in endloſe Verwickelungen, denen ſie ſich nur mit Mühe

entzogen. Otto III. starb verlassen von der Welt, die er mit der 1002.
heraufbeschworenen Macht der alten Imperatoren zu beherrschen geträumt hatte.

Die Ottonen hatten das heilige römische Reich deutscher Nation begründet, und dieses Reich erhielt sich, als eine Nothwendigkeit, als eine himmlisch-schützende Macht von den Völkern gefürchtet und verehrt. Aber zu großen gesetzlichen Ordnungen, auf denen wie auf einem sicheren Fundament das Kaiserthum ruhte, brachten es die Ottonen mit Nichten. Zu einer umfassenden Reichsgesetzgebung, wie die der karolingischen Capitularien, haben sie niemals auch nur den Versuch gemacht. Das Schiff des Reichs schwankte noch umher auf den unstäten Wogen einer vielfach wandelnden Politik und unsicherer Traditionen.

Die Epoche, welche das Kaiserthum herstellte, war eine Zeit der gewaltigsten Gährung im ganzen Abendlande. Alle Theile des europäischen Staatslebens hatten sich aufgelöst und zersetzt; die Dinge fingen erst allgemach an sich zu klären und neue Gestalt zu gewinnen. Die Machtverhältnisse der Reiche hatten sich verschoben, die Stammesunterschiede verändert. Das ganze Leben erhielt durch die Allgewalt, mit der die Ideen des Lehnwesens vordrangen, eine neue Richtung. Das Ritterthum begann seinen Lauf um die Welt; die alte Gemeinfreiheit sank überall ohnmächtig darnieder. Wohl nirgends war der Umschwung bemerklicher, als in den deutschen Ländern; von der Kaiserpfalz aus bis zu dem Heerde des Bauern nahm man seine furchtbaren Erschütterungen wahr. Die uralte Gauverfassung löste sich auf; geistliche und weltliche Herrschaften bildeten sich in dem Gaubezirk. Die alten freien Gaugenossen wurden zum größten Theil Hintersassen der weltlichen und geistlichen Großen; nur einer Minderzahl gelang es sich als reichsfreie Leute zu retten. Nicht mehr der Grad der Freiheit bestimmte fortan den Stand, sondern die Stellung im Reichsheer, der ritterliche Lehndienst; immer größer wurde die Kluft zwischen dem Ritter im Sattel und dem Bauer am Pfluge. Und schon begannen die Deutschen, bisher auf ihren Fluren und Feldern, in freiliegenden Dörfern und waldbeschatteten Weilern wohnend, sich in großer Zahl in die Mauern der Burgen und Städte einzuschließen. Es entstanden die städtischen Gewerbe, und auch der Bürger schied sich vom Bauer.

Eine der größten, folgenreichsten Umwälzungen war im Zuge, welche unser Volk jemals erfahren hat. Und sie vollzog sich nicht durch eine allgemeine Gesetzgebung geregelt, nicht durch eine Alles be-

1002. herrschende Persönlichkeit geleitet, sondern lediglich nach den augenblicklichen Machtverhältnissen, oft genug unter Gewalt und Zwang. Die Kaiser haben diese Umwälzung nicht gehemmt — sie hätten es auch bei dem festesten Willen kaum vermocht — sie haben sie eher hervorgerufen und gefördert. Nicht daraus kann ihnen ein Vorwurf erwachsen, wohl aber erforderte die Sicherung des Reichs, daß sie diesen Umschwung der Verhältnisse besser genutzt hätten, als sie es thaten. Nicht die Krone zog aus ihm den großen Gewinn, sondern der Adel und Klerus. Alles baute, Alles gründete, Alles schuf in den deutschen Landen; aber während sich Otto III. Nebelschlösser auf Wolken baute, gründeten die Grafen und Bischöfe ihre Burgen auf Felsenklippen und brachten die Erndten der unter ihnen liegenden reichen Ebenen in ihre Scheuern. Der Trieb nach der Macht und dem Besitz war erwacht; mit unwiderstehlicher Kraft beherrschte er die Gemüther. Es war nicht mehr der Platz auf der Bärenhaut, den der Deutsche jetzt vor Allem liebte. Vielmehr war eine Thätigkeit ohne Gleichen, ein Hadern und Neiden, ein Ringen und Kämpfen um Reichthum und Gut, ohne Maß und Grenze; kaum ein Fußbreit deutschen Landes war unbestritten. Mit ihren Kriegen im Süden beschäftigt, haben die Ottonen der Hitze dieses Wettstreits sich zu wenig ausgesetzt und auch nur knappen Lohn aus demselben gewonnen.

Durch die Treue eines unermeßlichen, stets schlagfertigen und kampflustigen Vasallenheers hatten Heinrich und Otto der Große vor Allen ihre Herrschaft begründet; darauf beruhte die Stärke ihres Reichs in den Kämpfen der Zeit, darin aber auch zugleich die Schwäche seiner inneren Entwickelung. Die großen Reichsvasallen — „Saft und Kraft des Reichs," wie sie ein Mann jener Zeit nennt — hatten ihren reichen Antheil an den errungenen Siegen gehabt, zugleich aber auch ihren vollgemessenen Antheil an der Beute gewonnen. Zu dem von ihren Vätern ererbten Allodialbesitz hatten sie Lehen über Lehen, nicht selten auch große Schenkungen von Reichsgut davon getragen. Die Kriege hatten sie erstaunlich bereichert, und mit ihrem Reichthum unterhielten sie zahlreiche Dienstgefolge, bauten Burgen und ummauerten ihre Städte, mehr schon zu ihrer eigenen Vertheidigung, als zur Sicherung des Landes. Mit der Macht der Kaiser war so ihre eigene gestiegen und stieg von Tag zu Tag. Aber diese Macht war wenig befestigt, so lange die Lehen nicht erblich waren und der Grundsatz galt, daß alle Verleihungen vom Reichsgut nur für die Dauer der jeweiligen Regierung Gültigkeit hätten. Es lag da in der Natur der Dinge, daß sie in gleicher Weise, wie die Kaiser, ihre Macht zu be-

festigen, zu erweitern, ihre Gebiete in sich abzurunden suchten. Trach- 1002.
teten jene nach der Erblichkeit der Krone, so sie nach der Erblichkeit ihrer Lehen; gingen jene auf Eroberungen für das Reich aus, so faßten sie die Abschließung ihres Gebiets, das sie kaum noch als einen Amtssprengel ansahen, scharf in das Auge. Was die französischen und burgundischen Kronvasallen längst erlangt hatten, glaubten sie mit mindestens gleichem Rechte fordern zu dürfen. Daß sie ursprünglich Beamte des Reichs waren, fingen diese Herzöge, Markgrafen und Grafen immer mehr an zu vergessen; nicht der König mache sie, meinten sie, sondern sie den König. Treu und hold ihm als ihrem Lehnsherrn, so lange ihr Interesse mit dem seinen gleichen Schritt ging, traten sie, ein kraftvolles, hochgemuthetes und stolzes Geschlecht, bei der leisesten Verletzung ihrer vermeintlichen Ansprüche und Rechte dem Gesalbten des Herrn sofort verwegen und keck gegenüber. Nur auf Bedingungen hin glaubten sie sich ihm zu herkömmlich begrenzten Diensten und zum Gehorsam verpflichtet; darüber hinaus sahen sie sich als seines Gleichen, als hochfreie Männer gleich ihm an.

So fehlte es nie an Zündstoff für innere Kriege. Eine lange Reihe derselben geht durch die Geschichte der Ottonen, und meist erwuchs den misvergnügten Großen ein Haupt aus der herrschenden Familie selbst. Die fränkische Sitte der Erbfolge hatte einst allen Gliedern des königlichen Hauses einen gewissen Antheil an dem Erbe der Väter gesichert; das deutsche Reich fiel durch die Wahl ungetheilt in die Hand eines Einzigen. Die Brüder und Vettern, die Oheime und Schwäger des Königs standen nur den anderen Großen des Reichs gleich, aber sie waren unter ihnen meist die mächtigsten, anspruchsvollsten und trotzigsten; nur zu oft bereit, durch Empörung ihr vermeintliches Anrecht am Regiment zur Geltung zu bringen. Wie oft ist den Ottonen gerade von ihren nächsten Verwandten die Krone bestritten worden! Und welche gefahrvolle Wendungen für den Bestand des Reichs selbst nahmen meist diese Kämpfe! Durch glückliche Fügungen waren freilich noch immer die Empörungen niedergeworfen worden, aber sie hatten nichtsdestoweniger das Reich geschwächt und dauernd traurige Folgen zurückgelassen.

Noch andauernder als die Prärogativen der Krone wurden die Privilegien und der große Grundbesitz der Kirche von dem hohen Adel angefochten. Krone und Episcopat, in gleicher Weise von einem und demselben Feinde bedrängt, hatten zuletzt einen Bund geschlossen, der beiden Theilen unermeßliche Vortheile gewährte. Den Bischöfen gelang es erst so, sich in dem Besitzthum ihrer Kirchen einigermaßen zu

1002 sichern, und sie erhielten zugleich einen unmittelbaren, fast unbegrenzten Einfluß auf alle Reichsgeschäfte. Dem Reiche aber kam die Bildung, die Klugheit und Geschäftskenntniß des Klerus tausendfach zu gut, [illegible]es gewann, wie ein Schriftsteller jener Zeit sich ausdrückt, „die Loosen, die allein in jenen Tagen das Staatsschiff ohne Verlust in den sicheren Hafen zu führen vermochten."

Die Bischöfe jener Epoche, meist den vornehmsten Häusern entsprossen, mitten in den weltlichen Geschäften des Reichs lebend, in Person oft ihre Vasallen dem Heere der Kaiser zuführend und die Schlachten ihres Volks mitschlagend, waren nicht gerade geistliche Hirten, wie sie das Evangelium fordert; aber es fanden sich unter ihnen viele Männer von hochherzigen Gesinnungen, großartigen Anschauungen und klarer Erkenntniß der Weltlage. Geistige Kraft, Unverdrossenheit, Rührigkeit und Erfahrung waren in dem Episcopat damals in einem höheren Maße vereinigt, als in irgend einem andern Stande. Wie unähnlich die Glieder desselben auch sonst den ersten Jüngern des Herrn sein mochten, sie waren dennoch das Salz der Erde. Unsterbliche Verdienste erwarben sich diese Kirchenfürsten unfraglich um das deutsche Volk, unberechenbare Wohlthaten leisteten sie dem Reiche; aber auch sie dienten ihm nicht ohne hohen Lohn, wenn nicht für sich und ihre Familien, so doch für ihre Kirchen. Von Jahr zu Jahr wuchsen ihre Immunitäten, in die schon ganze Grafschaften aufgingen; unaufhörlich erhielten sie neue Privilegien und neue Schenkungen; mit verschwenderischer Gunst theilten die Kaiser die Regalien an sie aus. Es ist richtig, daß die Bischöfe damals noch diese Gunst meist durch Treue und Opferwilligkeit lohnten. Aus bischöflichen Vasallen bestanden größtentheils jene glänzenden Heere, die immer von Neuem die Alpen überschritten; durch den Beistand der Bischöfe wurden vor Allem die inneren Kriege bewältigt. Aber wie sehr würde man irren, wenn man sie lediglich für dienstbeflissene Beamte der Krone hielte! Das zeitliche Wohl ihrer Kirchen stand ihnen zuletzt doch höher, als das Interesse des Reichs. Was ihnen der heilige Martin, Moritz, Andreas, oder wer sonst ihr Schutzpatron war, zu gebieten schien, fiel ihnen schwerer in die Waage, als Wort und Gebot der Kaiser. Mit Unwillen sahen sie es, wenn der Nachfolger auf dem Throne, wie es häufig geschah, ihrem Heiligen wieder entzog, was der fromme Vorgänger willig geopfert hatte, wenn die Kaiser so oft willkührlich im Interesse des Reichs über das Gut ihrer Kirchen verfügten. Sie wußten es recht wohl, daß die Besetzung der Bisthümer nach kaiserlicher Gunst nicht den alten kirchlichen Bestimmungen entsprach. Auch

hatten sie es nicht ganz vergessen, daß sie noch einen andern Herrn 1002.
auf Erden hatten, als den Kaiser. Das Band, mit dem sie einst der angelsächsische Mönch an den heiligen Petrus und dessen Nachfolger geknüpft hatte, war gelockert, nicht gelöst; die pseudoisidorischen Decretalien waren bei Seite gelegt, nicht vernichtet. Und noch lebte Papst Silvester II., und die französischen Mönche zogen eines nach dem andern von jenen verstaubten Kirchengesetzen wieder an das Tageslicht.

An weltlicher Macht standen die Bischöfe den Herzögen und Grafen kaum nach. Auch sie hatten jetzt große Vasallenheere, befestigte Städte und starke Burgen; überdies durch die bessere Bewirthschaftung ihrer Herrschaften meist sicherere Einkünfte und einen gefüllteren Schatz. Diese Macht der Kirche schien und war noch ein Bollwerk der Krone gegen den Uebermuth der weltlichen Fürsten, aber sie konnte doch nicht minder dereinst der Geistlichkeit auch als Wehr gegen die Gewalt der Krone dienen. Schon zeigte es sich deutlich, daß die Kaiser nicht überall auf die Ergebenheit des Klerus zählen konnten. Wie hartnäckig hatte nicht Willigis von Mainz sein Recht gegen seinen kaiserlichen Zögling vertheidigt! Wenige Jahre nach Ottos III. Tode geschah es, daß ein Magdeburger Dompropst seinem Könige erklärte, die Freiheit des Volks würde durch die Willkühr des Herrschers vernichtet und nur ein leerer Schein der Freiheit bliebe übrig, wenn man sich allen Geboten des Königs füge. *) Und nicht so lange nachher wagte ein Bischof von Metz den König beim römischen Papst zu belangen. So fand die Krone auch in der hohen Geistlichkeit schon eine neue Schranke ihrer Gewalt.

Nur eine imponirende Stellung in den außerdeutschen Ländern hätte dem Kaiser da noch im Innern des Reichs einen allgebietenden Einfluß zu sichern vermocht, wie ihn einst Otto I. geübt hatte. Aber seit jener unheilvollen Schlacht in Calabrien war die Herrschaft der Kaiser über die fremden Nationen mehr und mehr gelähmt worden; Schritt für Schritt ging der errungene Principat über die abendländischen Völker zurück. Die Dänen erkannten die Abhängigkeit vom Kaiser nicht mehr an; die von Otto I. begründeten Bisthümer bestanden fast nur dem Namen nach. Die Mehrzahl der wendischen Stämme hatten das Joch der Deutschen und mit ihm den Zwang des Chri-

*) Der Propst Walthard berief sich dabei auf einen Ausspruch des Dichters Lucanus, den er aber wunderlich genug verdreht hatte. Vergl. Lucan. Phars. III. 145. und Thietmar V. 24.

1002. stenthums abgeschüttelt; in zwanzigjährigen Kämpfen hatten sie ihre Freiheit behauptet. Nur die Abodriten und Wagrier bewahrten mit dem Christenthum noch eine gewisse Abhängigkeit vom Reich, aber auch ihr Verhältniß war unsicher und schwankend. Dann waren in Osten von zwei immerdar ruhmreichen Fürsten gewaltige Reiche begründet worden, nicht ohne Beihülfe des dritten Otto, der die Macht des Kaiserthums, indem er sie auf eine unerreichte Höhe zu heben suchte, in Wahrheit untergrub. Das polnische und ungersche Reich, wie sie von Boleslaw Chrobry und Stephan dem Heiligen errichtet waren, schwächten oder vernichteten den Einfluß der deutschen Herrschaft und der deutschen Kirche in Gegenden, wo er bereits festen Fuß gefaßt hatte, oder wo sich ihm doch ein weites Feld für die Zukunft eröffnete. Indessen war auch im Westfrankenreiche der letzte Schimmer deutscher Oberherrschaft erblichen. Der Stamm der Karolinger, der sich lange nur durch den Schutz der Ottonen auf Frankreichs Thron erhalten hatte, war aus der Herrschaft verdrängt und starb bald auf deutscher Erde aus; das neue Geschlecht der Capetinger gründete aber von Anfang an seinen Thron auf die Selbstständigkeit der französischen Nation. Und schon erhob sich auch Italien abermals zu dem Gedanken eines freien, einheimischen Königthums. Unter den Großen des Landes fand sich in Arduin ein Mann, der den Versuch wagte, die Rolle Hugo Capets für Italien auf sich zu nehmen und ein neues Königshaus dort zu begründen. Als Otto III. starb, stand ganz Italien in Aufruhr, und alle Verbindungen Deutschlands mit Rom waren für den Augenblick unterbrochen. Ueberall waren die Nationen sich ihrer eigenen Kraft bewußt geworden und wollten sich selbstständig und nach ihrer Art regiert sehen. „Jedes Volk" — meint im Eingange seines Decrets der heilige Stephan — „wird am Besten nach seinen eigenen Gesetzen regiert."

Wie beengt war da der weite Wirkungskreis, den Otto der Große dem deutschen Volke eröffnet hatte! Das Feld des Ruhmes war überall geschmälert; kaum irgendwo zeigte sich dem Adel, dessen Kampflust mehr als je erregt war, eine Gelegenheit zu glorreichen und gewinnverheißenden Unternehmungen, und der Geistlichkeit wurde jene segensreiche Arbeit an der Mission behindert, die sie mit so edlem Eifer angegriffen hatte. Bald traten die traurigen Folgen der schwindenden äußeren Macht auch im Inneren des Reichs hervor. Die kriegerische Kraft des Adels warf sich, seitdem sie außerhalb des Reichs keine Befriedigung mehr fand, aufs Neue in innere Fehden. Schon konnte der Landfriede in keinem deutschen Lande mehr streng gehand-

habt werden. „Unſere Vorfahren“ — ſo klagt Thietmar, der in 1002.
der Merſeburger Chronik ſeiner Zeit einen treuen Spiegel vorhielt —
„unſere Vorfahren, die wackeren Ritter, allezeit getreu ihren Königen,
ließen ihre Kampfluſt an den fremden Völkern aus, aber wütheten
nicht gegen das Reich, wie es jetzt an der Sitte.“ In dieſen inneren
Fehden verwilderte von Neuem der Adel, während die Geiſtlichkeit,
ſeitdem die Miſſion ihr entſchwand, mehr und mehr ihren höheren
Beruf aus den Augen verlor und nur allzuſehr in weltliches Treiben
verſank. „Unſere Vorfahren, die heiligen Väter,“ — ſchrieb Biſchof
Arnulf von Halberſtadt — „verwandten ihren ganzen Fleiß darauf,
die Seelen zu retten, wir denken nur daran, die Leiber zu pflegen;
ſie ſtritten um den Himmel, wir ſtreiten um irdiſches Gut.“ Nicht
allein, daß das Sinken der kaiſerlichen Macht der Krone das Uebergewicht über die Reichsfürſten nahm; es löſte zugleich auch die ſittlichen
Bande des Reichs auf und untergrub damit immer mehr das Fundament deſſelben in ſeiner Tiefe.

So bedrohlich dieſe Anzeichen für die Zukunft des Reichs waren,
ſo mußte doch den tiefer Blickenden vor Allem der Verfall der alten Sitten, der ſich gleichzeitig in unſerem Volke ankündigte, mit ernſter Beſorgniß erfüllen. Die Deutſchen hatten in Italien alle Genüſſe des
Lebens, alle Laſter einer verwilderten Nation kennen gelernt. Mit der
höheren Bildung und dem geſteigerten Handelsverkehr war auch das
Gefallen an dem äußeren Schmuck des Lebens geſtiegen. Der Hang
zur Ueppigkeit und Prunkſucht griff weiter und weiter um ſich und
hatte namentlich die höheren Kreiſe des Volkes erfaßt. Die Liebe zum
Beſitz ſteigerte ſich zu unerſättlicher Habgier; das Gold fing an, eine
unwiderſtehliche Macht über deutſche Herzen zu üben. Die Verderbniß ergriff die Weiber nicht minder ſchnell, als die Männer. Die
einſt ſo tugendſamen Edelfrauen ſchmückten ſich ſchon hoffärtig mit eitlem Tand, lernten die Künſte der Gefallſucht und überließen ſich vielfach dem üppigſten Leben. Unzucht und Ehebruch galten vielen von
ihnen bereits als erläßliche Sünden, und auf dem abſchüſſigem Wege
der Sünde geriethen ſie ſchnell von Gräuel in Gräuel. Schon gaben
deutſche Frauen dem Mordſtahl ihre eigenen Gatten, ihre eigenen Kinder preis. Wir werden alsbald von der Gräfin Adela, einer deutſchen Medea, zu erzählen haben. Ihr Beiſpiel ſtand nicht allein.
Thietmar von Merſeburg klagt beſonders ſeine Zeit an wegen der
Menge der verführten Mädchen und jener ehebrecheriſchen Frauen,
„die dem holden Abo und dem ſanften Jaſon zu Liebe ihre rechtmäßigen Ehegatten verſchmähen und endlich der mörderiſchen Hand des

1002. Buhlen überliefern.“ Auf einer Synode zu Frankfurt im Jahre 1027 wurde über zwei edele Frauen, Goderun und Willekuma, Gericht gehalten: der einen wurde der Mord des Grafen Siegfried, der andern der Tod ihres eigenen Sohnes vorgeworfen. Je größer von jeher der Zauber war, den Frauenliebe und Frauenwort auf die Deutſchen übten, je tiefer mußte ſolcher Verfall weiblicher Sitte verderblich in das innerſte Leben der Nation eingreifen.

Die Sitte eines Volks iſt freilich von härterem Stoff, als daß ſie ſich plötzlich zerſetzte, wie der Schnee auf den Fluren ſchmilzt bei den erſten Lüften des Frühlings. Die markige Kraft der alten Germanen war noch mit Nichten gebrochen; kein Volk war noch an ritterlichen Tugenden reicher, als die Deutſchen; Heldenmuth, Standhaftigkeit, Tapferkeit, waren mit ihrem Namen verwachſen. Es gab andere hohe ſittliche Eigenſchaften, die ſich ſogar erſt jetzt mit der höheren Kultur in unſerem Volke entwickeln konnten und entwickelten. Aber zu leugnen iſt nicht, daß jene zarteſten und doch ſtärkeſten Tugenden, der Reinheit und Keuſchheit, der Wahrheit und Schlichtheit, der Treue und Liebe — jene Tugenden, um die einſt vornehmlich Tacitus die Germanen bewundert und beneidet hatte — in bedenkliche Abnahme geriethen; und zwar zuerſt und zumeiſt in den höheren Ständen, welche über das Schickſal des Volks faſt ſchon ausſchließlich entſchieden. Je gewiſſer es aber iſt, daß es vor Allem die ſittliche Tüchtigkeit und Reinheit unſeres Volks waren, auf denen als auf ihrem innerſten Grunde die Herrſchaft und Weltſtellung der Kaiſer beruhte, je drohender waren dieſe Anzeichen ſittlicher Fäulniß für den Beſtand des Kaiſerreichs, für die Zukunft Europas.

Noch ſtand der Kaiſerthron, noch leuchtete weithin ſein Glanz, aber er ruhte nicht auf dem ſicherſten Grunde. Der trügeriſche Schimmer, der um das phantaſtiſche Römerreich Ottos III. ſpielte, hat die Nachwelt mehr geblendet, als die Zeitgenoſſen. Dieſe erkannten recht wohl, in wie gefährdeter Lage das Reich war, als der letzte Sproß vom Mannsſtamm Ottos des Großen ein unglückliches Ende fand. Wer auch ſein Nachfolger werden ſollte, die ſchwierige Aufgabe fiel ihm zu, das Reich auf dem einmal gelegten Grunde neu zu befeſtigen. Und fürwahr, unter den ungünſtigſten Umſtänden war dieſe Aufgabe zu löſen. Bisher war die Macht unverkürzt von dem Vater auf den Sohn übergegangen; jetzt zum erſten Mal ſeit einem Jahrhundert konnten die Reichsfürſten, die im Weſentlichen das Wahlrecht des Volkes übten, daran denken, dieſes Recht zu benutzen, um dem Fürſten ihrer Wahl Bedingungen zu ſtellen, und die Meiſten von ihnen

waren nicht gewillt, sich diese Gunst des Geschicks ohne Gewinn ent- 1002.
gehen zu lassen. Und bald zeigten sich überdies mehrere Bewerber um die Krone, mit ihnen die Gefahren innerer Spaltungen; selbst die Einheit des Reichs wurde noch einmal in Frage gestellt. Die Ehre des deutschen Volks, das Heil der Welt lag auf der Waage!

2.

Die Thronbesteigung Heinrichs II.

Kaum hatte sich die Nachricht vom Tode Ottos III. durch die deutschen Gaue verbreitet, als auch schon drei edle Männer begierig die Hand nach der Krone des Reichs ausstreckten. Es waren der Herzog Heinrich von Baiern, der nächste Verwandte des verstorbenen Kaisers; der ruhmreiche Markgraf Eckard von Meißen, die Blüthe des deutschen Adels; und der reiche Herzog Hermann von Schwaben, ein weichherziger Mann, der mehr den Einflüsterungen Anderer als der Stimme des eigenen Herzens folgte. Auch der junge Ehrenfried, der Sohn des Pfalzgrafen Hermann und Schwager Ottos III., soll seine Gedanken zum Throne erhoben haben und von dem sterbenden Kaiser den Fürsten empfohlen sein; in den Wahlkampf hat er sich nicht begeben.

Heinrich von Baiern trat zuerst und am Offensten mit seinen Absichten an den Tag; die ehrgeizigen Bestrebungen seines Vaters und Großvaters nahm er auf unter Umständen, die ihm einen glücklicheren Erfolg verhießen. Unter den Augen des trefflichen Bischofs Wolfgang von Regensburg hatte er eine ausgezeichnete Erziehung genossen und seine guten Gaben günstig entwickelt. Von früh an der Kirche aufrichtig ergeben, galt er viel bei der Geistlichkeit. Auch bei dem Volke seines Landes hatte er sich Ansehen gewonnen, da er sein Herzogthum seit mehreren Jahren rühmlich verwaltet. Der letzten Ermahnung seines Vaters eingedenk, hatte er gegen die Sitte seines Hauses seinem kaiserlichen Vetter unverletzt die Treue, selbst unter schweren Anfechtungen, bis an dessen Ende bewahrt; den Gehorsam, den er von Anderen forderte, bewies er zuerst. Bei seiner Jugend — er hatte noch nicht das dreißigste Jahr erreicht — konnte man eine kraftvolle Regierung von ihm erwarten; um so mehr, als er im hohen Maaße jene Klugheit, Gewandtheit und Entschlossenheit

1002. kundgab, die ſeinen Vater und Großvater ausgezeichnet hatten. Auch ihren Ehrgeiz beſaß er. Aber nicht beſondere Verdienſte, die er ſich bereits erworben hatte, waren es und konnten es ſein, auf die er ſeine Anſprüche gründete; es war vielmehr lediglich ſeine nahe Verwandtſchaft mit den Ottonen. Nachdem der Mannsſtamm Ottos des Großen ausgeſtorben war, glaubte er ſich als der älteſte Enkel des zweiten Sohnes Heinrichs I. jetzt nach Erbrecht zum Throne berufen.

Und in der That, wenn man die deutſche Krone als ein Erbgut der Ludolfinger anſah, waren Heinrichs Anſprüche unbeſtreitbar. Nur einen Mann gab es, der ſie vielleicht hätte anfechten können. Es war der alte Herzog Otto von Kärnthen, der Sohn der Liutgarde, der älteſten Tochter Ottos des Großen. Aber Herzog Otto zeigte nicht die geringſte Neigung auf den Wahlplatz herabzuſteigen. Sobald Heinrich mit ihm in Unterhandlungen trat, erklärte er, daß er nicht gewillt ſei, die ſchwere Laſt der Reichsregierung auf ſeine Schultern zu nehmen, daß er vielmehr Heinrichs Wahl auf alle Weiſe befördern wolle. Dies Verſprechen hielt der alte Herzog; ſelbſt als ſein Sohn Konrad, der Eidam Herzog Hermanns von Schwaben, auf die Seite ſeines Schwiegervaters trat. Von dieſer Seite geſichert und ermuthigt durch die Zuſtimmung aller baierſchen Grafen und Biſchöfe ging Heinrich geraden Wegs auf ſein Ziel los und ſäumte nicht von dem Reich wie von ſeinem Erbgut Beſitz zu ergreifen.

Schon als Heinrich den Leichenzug ſeines kaiſerlichen Vetters bei Polling empfing und dann über Augsburg nach Neuburg an der Donau begleitete, legte er unverhohlen den Fürſten an den Tag, daß er ſich als den rechtmäßigen Erben der Krone anſah. Er verlangte von jedem ſofort das Verſprechen der Wahl; er bemächtigte ſich der Kaiſerleiche, gleich als ob ihm allein die Sorge für ihre Beſtattung obläge; er brachte die Reichsinſignien in ſeine Hand und ſetzte Erzbiſchof Heribert von Köln in Haft, weil er heimlich die heilige Lanze vorausgeſchickt hatte. Nicht eher entließ er den Erzbiſchof, als bis er ihm die Auslieferung der Lanze angelobt und zum Unterpfand ſeines Worts ſeinen Bruder als Geißel geſtellt hatte. Erſt als er im Beſitz aller Reichsinſignien war, gab er auf Bitten ſeines Schwagers Heinrich die Kaiſerleiche frei und ſchied von dem Trauergeleit; doch nicht ohne ſich von jedem der Fürſten beſonders zu verabſchieden und ihm ſeine Wahl noch einmal dringend ans Herz zu legen.

Dennoch hatten Heinrichs Bewerbungen damals nicht den gewünſchten Erfolg gehabt. Der Biſchof von Augsburg allein ging beſtimmte

Verpflichtungen gegen ihn ein; Erzbischof Heribert und die anderen 1002.
Fürsten ließen sich nur zu der Erklärung bewegen, sie würden sich gern dem fügen, was die Mehrzahl beschließe. Wir hören, sie fanden Vieles an Heinrich auszusetzen; vor Allem gewiß, daß er auf sein Erbrecht pochte, während sie frei ihr Wahlrecht zu üben gedachten. Ueberdies war er kränklich; ein angebornes, von seinen Vorfahren ererbtes Leiden, das man als Kolik bezeichnete, hemmte ihn oft Wochen lang an jeder angestrengten Thätigkeit. Er lebte in bisher kinderloser Ehe mit Kunigunde, der Tochter des rheinischen Grafen Siegfried, einer weitläufigen Verwandten des kaiserlichen Geschlechts. Graf Siegfried hatte eine große Anzahl von Kindern, aber ohne ein reiches Erbe hinterlassen. Das ganze Haus, später nach der Luxemburg benannt, die es erst seit einem Menschenalter erworben hatte, erwartete seinen Glückstern von dem reichen und mächtigen Baiernherzog und gab sich, je größer Kunigundens Einfluß auf ihren Gemahl war, um so schrankenloseren Hoffnungen hin.

Indessen war auch Markgraf Eckard als Heinrichs Mitbewerber hervorgetreten. Kein Erbrecht konnte er geltend machen, aber um so mehr empfahl ihn der Glanz ausgezeichneter Thaten. Schon in den Kämpfen Ottos II. gegen die Araber hatte er sich ausgezeichnet und dann wesentlich dazu beigetragen, daß Otto III. als Knaben die Krone erhalten blieb; damals stritt er gegen den Vater dieses Heinrichs, als dessen Nebenbuhler er jetzt auftrat. Zum Lohn seiner Dienste hatte er die Markgrafschaft Meißen, die seinem Vater entzogen war, zurückerhalten und hier in siegreichen Schlachten gegen die Wenden und Böhmen um so größeren Ruhm gewonnen, je weniger Erfolge man in den anderen Marken erzielte. In heißen Kämpfen nahm er die Feste Meißen den Böhmen ab und stellte das von Otto I. errichtete Bisthum her; die Milzener in der Oberlausitz unterwarfen sich seinem Schwerdte; glückliche Kriegszüge führten ihn bis in das Herz des Böhmerlands, Herzog Boleslaw II. mußte sich vor ihm beugen, dann dessen Sohn Boleslaw III. „der Rothe," ein böser und unfähiger Fürst, ihm den Lehnseid schwören. Der streitbare Polenfürst Boleslaw Chrobry war Eckard durch nahe Verwandtschaft verbunden, die dieser noch durch eine Verbindung seines Sohnes Hermann mit einer Tochter des Polen erneuerte und verstärkte; gegenseitige Achtung knüpfte außerdem einen festen Freundschaftsbund zwischen den beiden ausgezeichneten Fürsten.

An glänzender Anerkennung hatte es Eckard weder vom Kaiser noch von dem Volke gefehlt; dieses hatte ihn durch seine Wahl zum

1002. Herzog von Thüringen erhoben, jener ihm den größten Theil seiner Lehen als Eigenthum überlassen. Als Eckard zu Rom Crescentius und die Engelsburg zu Fall gebracht hatte, gab es keinen der weltlichen Großen des Reichs, der mehr am Hofe gegolten hätte als er. „Eckard war," wie Thietmar sagt, „eine Zierde des Reichs, eine Säule des Vaterlands, die Hoffnung der Seinigen, ein Schrecken der Feinde — ein vollendeter Mann, wenn er sich selbst zu beherrschen vermocht hätte." Gewiß würde Eckard, der noch in den Jahren rüstiger Manneskraft stand, wäre er an die Spitze des Reichs gestellt worden, demselben den kräftigsten Aufschwung gegeben haben.

Auf die Thüringer konnte Eckard bei seiner Bewerbung um die Krone unbedingt zählen. Auch der Fürsten des östlichen Sachsens glaubte er sicher zu sein, da er mit den einflußreichsten unter ihnen in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen bestand. Er war mit Swanehild, der Tochter Hermann Billings und Wittwe des Markgrafen Thietmar, vermählt und somit der Schwager Herzog Bernhards und Stiefvater des jungen Markgrafen Gero, unter dem die Ostmark stand. Bei den Sachsen war bisher die Herrschaft gewesen; wollten sie dieselbe bei ihrem Stamme erhalten, so war Niemand derselben würdiger, als er. Als sich daher die Großen Ostfalens auf die Kunde vom Abscheiden Ottos III. zu Frosa (unweit Magdeburg) versammelten und über die Lage des Reichs beriethen, wandten sich sogleich Aller Blicke auf Eckard, und ungescheut trat dieser selbst mit seinen Ansprüchen hervor. In der Versammlung waren außer andern Bischöfen und Großen des Landes Herzog Bernhard, Erzbischof Giseler und die Markgrafen Gero und Lothar. Sie alle waren Eckard geneigt, außer dem Letzten.

Markgraf Lothar, aus dem Geschlecht der Stader Grafen und mit der Nordmark belehnt, war vor geraumer Zeit mit Eckard in erbitterte Feindschaft gerathen. Sie hatten sich früher nahe gestanden und sogar ein Eheverlöbniß zwischen ihren erstgebornen Kindern geschlossen. Als aber Eckard von Ehren zu Ehren stieg, mochte die Verbindung seiner Tochter Liutgarde mit Lothars Sohn Werner seinen Anforderungen an die Zukunft nicht mehr entsprechen; ohne genügenden Grund suchte er den in aller Form geschlossenen Vertrag zu lösen. Der junge Werner, um seine Braut bekümmert, wagte sie mit Einwilligung seines Vaters zu entführen, wurde aber alsbald genöthigt, sie auszuliefern, und mußte in erniedrigender Weise für sein Vergehen um Verzeihung bitten. Dies war drei Jahre zuvor geschehen; seitdem hatte Lothar den ihm angethanen Schimpf nimmerdar vergessen, und

die Stunde der Vergeltung war jetzt gekommen. Als er die Bereitwilligkeit der sächsischen Fürsten sah, Eckards Bewerbungen um die Krone zu unterstützen, berief er die Angesehensten derselben zu einer geheimen Unterredung und wußte sie hier zu dem Versprechen zu bewegen, weder im Besondern, noch gemeinschaftlich eine Verpflichtung wegen der Königswahl einzugehen, ehe sie nicht auf einem neuen Tage zu Werla zusammenträten. Nur Eckard weigerte sich eines solchen Versprechens und brach, da er sah, wohin Lothars Absichten gingen, unmuthig in die Worte aus: „Markgraf Lothar, weshalb trittst du mir entgegen?" „Merkst du nicht," antwortete Lothar, „daß dir das vierte Rad am Wagen fehlt?" Damit waren Eckards Hoffnungen zu Frosa vereitelt. Der günstigste Augenblick war verstrichen, ohne daß er zu einem sicheren Ziel gelangte, und bald trübten sich seine Aussichten mehr und mehr. 1002.

Markgraf Lothar begab sich sogleich mit seinem Oheim Rikbert, den Otto III., wir wissen nicht aus welchem Grunde, der Grafschaft entsetzt hatte, heimlich nach Bamberg zu Herzog Heinrich und unterrichtete ihn von der Lage der Dinge in Sachsen und Eckards Absichten. Heinrich empfing den Markgrafen auf das Beste, verbürgte Rikbert die Rückgabe seiner Grafschaft und fesselte beide ganz an sein Interesse. Sie riethen ihm einen Vertreter nach Werla zu senden, um dort die sächsischen Großen auf seine Seite zu ziehen und vornehmlich die Schwestern Ottos III., Sophie und Adelheid, die unter ihrem Volke das größte Ansehen genossen, für sich zu gewinnen. Heinrich, ihrem Rathe folgsam, sandte sogleich einen seiner Vasallen nach Werla, der sich auf das Geschickteste seines Auftrages entledigte. Glänzende Belohnungen versprach er Allen, die Heinrichs Wahl unterstützen würden, und mit zum Himmel erhobener Rechte gelobten die anwesenden Fürsten feierlich, in allen Dingen Heinrich ihre Dienste zu widmen und ihm zum Reich zu verhelfen, das ihm „nach Erbrecht" gebühre. Auch die Schwestern Ottos III. wurden völlig für Heinrich gewonnen, so daß nun die ganze kaiserliche Familie auf seiner Seite stand.

Eckard war bei diesen Vorgängen nicht zugegen gewesen, aber er erhielt schleunigst davon Kunde. Im ersten Augenblicke unterdrückte er seinen Unmuth, aber ein Mann wie er konnte es nicht lange über sich gewinnen, seine Entrüstung zu bergen. Vor Allem war er auf die kaiserlichen Schwestern erbittert, und auf eine rohe Weise ließ er sie seinen Zorn verspüren. Sie hatten für den Abend desselben Tages, wo sich die Sachsen für Heinrich erklärten, ein festliches Mahl ihren

1002. Anhängern bereitet; ehe noch die Gäste eintrafen, drang Eckard mit dem Herzog Bernhard, dem Bischof Arnulf von Halberstadt und Anderen seiner Freunde in den Saal, sie ließen sich keck an der reichbesetzten Tafel nieder und verzehrten, was für Andere zugerichtet war. Dieses eines ritterlichen Mannes unwürdige Benehmen erbitterte allgemein gegen Eckard, und bald sah er seine Sache unter den Sachsen zu Werla verloren. Er beschloß deshalb, sich nach Duisburg zu begeben, wo er mit Herzog Hermann und dessen Anhängern zusammentreffen und sich mit ihnen gegen Heinrich verständigen wollte.

Denn inzwischen war auch Herzog Hermann von Schwaben offen mit seinen Bewerbungen um die Krone hervorgetreten. Er war Heinrich verwandt; seine Gemahlin Gerberga war eine burgundische Königstochter, eine Stiefschwester von Heinrichs Mutter Gisela. Gerberga, eine Nichte der Kaiserin Adelheid, hatte ihren Gemahl zugleich in verwandtschaftliche Beziehungen mit dem Kaiserhause gebracht, und diese waren noch verstärkt worden, als Hermann seine Tochter Mathilde dem fränkischen Konrad, dem Sohne des Herzogs Otto von Kärnthen, vermählte. Aber weder Erbansprüche an die Krone konnte Hermann gegen Heinrich geltend machen, noch nennenswerthe Verdienste gegen Eckard in die Wagschale legen. Trotzdem hatte er sich von Andern — namentlich waren es mehrere rheinische Bischöfe und jüngere Fürsten — verleiten lassen, seine Augen auf den Thron zu richten. Vor Allem empfahlen ihn seine Milde, Nachgiebigkeit, Bescheidenheit und Frömmigkeit seinen Anhängern; sie hofften einen nachsichtigen König in ihm zu finden, der ihnen freien Spielraum ließe, ihre besonderen Interessen zu fördern. Dazu war Hermann überaus reich an Geld und Gut; Schwaben und der Elsaß boten ihm große Hülfsquellen dar, und auch auf den Beistand seines burgundischen Schwagers, des Königs Rudolf, mochte er zählen.

Hermann hatte die Leiche Ottos III. nach Achen geleitet; dort
5. April. hatten die bei der Bestattung anwesenden Großen Schwabens und Unterlothringens ihm ihren Beistand zugesagt und besonders Heribert von Köln eifrigst Hermanns Erhebung betrieben. Bald danach erreichte ihn Markgraf Eckards Aufforderung nach Duisburg zu kommen, aber er wies sie zurück, wie denn in der That eine Verhandlung mit diesem Nebenbuhler zu keinem Ziel führen konnte. So von Neuem in seinen Berechnungen getäuscht, beschloß Eckard nach seiner Heimath zurückzukehren. Auf dem Heimwege wurde er zu Hildesheim von Bischof Bernward mit königlichen Ehren empfangen.

Weniger feſtlich war ſchon der Empfang zu Paderborn, wo ihn Bi- 1002
ſchof Rethar durch Ermahnungen von ſeinem verwegenen Streben ab-
zubringen ſuchte. Als er dann in Nordheim, einer Beſitzung des Gra-
fen Siegfried, einkehrte, warnte ihn bereits die Gräfin Ethelinde auf
ſeine Sicherheit Bedacht zu nehmen. Sie theilte ihm mit, daß ihre
Stiefſöhne Siegfried und Benno mit mehreren anderen angeſehenen
Herren ſich gegen ihn verſchworen und ihm auf dem Wege Nachſtel-
lungen bereiteten. Sie bat ihn, in Nordheim zu übernachten, oder
mindeſtens nicht die Straße nach Pöhlde zu nehmen, die er zu zie-
hen beſchloſſen hatte. Aber Eckard ließ ſich nicht ſchrecken; er ver-
folgte den bezeichneten Weg, indem er jedoch ſeine bewaffneten Be-
gleiter vorſorglich zuſammenhielt. Die Verſchworenen harrten ſeiner,
aber es fehlte ihnen eine günſtige Gelegenheit, ihm auf der Straße
beizukommen; deshalb folgten ſie ihm heimlich nach Pöhlde, entſchloſ-
ſen, hier in der Nacht ihren Anſchlag auszuführen.

Eckard, als er zu Pöhlde eingetroffen war, begab ſich nach der
Abendmahlzeit zur Ruhe; das Lager war ihm in einem Gemach
zu ebner Erde bereitet. Einige der Seinen begleiteten ihn, die
Andern lagerten ſich in einem nahen Saale. Kaum waren die Letz-
teren vom Schlafe überwältigt, ſo brachen die Verſchworenen in den
Saal und überwältigten die Schlaftrunkenen. Ein gewaltiger Lärm
erhebt ſich. Eckard ſpringt vom Lager auf, wirft ſeine Kleider in den
Kamin, um bei der hochaufſchlagenden Flamme deutlicher um ſich
ſchauen zu können und öffnet das Fenſter. Aber ſchon wird er ſelbſt
von den Feinden umringt, welche das Fenſter erſteigen und die Thür
erbrechen, an der ſein treuer Diener Hermann blutend niederſinkt.
Die geringe Begleitung, die Eckard umgiebt, wird überwältigt; er
allein leiſtet noch Widerſtand, bis ihn ein Lanzenſtoß Siegfrieds in
den Rücken trifft. Da ſinkt auch er und haucht den letzten Athem
aus. Die Feinde plünderten ſeinen Leichnam und hieben ihm das
Haupt ab.

So endete Eckard, der ausgezeichnetſte Kriegsmann ſeiner Zeit,
deſſen Verluſt man bald genug ſchmerzlich empfand. Siegfrieds und
ſeiner Genoſſen Beweggründe zu der blutigen That waren ſchon den
Zeitgenoſſen dunkel. Einige meinten, ſie hätten die den kaiſerli-
chen Fürſtinnen angethane Schmach rächen und ſich deren Dank ver-
dienen wollen. Andere ſahen dagegen Herzog Heinrich als den ge-
heimen Anſtifter des Mordes an; abgeſehen von dem Vortheile, der
ihm in dieſem Augenblick aus dem Tode ſeines Nebenbuhlers erwuchs,
meinten ſie, habe Heinrich gegen ihn ſchon längſt auf eine blutige

1002. Rache gebrütet, da er einst auf Betrieb des mächtigen Mannes von Otto III. gegeißelt war. Soviel scheint gewiß, daß die Mörder Eckards straflos ausgingen, und nahe liegt allerdings der Verdacht, daß Herzog Heinrich dem Morde nicht fern stand. Dieses Ereigniß füllt eins der dunkelsten und schwärzesten Blätter in seiner Geschichte.

Der Tod Eckards machte sich sogleich nicht nur im Reiche, sondern noch mehr in den wendischen Marken, in Böhmen und Polen fühlbar. Boleslaw, der kühne und hochstrebende Pole, betrauerte nicht so sehr den Tod des Freundes, als er über den Untergang dieses ihm allein gefährlichen deutschen Grenzhüters frohlockte. Jetzt, glaubte er, sei seine Stunde gekommen; er sammelte sofort sein Heer, bemächtigte sich der ganzen Ostmark auf dem rechten Elbufer, nahm Bautzen im Lande der Milzener ein und gewann die Feste Strehla, die durch den Elbübergang für ihn besonders wichtig war. Die Einwohnerschaft von Meißen, durch Boleslaws Geld gewonnen, empörte sich gegen die deutsche Besatzung und öffnete dem Polen die Thore, nachdem der Burggraf mit den Seinen nur mit Mühe freien Abzug erlangt hatte. Alles Land bis zur Elster fiel in seine Hand, und überall legte er polnische Besatzungen in die deutschen Festen. Der größte Theil der Ostmark und die ganze Mark Meißen waren bereits in seinem Besitz, als die sächsischen Fürsten endlich anfingen, Maaßregeln zu ergreifen, um ihm entgegenzutreten. Aber der schlaue Polenherzog wußte diese zu hintertreiben, indem er ihnen Boten entgegensandte und sie überredete, er habe im Einverständniß mit Herzog Heinrich gehandelt; dessen Entscheidung werde er sich unterwerfen, wenn derselbe zur Krone gelange; sollte dies nicht der Fall sein, so verspreche er, sich dem Willen der sächsischen Fürsten zu fügen. Die Fürsten glaubten seinen trügerischen Worten und bewiesen ihm sogar eine unziemliche Unterwürfigkeit und Freundschaft.

Der Verlust der wendischen Gegenden, die Eckard dem Reiche wiedergewonnen hatte, war nicht allein für dieses sehr empfindlich; er bedrohte zugleich den Böhmenherzog, dessen Land mehr und mehr von den eroberten Gebieten des Polenherzogs umspannt wurde. Schon hatte dieser Schlesien, Chrobatien und Mähren in seiner Gewalt und setzte sich nun auch in den Elbgegenden fest, die ihm den bequemsten Eingang in das Innere des böhmischen Landes darboten. Der Böhmenherzog begriff, daß es auf die Vernichtung seiner Herrschaft abgesehen war, und schloß sich deshalb auf das Engste an Heinrich an.

Heinrichs Anhang wuchs von Tage zu Tage. Die Baiern, die 1002
Kärnthner und die Großen der baierschen Marken waren mit ihm, der Böhme unterstützte ihn, die Sachsen hatten sich theils schon zu Werla für ihn entschieden, theils gingen sie nach Eckards Tode zu ihm über. Vor Allem erklärten sich jetzt auch Herzog Bernhard und die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt für ihn und ließen es ihn leicht verschmerzen, daß sich Erzbischof Gisiler und einige andere Herren auf Hermanns Seite wandten. Als Heinrich im Anfange des Juni mit einem baierschen Heere in Franken erschien, fiel auch hier Alles ihm zu. Bei Worms wollte er über den Rhein setzen, aber Herzog Hermann hielt das andere Rheinufer mit Heeresmacht besetzt und wehrte ihm den Uebergang. Durch einen verstellten Rückzug nach Lorsch täuschte indessen Heinrich den Schwaben, ging über den Rhein und fand in Worms günstige Aufnahme. Hier traf er mit Erzbischof Willigis zusammen, mit dem er sich ohne Zweifel bereits früher verständigt hatte. Von der größten, ja fast entscheidender Wichtigkeit war es für ihn, daß der erste Kirchenfürst und Erzkanzler des Reichs sich auch diesmal für die Besetzung des Throns nach Erbrecht entschieden hatte. So wurde Willigis jetzt der eifrigste Beförderer der Sache Heinrichs, nachdem er einst als der thätigste Widersacher seines Vaters aufgetreten war und ihn zu Fall gebracht hatte. Willigis Einfluß wirkte auf die geistlichen und weltlichen Großen Frankens und weit über die Grenzen Frankens hinaus bestimmend ein. Auch der kluge Bischof Burchard von Worms schlug sich auf Heinrichs Seite, nachdem er das Versprechen erhalten hatte, daß ihm die volle Herrschaft in seiner Stadt zufallen solle, die er bis dahin noch mit den Grafen, den Nachkommen des auf dem Lechfelde gefallenen Konrad, hatte theilen müssen. Nicht ohne große persönliche Opfer brachte Heinrich dieses Versprechen zur Erfüllung, gewann sich aber dadurch einen treuen Anhänger von großer Bedeutung.

Von Worms eilte Heinrich nach Mainz, und wurde hier von den anwesenden fränkischen, oberlothringschen und baierschen Großen am 6. Juni zum König erwählt und von Erzbischof Willigis noch an demselben Tage gesalbt und gekrönt. Alle anwesenden Fürsten leisteten ihm den Lehnseid und wurden von ihm als Vasallen des Reichs neubelehnt. Seitdem Heinrich so, nur von einzelnen Stämmen erwählt, an ungewohnter Stelle auf ungewöhnliche Weise gekrönt war, nahm er den königlichen Namen an und betrachtete sich als im vollen Besitz des ererbten Reichs. Aber er war es mit Nichten. Die Sachsen grollten, daß Wahl und Krönung ohne ihr Wissen und ohne

BIBLIOTECA ROMANA WITTENBERGENSIS

1002 ihre Betheiligung geschehen waren; Herzog Hermann stand noch in den Waffen, und sein Anhang war außer in Schwaben und dem Elsaß auch in Niederlothringen weit verbreitet.

Alsbald nach der Krönung verließ der neue König Mainz; schon am 10. Juni war er wieder in Worms und ging über den Rhein zurück. Gleich darauf brach er in Schwaben ein, das er vom Norden bis nach dem Süden verheerend durchzog. So drang er bis zum Bodensee vor. Indessen hatte sich Hermann — den Vorschlag zu einer Reichstheilung, den er damals machte, wies Heinrich entschieden zurück — mit seinem Heer gegen Straßburg gewandt, da der Bischof dieser Stadt die Wahl seines Gegners befördert hatte. Straßburg wurde belagert; mit Hülfe seines Eidams Konrad nahm Hermann die Stadt ein, die fürchterlich litt; selbst die bischöfliche Kirche wurde ihres Schatzes beraubt und eingeäschert. Nach diesem Zerstörungswerk wollte Hermann, wie das Gerücht meldete, sich nach dem Bodensee ziehen, um mit Heinrich hier im offnen Kampfe zu entscheiden. Heinrich wartete mehrere Tage des Gegners, aber vergeblich; endlich
29. Juni. brach er auf, um seinen Rückzug anzutreten. Den Rath seiner Freunde, die Gräuel von Straßburg an den Hermann geneigten Bischöfen von Basel und Chur zu rächen, wies er mit Abscheu zurück und begnügte sich, auf dem Rückwege nach Franken alle Güter des Herzogs, auf die er stieß, zu verwüsten.

Am 10. Juli war Heinrich zu Bamberg, seinem Lieblingsaufenthalt. Aber nur kurze Zeit verweilte er hier, denn es trieb ihn nach Thüringen und Sachsen. Als er die Grenzen Thüringens betrat — am 20. Juli war er zu Kirchberg unweit Jena — kam ihm der alte Graf Wilhelm, nach Eckards Tode der angesehenste Mann im Lande, mit den andern Großen des Landes entgegen. Sie alle huldigten willig dem neuen Könige, der ihnen dagegen den verhaßten Schweinezins, den sie seit undenklichen Zeiten dem Fiscus bezahlten, fortan erließ. Gleich darauf brach der König nach Merseburg auf, der Stadt seiner Väter.

Die sächsischen Großen hatten sich insgesammt zu Merseburg eingestellt und empfingen hier am 23. Juli festlich den König. Sie waren gewillt ihm zu huldigen, aber freilich nicht ohne sich ihr Wahl-
24. Juli. recht und ihre Landesrechte zu wahren. Der folgende Tag war zur Huldigung bestimmt. Da trat Herzog Bernhard als Sprecher der Sachsen auf und legte dem Könige die Absicht und zugleich die Forderungen des Volkes vor. Heinrich, dem die Rede in seltener Weise zu Gebote stand, belobte in gewinnenden Worten die Treue der Sach-

sen gegen ihre früheren Könige und versprach ihnen zum Lohn dafür 1002
seinen besonderen Schutz; er erklärte ihnen sodann auf ihren ausdrücklichen Wunsch — „unbeschadet der Würde des Reichs," fügte er jedoch hinzu — daß er nicht wider ihren Willen, sondern nur auf ihre besondere Einladung und unter ihrer Zustimmung als König nach Sachsen gekommen sei, und erkannte damit ihr Wahlrecht an; ferner versprach er ihre Landesrechte in allen Stücken zu bewahren und auf ihre verständigen Wünsche, soweit es in seiner Macht stehe, jederzeit zu achten. Darauf erfolgte unter allgemeinem Jubel die Wahl, und Herzog Bernhard übertrug unter Ueberreichung der heiligen Lanze Heinrich die Regierung des Landes, worauf ihm alle Vasallen des Reichs den Lehnseid leisteten. Nie hatte eine ähnliche Huldigung in den deutschen Ländern stattgefunden. Bedingung war gegen Bedingung abgewogen, Recht gegen Recht gestellt, Belehnung gleichsam gegen Belehnung ertheilt.

Auch Herzog Boleslaw von Polen war in Merseburg zur Huldigung erschienen und stellte, seinem Versprechen getreu, die Entscheidung über die eroberten Marken dem neuen König anheim. Er hoffte sie als Reichslehen von ihm zu erlangen; namentlich lag ihm an der Burg Meißen, für die er unermeßliche Summen dem Könige bot. Aber Heinrich erkannte, welche Gefahren die Marken in den Händen des Polen über das Reich heraufbeschwören würden, und wies alle Anerbietungen desselben hartnäckig ab. Boleslaw mußte das Land der Milzener und Lausitzer dem Könige ausliefern und erlangte nur soviel, daß mit der Mark und Burg Meißen sein Stiefbruder Gunzelin*), ein Bruder des ermordeten Markgrafen Eckard, belehnt wurde. In seinen Erwartungen getäuscht und unmuthig, verständigte sich der Pole noch zu Merseburg mit einem Manne, der bei dem Kaiser in nicht geringem Ansehen stand, aber nichtsdestoweniger tiefen Groll gegen ihn im Herzen hegte. Es war der Babenberger Heinrich, ein trefflicher, ritterlicher Mann, der die Mark auf dem Nordgau verwaltete und bis dahin die Erhebung König Heinrichs trotz der alten Feindschaft ihrer Familien auf alle Weise gefördert hatte. Aber durch große Versprechungen war er gewonnen worden; die festeste Zusicherung hatte er von Heinrich erhalten, daß er als König ihn mit dem

*) Die Verwandtschaft ist unklar; wahrscheinlich war Boleslaws Mutter, die böhmische Dubrawa, in früherer Ehe mit Eckards und Gunzelins Vater, dem Markgrafen Günther, vermählt gewesen. Gunzelin und Eckard waren wohl ebenfalls Stiefbrüder.

1002. Herzogthum Baiern belehnen würde. Bald nach der Krönung hatte er den König an sein Versprechen erinnert, aber dieser war seinem Drängen ausgewichen, indem er sich auf das alte Wahlrecht der Baiern berief, die Belehnung auf eine unbestimmte Zeit verschob und an die Bedingung der Zustimmung der baierschen Großen knüpfte. Markgraf Heinrich sah hierin eine beschönigte Abweisung und zugleich eine freventliche Verletzung des gegebenen Worts; er konnte den Treubruch des Königs nicht verwinden, fühlte sich bitter gekränkt und lieh um so eher den verführenden Reden des Polenherzogs sein Ohr. Die Anschläge, mit denen beide umgingen, scheint man am Hofe sogleich geahnt und gefürchtet zu haben, und so ein Ereigniß herbeigeführt zu sein, dessen traurige Folgen man noch lange nachher beklagte.

Als Herzog Boleslaw, vom König entlassen und reich beschenkt, vom Markgrafen Heinrich geleitet, aus der Hofburg ritt, sah er plötzlich durch eine bewaffnete Schaar das äußere Thor gesperrt. Der Ausgang war ihm behindert, und nur mit Lebensgefahr gelang es dem Markgrafen seinem Freunde Bahn zu brechen. So entkam der Herzog; das bewaffnete Gefolge desselben wurde aber am Thor überfallen und einzelne Ritter im Handgemenge verwundet. Nur durch die Dazwischenkunft Herzog Bernhards kamen die Polen noch mit dem Leben davon.

Ein unerhörtes Begegniß, auf dessen Urheber abermals ein undurchdringliches Dunkel ruht! Der Geschichtschreiber Thietmar, dem wir die besten Nachrichten über diese Dinge verdanken, betheuert hoch und theuer, der König selbst sei an Allem unschuldig gewesen. Aber gewiß ist, daß Boleslaw nicht von der Meinung abzubringen war, König Heinrich habe ihm bei diesem Anschlag nach dem Leben getrachtet. Von diesem Augenblicke an wurde er der unversöhnlichste Feind des Königs und sann sogleich, Wuth schäumend, auf Thaten der Rache. Er verabschiedete sich vom Markgrafen Heinrich mit der Zusage treuer Hülfe, wenn er je derselben bedürfen sollte. Als er auf seinem Heimwege an die Elbe kam, steckte er Strehla in Brand, führte Viele der in den Marken angesiedelten Deutschen in die Gefangenschaft und entsandte heimlich Boten nach Sachsen, um die einflußreichsten Männer des Landes gegen den König aufzuwiegeln.

Gegen Ende des Monats Juli verließ der König Merseburg und
9. August. ging über Grona nach Korvei, wo ihm seine Gemahlin Kunigunde begegnete. Mit ihr begab er sich nach Paderborn, wo sie am 10. August feierlich von Erzbischof Willigis als Königin geweiht und gekrönt

wurde. Noch an demselben Tage wurde auch Ottos III. Schwester 1002.
Sophie als Aebtissin von Gandersheim geweiht, und zwar vollzog Willigis die Weihe, indem sich der Bischof von Hildesheim klug in die Zeitumstände zu schicken wußte. Große Festlichkeiten fanden damals in Paderborn statt, die aber auf eine bedauerliche Weise gestört wurden. Zwischen dem baierschen Gefolge des Königs und der sächsischen Bevölkerung kam es zu schlimmen Händeln, die selbst die Königsburg mit Blut erfüllten. Ohne die Dazwischenkunft des Herzogs Bernhard wäre ein furchtbares Gemetzel entstanden, das leicht für die Einheit des Reichs hätte bedenkliche Folgen nach sich ziehen können.

Gleich darauf begab sich der König nach Duisburg am Rhein, 18. August.
wo er die Großen Niederlothringens zur Huldigung erwartete. Aber nur wenige Bischöfe stellten sich ein; zögernd endlich auch Heribert von Köln, nicht allein wegen seiner Gefangenschaft dem Könige zürnend, sondern auch über dessen übereilte und ungewöhnliche Krönung zu Mainz erbittert, doch der Uebermacht weichend. Der König entschloß sich endlich die Großen, die sich vor ihm nicht stellten, in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. Er durchzog Niederlothringen und gewann allmählich die Meinung der Menschen für sich; am 8. September wurde ihm von allen Großen des Landes zu Achen gehuldigt und er feierlich auf den Königsstuhl Karls des Großen erhoben. Nicht alle sahen es mit freudigem Herzen; Mancher vergoß bittere Thränen, indem er Ottos III., des Wohlthäters Achens, gedachte. Noch wußte man nicht, wessen man sich von Heinrich zu versehen hatte.

Der König kehrte darauf an den Rhein und nach Franken zurück. Er war Willens hier zu überwintern und mit dem Beginn des Frühjahrs Hermann in Schwaben zu überfallen und zur Unterwerfung zu nöthigen. Aber schon mistraute Hermann selbst seinen Kräften und dachte an Unterwerfung. Als Heinrich über Speier nach Bruchsal kam, erschien am 1. October demüthig der Schwabenherzog vor ihm und bat um Gnade. Diese gewährte ihm Heinrich, indem er ihm auch sein Herzogthum und seine Reichslehen beließ.

Als Heinrich so seine Nebenbuhler überwunden hatte, zog er über Augsburg nach Regensburg, der Hauptstadt seines baierschen Herzogthums. Mit endlosem Jubel wurde er hier von dem Bischof der Stadt, der Geistlichkeit und der gesammten Bevölkerung empfangen. Er verweilte im November und December in Regensburg und bewies den Baiern, daß er über seinen neuen Unterthanen

seine alten Getreuen nicht vergessen habe, sondern sie vor Allen auszeichnen und ehren wolle. Gegen Weihnachten begab sich dann der König nach Franken und feierte das Weihnachtsfest zu Frankfurt, wo ihm Herzog Hermann nach der Sitte der Vorfahren beim Königsmahl diente.

1003. Mit dem Anfange des neuen Jahrs eilte Heinrich, von Herzog Hermann begleitet, nach Oberlothringen, dem einzigen deutschen Lande, das ihn noch nicht als König gesehen hatte. Herzog Dietrich, der Sohn der klugen Beatrix, hatte sich während der Thronstreitigkeiten parteilos gehalten; wie hätte er sich jetzt dem Glücke Heinrichs widersetzen sollen? Zu dem großen Landtage, den der König auf die Mitte des Juni nach Diedenhofen berufen hatte, stellte er sich mit allen Großen des Landes ein. Alle huldigten hier dem neuen Herrn, der mit Ernst und Strenge auftrat und sie empfinden ließ, was sie von ihm zu erwarten hatten. Von Diedenhofen zog Heinrich nach Achen, wohin er die Großen des niederen Lothringens beschieden hatte.

23. Januar. Am Grabe Ottos **III.** feierte er den Todestag dieses seines Vorgängers im Reiche, in dessen Erbe er nun eingetreten war. Seinen Umritt in den deutschen Ländern hatte er vollendet, die Anerkennung aller deutschen Stämme gewonnen, die dem Reiche drohenden Gefahren innerer Spaltung beseitigt. Schneller, als man hatte hoffen können, war die Einheit hergestellt; es hatte sich gezeigt, daß menschliche Willkühr nicht mehr das Band zerreißen konnte, das sich um die deutschen Stämme geschlungen hatte.

Es ist uns ein Lied eines italienischen Klerikers aus jener Zeit erhalten, das die Lage der Dinge nicht übel schildert. „Nicht Hoch noch Niedrig," heißt es dort, „vermag gegen Gottes Rathschluß zu kämpfen. Kaum in drei Monaten endete Aller Leid, und ohne Blutvergießen gewann Heinrich die Herrschaft. Die Welt eilt von allen Seiten, sich um seinen Thron zu sammeln. Baiern triumphirt; das tapfere Frankenland dient; Schwaben sieht seine Ränke vereitelt und beugt seinen Rücken; Lothringen huldigt; Thüringen ist treu; das streitbare Sachsen eilt herbei, sich zu unterwerfen; der Slawe nimmt wieder das gewohnte Joch zu seiner Schmach auf den Nacken und zahlt seinen Tribut wie vor Zeiten. Schon erhebt auch Italien, die große Mutter der Könige, seine Stimme: „Heinrich, eile herbei! Alles wartet deiner; niemals mögest du zu deinen Zeiten einen Arduin leben lassen!" Von allen Seiten stürmt und fliegt man zu Heinrich; wie Germanien und das grimme Belgien ihm ihre

Kniee beugen, so eilt auch Bischof Leo*) über die Alpen, und Baiern 1002.
scheint ihm eine neue Heimath zu werden."

Nicht ganz so willig, wie es der schmeichelnde Dichter schildert, hatte man sich Heinrich gefügt. Doch waren es allerdings große Erfolge, die er bisher errungen; an seinem Erbrecht hatte er festgehalten und sich in der That die allgemeine Anerkennung in den deutschen Ländern gewonnen. Aber wie war es geschehen? Nicht durch gemeinsame Wahl aller Stämme, wie seine Vorgänger, war er zum König erhoben: von einem Stamme war er zum andern gezogen, und nur durch die größten Versprechungen und Zugeständnisse, die er zum Theil weder erfüllen konnte noch wollte, hatte er sich die Stimmen gesichert. Durch Mord und einen verheerenden Kriegszug im Reiche war er seiner Nebenbuhler entledigt. Nicht nach der geheiligten Sitte der Väter hatte er zu Achen, sondern in neuer Weise zu Mainz die Krone empfangen. Gleichwie ein Lehnsamt hatten ihm die Sachsen das Regiment in ihrem Lande übertragen. Unmöglich konnte die so begründete Herrschaft unter einem trotzigen Volke, wie das deutsche war, sogleich festen Bestand gewinnen. Jedermann konnte voraussehen, daß es Heinrichs Regierung an inneren Kämpfen nicht fehlen würde.

3.

Sicherung der Machtstellung des Reichs.

Schon im Anfange des Jahres **1003** zeigte sich aller Welt, wie 1003.
tief das Ansehen der deutschen Herrschaft unter den Völkern des Abendlandes gesunken war. Als der König sich in den letzten Tagen des Januar von Achen nach Mastricht begab, ereilten ihn die betrübendsten Nachrichten aus Italien.

a. Verlust der Lombardei und Böhmens.

Arduin von Ivrea hatte, als er unmittelbar nach Ottos **III.** Tode wieder hervorgetreten war, schnell die ganze Lombardei in Auf-

*) Leo von Vercelli.

1003. ruhr gegen die deutſche Herrſchaft verſetzt. Zu ſeinen alten Anhängern geſellten ſich zahlreiche neue; ſelbſt ſeine erbitterſten Gegner, die Biſchöfe, konnten ſchutzlos dem wilden und ungeſtümen Manne keinen Widerſtand mehr bieten. So wurde Arduin, ehe noch in Deutſchland über die Nachfolge entſchieden war, ſchon am 15. Februar 1002 in Pavia zum König Italiens gekrönt. Arduin trat im Anfange ſeiner Regierung ſcheinbar in die Fußſtapfen Ottos III. Die Münzen behielten daſſelbe Gepräge, ſelbſt der kaiſerliche Name erhielt ſich auf denſelben. Die Kanzelei blieb in den Händen des Biſchofs von Como, und in Arduins Urkunden finden ſich zuweilen noch jene weitſchichtigen Titel, welche die phantaſtiſche Weiſe des jungen Kaiſers liebte. Vor Allem aber zeigte Arduin jetzt die Freigebigkeit der Ottonen den lombardiſchen Biſchöfen und wußte durch große Verſprechungen ſogar den Erzbiſchof von Mailand zu gewinnen, dem er zuvorkommend entgegenging, als derſelbe von ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Conſtantinopel zurückkehrte. Indeſſen ließ ſich Arduins arge und gewaltthätige Natur nicht lange zurückdrängen. Sein alter Haß gegen die Biſchöfe brach bald genug wieder hervor, und der Erzbiſchof von Mailand, die Biſchöfe von Como, Cremona, Piacenza, Pavia und vornehmlich der arg gemishandelte Biſchof von Brescia ſehnten ſich nach kurzer Zeit bereits wieder nach der Erlöſung von Arduins Tyrannei.

Auch gab es noch manche Biſchöfe und Herren der Lombardei, die ſich niemals dem neuen Gewalthaber gefügt hatten. Biſchof Leo von Vercelli, der Freund Kaiſer Ottos und Papſt Silveſters, der unverſöhnlichſte Widerſacher Arduins, beharrte muthig im Widerſtande gegen ihn; nicht minder der Erzbiſchof Friedrich von Ravenna, von Geburt ein Sachſe und der nationalen Erhebung Italiens deshalb entgegen. Auch die Biſchöfe von Verona und Modena hatten offen gegen Arduin Partei ergriffen; jener hielt ſich durch den Schutz des Herzogs von Kärnthen geſichert, dieſer durch den Markgrafen Tedald, in dem die deutſche Partei ihre mächtigſte Stütze fand. Tedald, der Sohn jenes Azzo, der einſt die Kaiſerinn Adelheid nach Canoſſa geleitet hatte (ein Dienſt, der ihm reichlich gelohnt wurde), war ſeinem Vater in der Macht gefolgt und hatte damals die Grafſchaften von Modena und Reggio inne. Wie ſein Haus im Anſchluſſe an die Herrſchaft der Deutſchen ſchnell emporgekommen war, hielt er jetzt treu an derſelben feſt und erwartete ſehnſüchtig mit allen Gegnern Arduins die Herſtellung der deutſchen Obermacht in Italien. Sobald daher Heinrich die Krone gewonnen hatte, ergingen an ihn die dringendſten Aufforderungen,

mit Heeresmacht über die Alpen zu kommen; Biſchof Leo von Ver- 1003.
celli eilte ſelbſt nach Regensburg und legte die Wünſche Italiens am Throne des neuen Königs nieder.

Da Heinrich jetzt die deutſchen Länder unmöglich verlaſſen konnte, entbot er den alten Herzog Otto von Kärnthen, deſſen Mark von Arduin am meiſten bedroht war, mit einem Heere in die lombardiſche Ebene hinabzuſteigen. Von dem ritterlichen Babenberger Graf Ernſt, einem jüngern Bruder des Markgrafen Heinrich von Oeſtreich, begleitet, trat Herzog Otto in den letzten Tagen d. J. 1002 den Zug an; aus Kärnthen, Oeſtreich und dem Friaul hatte ſich das Heer geſammelt, das jedoch nicht ſehr zahlreich war und kaum 500 Ritter faßte. Arduin hielt in Beſorgniß vor einem Ueberfall alle Zugänge des Landes beſetzt; er ſelbſt warf ſich auf Verona, nahm die Stadt ein und beſetzte die Klauſen an der Etſch. Bis nach Trient rückte er vor, wo er einem deutſchen Heere zu begegnen hoffte. Aber nirgends zeigte ſich hier ein Feind, ſo daß Arduin in die Nähe von Verona zurückkehrte, wo er das Weihnachtsfeſt feierte. Die Deutſchen hatten ihren Weg durch das Brentathal genommen und waren bis zu einem Paß gelangt, auf dem ſie die Euganeiſchen Höhen zu überſchreiten und ſo in die Tiefebene hinabzuſteigen gedachten. Aber auch dieſen Paß fanden ſie von Arduins Leuten beſetzt und erfuhren, daß Arduin ſelbſt nicht weit ſei. Da ſchickten ſie ſofort Boten an ihn und verlangten freien Durchzug durch den Paß, oder daß er ſich ihnen dieſſeits deſſelben zu ehrlichem Kampfe ſtelle. Arduin hielt jedoch die Boten zurück, rückte am andern Morgen mit einer den Deutſchen weit überlegenen Streitmacht vor, erreichte am Mittag den Paß und überfiel den völlig unvorbereiteten Feind. Nach tapferer Gegenwehr mußten die Deutſchen die Flucht ergreifen. Dieſer Sieg italieniſcher Krieger über ein deutſches Heer war ein neues, die Welt in Verwunderung ſetzendes Ereigniß; er erhöhete Arduins verwegenen Muth und befeſtigte ſeine Herrſchaft. Schwer empfand man in Deutſchland die Niederlage, und rechnete es dem neuen Könige hoch an, daß er mit männlicher Faſſung die ſchlimme Kunde ertrug, ja ſogar Herzog Otto und Graf Ernſt von Oeſtreich, als ſie bald darauf vor ihm erſchienen, zu tröſten ſuchte und durch beſondere Gunſtbezeugungen ehrte.

So tief Heinrich die Schmach berührte, welche dem Reiche in Italien widerfahren war, mußte er es doch für den Augenblick auf-

1003. geben, ſie zu rächen. Denn ein ſchwereres Gewitter zog am öſtlichen Himmel auf. Der Pole Boleſlaw hatte ſeine Hand bereits nach Böhmen ausgeſtreckt und erhielt im Reiche ſelbſt weitverzweigte Verbindungen mit allen Feinden des Königs.

In Böhmen entwickelten ſich mit unglaublicher Schnelligkeit die Dinge in einer für den Polen nur allzu günſtigen Weiſe. Herzog Boleſlaw der Rothe wüthete mit tyranniſcher Grauſamkeit gegen ſein Volk und gegen ſeine eigene Familie. Seinen älteren Bruder Jaromir ließ er entmannen, den zweiten, Udalrich mit Namen, wollte er im Bade erſticken laſſen; da der Mord vereitelt wurde, verbannte er die Brüder mit ſeiner Mutter aus dem Lande. Die Böhmen empörten ſich endlich, verjagten den Herzog, riefen einen in Polen lebenden Verwandten des Herzoglichen Hauſes, Wladiwoi mit Namen, aus der Verbannung zurück und erkannten ihn als ihren Herrn an. Wladiwoi beeilte ſich, König Heinrich zu Regensburg zu huldigen (November 1002), um ſo ſeine Herrſchaft zu ſichern. Dennoch endete ſie bald; ein wüſter Trunkenbold, richtete er ſich ſchnell in ſeinen Lüſten zu Grunde und ſtarb ſchon nach wenigen Wochen, zur Freude des Volks. Die Böhmen luden darauf Jaromir und Udalrich ein, in das Land zurückzukehren, und übertrugen dieſen Brüdern ihres vertriebenen Herzogs gemeinſam die Herrſchaft. Er ſelbſt hatte ſich inzwiſchen nach Deutſchland geflüchtet und bei dem Markgrafen Heinrich zu Schweinfurt, dem Bundesgenoſſen und Freunde des Polenherzogs, um Aufnahme gebeten. Der Markgraf war ein alter Feind des verruchten Böhmen und ließ ihn deshalb zuerſt in das Burgverließ werfen; bald aber befreite er ihn nicht nur, ſondern gab ihm auch ſicheres Geleit zu dem Polenherzoge. Der Markgraf ſah, wie der Vertriebene ſeinem polniſchen Freunde jetzt trefflich dienen und ihre gemeinſamen Abſichten gegen den König unterſtützen könne. Kaum waren Jaromir und Udalrich hergeſtellt, ſo drang auch in der That der Polenherzog mit einem ſtarken Heere in Böhmen ein und führte Boleſlaw den Rothen jetzt als ſeinen Schützling zurück. Aber die unſinnige Wuth des Tyrannen hatte ſich durch die Verbannung nur geſteigert; in kürzeſter Friſt empörte er abermals das ganze Volk gegen ſich, das ſich flehentlich an den Polenherzog wandte, um es von dem entſetzlichen Wütherich zu befreien, den er ihm zum Herrn beſtellt habe. Gern vernahm der Pole dieſen Wunſch der Böhmen. Argliſtig beſchied er ſeinen Schützling zu einer Zuſammenkunft; hier ließ er denſelben überfallen und blenden. Der Geblendete wurde der Regierung beraubt, des Landes verwieſen; der Pole ſelbſt aber eilte nach Prag,

wo ihn die Böhmen feſtlich empfingen und als Herzog ausriefen. 1003.
Schlag auf Schlag waren ſich die Ereigniſſe gefolgt. Schon im März des Jahrs 1003 war Boleſlaw Chrobry im Beſitz Böhmens und hatte damit erreicht, wonach er ſeit langen Jahren getrachtet.

Im Kampf gegen die böhmiſche Macht hatte ſich das polniſche Reich erhoben; im Anſchluß an die deutſchen Könige die Mittel zu jenem Kampfe gefunden, in dem es nun den vollſtändigſten Sieg errungen hatte. Böhmen und Polen waren in der Hand des tapferſten und kühnſten Kriegsfürſten jener Zeit vereint; er ſtand im Begriff ein Slawenreich zu begründen, wie es die Welt niemals geſehen hatte. Alle die ſlawiſchen Stämme, wie ſie von der Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere, von der Elbe bis zur Wolga und zum Dniepr hundertfach geſpalten wohnten, umfaßte ſein weitſchauender Blick; er hoffte ſie alle ſeinem Schwert zu unterwerfen, ſie alle zu einem Reich zu verbinden. Die glücklichen Zeiten Böhmens waren vorüber, und der Stern der Piaſten erhob ſich aus der Nacht der Premyſliden im ſchimmerndſten Glanze. Mit den Erfolgen wuchs das Selbſtvertrauen Boleſlaws von Tag zu Tag! Schon zerriß er die Abhängigkeit vom Kaiſerreiche; der ſiegreiche Slawe ſollte dem falſchen Deutſchen fortan nicht mehr zollen und dienen. Entſchloſſen warf er ſich in den Kampf gegen die Macht, die ihn bis dahin gehoben hatte; ſein eigener Herr wollte er ſein und ſelbſt eine Königskrone tragen, wie ſie Rom dem frommen Magyarenkönig verliehen hatte. War ja doch auch er ein Apoſtel Roms. Unter ſeinem Schutze zogen die Heidenboten Roms nach dem fernſten Norden und Oſten; Kirchen und Klöſter erhoben ſich in Ländern, die bis dahin nie einen Prieſter und Mönch geſehen hatten. Bald eilten ſeine Geſandten nach Rom; er erbot ſich zu einem Zins an St. Peter, wenn ihm der Papſt die Königskrone gewähre. Lieber wollte der Pole St. Peters Nachfolgern ſteuern, als den deutſchen Königen Tribut zahlen.

Und wie ſtand es jetzt um die Ehre des deutſchen Namens? Auf den Abfall Italiens war der Verluſt Polens und Böhmens mit Blitzesſchnelle gefolgt; die erbittertſten Feinde des Reichs frohlockten in ihren Siegen. Und doch war das nicht das Schlimmſte in Heinrichs verzweifelter Lage. Schon wußte er, wie ſich auch ſeine Gegner im eignen Lande regten, wie es im Innern des Reiches gährte und ſich die kaum gegründete Herrſchaft aufzulöſen drohte. Alle ſeine Feinde waren die Freunde des Polen, und nur Wenige gab es, auf deren Treue er ſich mit Grund verlaſſen konnte. In ſeiner nächſten Nähe unterhielt Boleſlaw Verbindungen; die angeſehenſten Män-

1003. ner des Reichs ſtanden mit ihm auf vertrautem Fuße. König Heinrich war kein Mann weichen und beugſamen Geiſtes, aber doch entſchloß er ſich in dieſer unendlichen Bedrängniß zu den größten Opfern. Nachdem er wenige Monate vorher dem Polen jedes Zugeſtändniß verſagt hatte, eröffnete er, als er um Oſtern 1003 nach Sachſen kam, mit ihm heimlich Unterhandlungen und erbot ſich ihm Böhmen als Reichslehn zu geben. Aber ſo bereit ſich Boleſlaw noch vor Kurzem zur Huldigung gezeigt, jetzt wollte er nicht mehr ein Vaſall der Deutſchen ſein; ſtolz wies er jedes Anerbieten des Königs zurück. Schon war er zum Kampf gerüſtet, und ſchon erhoben ſich auch ſeine Bundesgenoſſen in Deutſchland.

b. Die Empörung des Markgrafen Heinrich.

Der Aufſtand brach im Innern des Reichs aus, ehe es Heinrich erwartet hatte. Baiern und die baierſchen Marken vor Allem ergriff er. Es waren ritterliche und hochgeprieſene Männer, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten; Männer, die ſelbſt dem König den Weg zum Throne gebahnt hatten. Zuerſt von Allen erhob ſich Markgraf Heinrich gegen den wortbrüchigen Herrn, der Führer und Mittelpunkt des Aufſtands; dann des Markgrafen Vetter, der treffliche Ernſt von Oeſtreich, ſo eben noch vom Könige trotz ſeiner Niederlage in Italien hochgeehrt. Und offen trat zum Staunen der Welt ſelbſt des Königs eigener Bruder, der wahrſcheinlich ſich gleich dem Markgrafen Hoffnungen auf das Herzogthum Baiern gemacht und in dieſen getäuſcht hatte, auf die Seite der Rebellen. Alles, was die Heinriche einſt an den Ottonen geſündigt hatten, ſollte Heinrich jetzt durch den Bruder büßen. Heinrich, Ernſt und Brun ſtanden noch allein in den Waffen, aber weitverzweigt war die Verſchwörung durch alle Theile des Reichs und reichte hinauf bis zu den erſten Männern am Throne.

Von Feinden rings umdrängt, überſah König Heinrich doch ſogleich mit ſcharfem Blick, daß es für ihn keine andere Rettung gäbe, als entſchloſſen zunächſt der Empörung im Innern entgegenzutreten. Denn kam der Markgraf zu Kräften und lächelte das Glück ſeinen erſten Verſuchen, überall wären jene geheimen mächtigen Widerſacher des Königs aufgeſtanden, die nur Furcht noch vom Abfall fernhielt. Gleich nach Pfingſten*) eilte daher König Heinrich nach Baiern, ſammelte

*) Das Pfingſtfeſt hatte der König zu Halberſtadt gefeiert.

ein Heer und rückte dem Markgrafen entgegen. Dieser hatte seine 1003.
Burgen bewehrt und zog sich mit seinen Genossen hinter ihre Mauern zurück. Aber schon im August fiel eine nach der andern in die Hände des Königs. Zuerst Amerdal*), dann Creussen**), wohin sich Weib und Kind des Markgrafen geflüchtet hatten, von Burchard, dem Bruder desselben, vertheidigt. Vergebens eilte der Markgraf zum Entsatz Creussens herbei; seine Schaar wurde überfallen, und Ernst von Oestreich gerieth in die Gefangenschaft der Feinde. Kaum rettete sich der Markgraf nach dieser Niederlage; kaum konnte Burchard das Weib und die Kinder des Markgrafen flüchten. Amerdal und Creussen wurden in einen Schutthaufen verwandelt.

Indessen war Boleslaw in die Marken eingefallen und rückte auf Meißen vor; von jeher sein Augenmerk, seit er im Besitz Böhmens war, ihm doppelt wichtig. Er erwartete von seinem Bruder Gunzelin die freiwillige Uebergabe der Stadt, aber dieser traute seiner Umgebung nicht und fürchtete das Glück des Königs. Mit Heeresmacht zog deshalb der Pole über die Elbe; das linke Elbufer zwischen Strehla und Zehren wurde verwüstet, bis dicht vor Meißen schwärmten die polnischen Reiter. Aber plötzlich traten sie den Rückzug an; sei es, daß Boleslaw von dem Misgeschick des Markgrafen Kunde hatte, sei es, daß der Widerstand der kleinen Burg Mügeln ihn entmuthigte. Er führte sein Heer über die Elbe zurück und begnügte sich, jenseits das Milzenerland besetzt zu halten.

Schon erkannte Markgraf Heinrich, daß sein Spiel verloren, sein Anschlag gescheitert sei. Jene mächtigen Freunde, die mit ihm die Fäden gesponnen, zogen ihre Hände zurück; alle seine Burgen fielen, und Boleslaws erster Angriff auf die Marken mißglückte. Nur Siegfried, der Mörder Eckards, der sich in dem Lohne seines Verbrechens getäuscht zu haben scheint, führte dem Markgrafen noch eine Hülfsschaar zu, die aber dieser zurückwies. Da eilte er nach seiner Feste Kronach***), mit eigener Hand steckte er sie in Brand, dann ergriff er mit Brun und seinen letzten Anhängern die Flucht nach Böhmen. Alle seine Burgen bis auf Schweinfurt, damals der Hauptsitz seines Geschlechts, waren eingeäschert oder doch entwaffnet. Um auch Schweinfurt zu zerstören, sandte der König den Bischof von Würzburg und den Abt von Fulda ab. Eila, die alte Mut-

*) Unweit Amberg.
**) Bei Baireuth.
***) Goldkronach am Fichtelgebirge.

1003. ter des Markgrafen, flüchtete sich in die Kirche der Burg und betheuerte, die Trümmer derselben würden ihr Grab sein. So rettete sie mindestens das Gotteshaus; aber die Wohnhäuser auf der Burg wurden zerstört, die Wälle abgetragen.

Der Sieg des Königs über die Aufständigen schien vollständig, aber damit war Boleslaw nicht vernichtet, der überdies jenen noch immer Zuflucht und Rückhalt gewährte. Noch im Winter beschloß deshalb der König ihm anzugreifen und begab sich, nachdem er im Herbst der Jagdlust im Speßhard obgelegen hatte, nach Sachsen. Nicht Vorbereitungen zum Kriege gegen den Polen allein beschäftigten ihn hier, sondern noch andere umfassendere Pläne, um die Stellung seines Gegners vollends zu untergraben. Nichts war ihm dabei wichtiger als dem zwanzigjährigen Kriege mit den Wenden ein Ziel zu setzen und friedliche Verbindungen mit ihnen zu eröffnen. Und hiezu boten die Wenden jetzt unerwartet selbst die Hand.

Boleslaws wachsende Macht war ihnen nicht minder furchtbar als dem Könige. Des Polen Herrschaft, die sich schon über die Pommern erstreckte, bedrohte unaufhörlich auch die Stämme jenseits der Oder. Und was hatten sie von derselben zu erwarten? Weder ihre Gemeindefreiheit, noch ihren Glauben würde er ihnen belassen haben; war doch sein Regiment schärfer, sein Bekehrungseifer frischer und feuriger, als der der Sachsen. So schickten denn gerade die wendischen Stämme, die zu dem Aufstande des Jahrs 982 das Zeichen gegeben, die am Hartnäckigsten in zahllosen Kämpfen ihre Freiheit und ihr Heidenthum vertheidigt hatten, die Liutizen, schon Ostern 1003 nach Quedlinburg Gesandte zum König, die von ihm auf alle Weise geehrt wurden. „Aus Feinden der Deutschen," sagt Thietmar, „wurden die Liutizen die besten Freunde des Königs." Sie traten in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß vom Reiche zurück, räumten dem Könige mehrere Festen in ihrem Lande ein, gaben ihm Tribut und kamen in wichtigen Fällen vor seinen Richterstuhl; im Uebrigen überließ er ihren Landesgemeinden die Entscheidung aller inneren Angelegenheiten und gewährte ihnen selbst die freie Ausübung ihres alten Götzendienstes mit seinen blutigen Opfern. Vor Allem versprachen sie ihm Heeresfolge gegen seine Feinde; mochten sie unter der Vortragung ihrer Götzen ihm zuziehen, ihm war ihre Hülfe jetzt hocherwünscht.

Nur durch Duldung des Heidenthums ließ sich ein Anfang zur Herstellung der deutschen Herrschaft unter diesen wendischen Stämmen machen, aber wie wenig Heinrich gewillt war, bei diesem Anfange ste-

hen zu bleiben, zeigt die Fürsorge, die er eben damals für die Bis- 1001
thümer im Wendenlande bewies. Es ist bekannt, wie man alle Verluste, welche die Kirche hier erlitten hatte, der Auflösung des Bisthums Merseburg und der Rache des heiligen Laurentius zuschrieb. Wie oft hatte Otto III. versucht, die Schuld zu sühnen, aber an der Geschmeidigkeit und List Erzbischofs Giſiler waren immer von Neuem seine Absichten gescheitert. Heinrich war jetzt entschlossen, um jeden Preis den Heiligen zu versöhnen und Merseburg herzustellen; in kürzester Zeit kam er damit zum Ziele. Obwohl er sich mit Giſiler ausgesöhnt hatte und ihm sogar zu manchem Dank verpflichtet war, nahm er doch wenig Rücksicht auf die Listen des alten Ränkeschmieds. Als er im Januar 1004 zu Dornburg*) an der Elbe Hof hielt, sandte 1004.
er Erzbischof Willigis an Giſiler und verlangte auf das Gemessenste die Herstellung des Bisthums. Giſiler wünschte nur zwei Tage Bedenkzeit; ehe noch diese Frist abgelaufen war, hatte ihn der Tod er- 25. Januar.
eilt, und der König zog nach Magdeburg, um selbst über den erzbischöflichen Stuhl zu verfügen. Die Domherren wählten nach ihrem Privilegium der Wahlfreiheit sogleich den Probst Walthard zum Erzbischof, aber durch große Versprechungen bewog der König diesen, dem Bisthum zu entsagen, und überredete die Domherren auf seinen Kaplan Tagino die Wahl zu lenken. Tagino war ein Baier, gleich dem Könige ein Schüler des h. Wolfgang, von ihm seit Jahren in den wichtigsten Geschäften gebraucht und ihm ganz ergeben. Ehe noch Giſiler bestattet war, erhielt Tagino die Investitur vom Könige und wurde in- 2. Februar.
thronisirt. Sofort eilten dann der König und der neue Erzbischof nach Merseburg. Magdeburg, Halberstadt, Zeitz und Meißen mußten die erforderlichen Abtretungen machen, um den Merseburger Sprengel herzustellen; schon am 6. Februar wurde der königliche Kaplan Wigbert zum Bischof von Merseburg geweiht und durch eine Urkunde vom 4. März die Erneuerung des Bisthums bekräftigt.

So trat die zerstörte Stiftung Ottos des Großen abermals in das Leben, und mit ihrer Herstellung schienen für die Kirche unter den Wenden bessere Tage zu kommen. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg kehrten in ihre Sprengel zurück, in denen vorläufig freilich Christenthum und Heidenthum neben einander bestanden; doch mochten sie den baldigen Triumph ihres Glaubens von der Mission und glücklichen Siegen des Königs erwarten. Denn

*) Damals eine oft besuchte kaiserliche Pfalz, von der sich jetzt nur wenige Ueberreste bei Barby finden.

1004. auch die Miſſion ſchien wieder aufzuleben, und Magdeburg gewann noch einmal Hoffnung, ſich im Oſten das weiteſte Feld eröffnet zu ſehen. Eben damals erſchien zu Merſeburg Brun von Querfurt, jener ſächſiſche Edling, der zum begeiſterten Schüler des h. Romuald geworden war, um die Bahn zu verfolgen, die ihm der Böhme Adalbert zum erſehnten Märtyrertode gewieſen hatte. Von Pereum aus war Brun barfuß nach Rom gewandert und hatte noch von Papſt Silveſter II. die Weihe als Erzbiſchof unter den Heiden und mit ihr das Pallium erhalten. Er war zunächſt nach Polen beſtimmt, um ſich dann unter den Völkern weiter im Oſten ſeinen Sprengel zu bilden. Aber als Brun nach Deutſchland kam, war der Krieg mit Boleſlaw bereits ausgebrochen; welche Aufnahme konnte er da als Deutſcher und naher Verwandter des Königs bei dem Polenherzog erwarten? So begab er ſich an den Hof des Königs, der ihm auch ſeine Unterſtützung verhieß; doch mußte er ſich von dem Magdeburger Erzbiſchof aufs Neue weihen laſſen, unfraglich weil ſeine neuen Stiftungen nicht unmittelbar dem römiſchen Papſte, ſondern dem Erzſtifte Ottos des Großen unterworfen werden ſollten. Wäre es Heinrich gelungen, die Macht des Polen völlig zu brechen, dann würde auch das Erzbisthum Gneſen ſich kaum erhalten, ſondern Magdeburg noch einmal ſeine Provinz bis zu dem äußerſten Oſten der abendländiſchen Kirche erſtreckt haben.

Alle Veranſtaltungen des Königs in den Marken waren gegen Boleſlaw gerichtet, der inzwiſchen noch immer das Milzenerland behauptete und zu derſelben Zeit ſogar einen Einfall in Baiern gewagt hatte, jedoch ohne erhebliche Folgen. Gegen die Mitte des Februar ging Heinrich über die Elbe. Er wollte zunächſt die Polen aus den Marken verdrängen, aber ein plötzlich eintretendes ſtarkes Thauwetter nöthigte ihn zu eiliger Rückkehr. Entmuthigt gab er den Zug für den Augenblick auf und begnügte ſich Markgraf Gunzelin und den Andern an der Grenze befehligenden Grafen Verſtärkungen zurückzulaſſen. Er ſelbſt begab ſich nach Merſeburg. Hier erfuhr er zu ſeiner großen Freude, daß ſein Bruder Brun bereits Böhmen verlaſſen und ſich nach Ungarn zu König Stephan, ſeinem Schwager, geflüchtet habe, durch deſſen Verwendung er Verzeihung zu finden hoffe; daß auch Markgraf Heinrich aufrichtig ſeine Fehl bereue und ſich zu demüthigen entſchloſſen ſei. Bald darauf erſchien Markgraf Heinrich ſelbſt bußfertig am Hofe; er wurde auf unbeſtimmte Zeit nach Giebichenſtein in Haft gebracht, aber die Rückgabe ſeiner Eigengüter ihm verſprochen. Noch vor Jahresfriſt wurde er wieder in ſeine Mark

eingesetzt und hielt fortan mit der ritterlichen Treue eines versöhnten 1001
Gemüths zum Könige. Einige Wochen nach dem Markgrafen wagte auch Brun, von ungerschen Gesandten begleitet, vor dem Könige zu erscheinen; besonders der Verwendung seiner Mutter Gisela hatte er es zu danken, daß ihm sein Vergehen straflos hinging. Brun trat bald darauf in den geistlichen Stand, wurde zum Kanzler bestellt und erhielt im Jahre 1006 das reiche Bisthum Augsburg. Ernst von Oestreich, der bei Creussen gefangen war, hatte der König anfangs zum Tode verurtheilen lassen; doch wurde auf dringende Verwendung des Erzbischofs von Mainz die Strafe in eine hohe Geldbuße verwandelt. Auch dieser treffliche Jüngling bewies fortan dem Könige unverbrüchliche Treue.

---

c. Der erste Zug Heinrichs nach Italien.

Sobald der König seine Gegner in seinen Händen wußte und damit die Gefahr, daß der innere Krieg sich von Neuem entzünden könnte, beseitigt war, richtete er seine Gedanken auf einen Kriegszug über die Alpen. Schon Weihnachten waren zu Pöhlde der Bischof von Verona und andere Große des italischen Königreichs an seinem Hofe erschienen und hatten ihn dringend zu einem Zuge über die Alpen aufgefordert. Bald darauf stellte sich auch ein Gesandter von Rom ein; denn auch hier fürchtete man bereits Arduins Uebermacht. Heinrich zeigte sich bereit, dem Ruf der Italiener zu folgen und von dem Kriege gegen Boleslaw für den Augenblick abzustehen. Nachdem der Aufstand im Innern überwältigt, galt es vor Allem Italien retten; die Kaiserkrone, die ganze Zukunft des deutschen Volks stand hier auf dem Spiele.

Schon in Merseburg erklärte Heinrich den Fürsten seinen Entschluß 24. Febr.
nach Italien zu ziehen, in Magdeburg flehte er noch den h. Moritz um eine glückliche Fahrt an, dann eilte er nach dem Süden. Auf einem großen Fürstentag zu Regensburg übertrug er seinem Schwager 21. März.
Heinrich das vielumworbene Herzogthum Baiern, das er während der Zeit seiner Abwesenheit nicht die Beute eines Ehrgeizigen werden lassen wollte, nicht den Angriffen Boleslaws schutzlos preisgeben durfte. Dann begab er sich nach Augsburg, wo sich ein Heer von Baiern, Schwaben, Franken und Lothringern um ihn sammelte. Als die Stunde des Aufbruchs gekommen war, trennte er sich von der Königin, die als

1004 Reichsverweſerin nach Sachſen ging, wo die Sorge für ihre Perſon dem Erzbiſchof Tagino übertragen wurde. Heinrich überſtieg die Al-
9. April. pen am Brenner. Am Palmſonntag war er zu Trient, wo er dem Heer von den Anſtrengungen des ſchnellen Marſches Ruhe gönnte.

Arduin hatte Heinrich erwartet; mit dem größten Theil ſeines Heeres lagerte er bei Verona und hielt die Klauſen an der Etſch ſo ſtark beſetzt, daß es ein faſt unmögliches Unternehmen für den Feind war, ſie zu gewinnen. Heinrich erfuhr dies und ſandte deshalb ſeinen Kapellan Helmiger an die ihm ſo eben zuziehenden kärnthniſchen Truppen mit dem Befehl ab, Halt zu machen und einen Paß, der von den Kärnthner Alpen in das Brentathal führt, zu beſetzen. Dieſer Paß iſt ſteil und ſchwierig; er war deshalb wenig beachtet und von Arduin nur ſchwach beſetzt. Das Aufgebot der Kärnthner beſtand zum großen Theil aus Fußſoldaten; dieſe erklommen im Dunkel der Nacht die den Paß überragende Anhöhe, und in der Frühe des andern Tages drangen die deutſchen Ritter in den Paß ein. Vergeblich ſuchten Arduins Leute ſich ihnen zu widerſetzen, theils wurden ſie in die Brenta geſtürzt, theils mußten ſie ihr Heil in der Flucht ſuchen. Sobald Heinrich vernahm, daß der Paß eröffnet ſei, brach er ſelbſt mit Hinterlaſſung ſeines Gepäcks und des ſchweren Theils ſeines Heeres auf, folgte den Kärnthnern durch den Paß und ſtieg in die Ebene an der Brenta hinab, wo er im Lager den Gründonnerſtag,
13—16. April. Charfreitag und Oſtern feierte. Nachdem er durch den Pfalzgrafen die Strafe des Königsbanns allen Heeresflüchtigen hatte androhen laſſen,
18. April. den Tapfern aber große Belohnungen verheißen hatte, ging er über die Brenta und ſchlug abermals ein Lager auf, indem er Kundſchafter ausſchickte, um den Standort Arduins zu erſpähen.

Dieſes unerwartete Eindringen Heinrichs in Italien verbreitete unter Arduins Heer einen paniſchen Schrecken. Wie Spreu ſtob es auseinander; Arduin ſelbſt verließ flüchtig Verona, das Heinrich alsbald die Thore öffnete. Das bei Trient zurückgelaſſene Heer fand jetzt keine Hinderniſſe mehr, ſich mit dem Könige zu vereinigen; auch der getreue Markgraf Tedald führte ihm aus der Lombardei neue Streitkräfte zu; mit einem zahlreichen Heere ſetzte Heinrich ſeinen Weg fort. Brescia, Bergamo, endlich Pavia ſelbſt, die Königsſtadt, öffnete ihm willig die Thore. Erzbiſchof Friedrich von Ravenna, der ſich Arduin niemals gebeugt, Erzbiſchof Arnulf von Mailand, faſt alle lombardiſchen Biſchöfe und viele Große des Landes ſchloſſen ſich Heinrich an und geleiteten ihn nach Pavia. Hier wurde er am 15. Mai nach

der Michaelskirche geführt, einmüthig durch Handaufhebung zum Kö- 1001.
nig Italiens erwählt und auf den Thron erhoben; alle anweſenden Großen huldigten ihm, und der Erzbiſchof von Mailand ſalbte ihn zum König der Lombarden. Es war das erſte Mal, daß ein deutſcher König in Pavia beſonders gekrönt wurde, daß die Italiener beſonders ihr Wahlrecht übten. Die Ottonen hatten ſich als geborene Könige Italiens betrachtet; Heinrich gewann die Krone durch die Wahl der Lombarden.

Aber wie dem auch war, nirgends war Heinrich auf Widerſtand geſtoßen; ſeine Erſcheinung hatte ganz anders gewirkt, als jenes kleine Heer, das er vor Jahresfriſt ausgeſchickt hatte; faſt ohne Schwerdtſtreich hatte er Reich und Krone erobert. Arduin, der ſich auf eine kleine Bergfeſte zurückgezogen hatte, wo ihn Heinrichs Leute belagerten, ſchien völlig vernichtet, der Beſitz Italiens Heinrich und den Deutſchen für immer geſichert. Offen ſtand der Weg nach Rom und zum kaiſerlichen Thron, wenn ihn auch Heinrich jetzt nicht einzuſchlagen Willens war.

So dachte der König und ſein Heer; aber ſie alle trügte ein blendender Schein. Es gab wirklich eine nationale Partei in Italien; weniger unter den Großen des Landes, deren Politik meiſt nur der Vortheil beſtimmte, als unter dem niedern Lehnsadel und in den ſtädtiſchen Bevölkerungen. Dieſe Partei haßte die Deutſchen und hing deshalb Arduin an; daß ſie noch nicht entmuthigt und gebrochen war, zeigten die unerwarteten Vorgänge am Abende des Krönungstages.

Als es dunkelte, geriethen einige Paveſen von Wein erhitzt, mit Deutſchen in Streit. Bald ergriff die ganze Bevölkerung der Stadt gegen die Deutſchen Partei, bewaffnete ſich und ſtürmte nach der königlichen Burg. Vergeblich verſuchte der Erzbiſchof Heribert von Köln von einem Fenſter aus die Maſſe zu beſchwichtigen; ein Hagel von Steinen und Pfeilen trieb ihn zurück. Die wenigen Ritter, welche die Leibwache des Königs bildeten, vertheidigten muthig die Pfalz gegen die anſtürmende Menge, bis ſich die in der Stadt vertheilten Deutſchen zuſammenſchaarten und die Wache der Pfalz übernahmen. Da gelang es die Städter etwas zurückzutreiben, aber ein dichter und dichter fallender Hagel von Steinen und Pfeilen hinderte, ſie weiter zu verfolgen und ihre Schaaren völlig zu zerſprengen. Indeſſen war die Nacht eingebrochen, und die Deutſchen ſteckten, um den Kampfplatz beſſer zu überſehen, die nächſten Häuſer um die Königsburg in Brand. Der größte Theil des deutſchen Heeres lagerte vor der Stadt, vornehmlich die Schwaben, Franken und Lothringer; auch zu ihnen

1001 kam so die Kunde von der Empörung der Stadt. Eiligst rückten sie aus, aber sie fanden die Thore versperrt, die Wälle und Mauern vertheidigt. Der Sturm begann; ein heftiger Kampf entspann sich, in dem Giselbert, ein Bruder der Königin, eine tödtliche Wunde erhielt. Die ganze Nacht wurde an der Königsburg, wie an den Wällen und Thoren gekämpft; endlich wurden die Thore der Stadt erbrochen, und das deutsche Heer ergoß sich in die engen Straßen. Die Einwohner flüchteten in ihre Häuser; Steinwürfe und Pfeilschüsse aus ihnen tödteten Viele unter den Deutschen, bis diese zuletzt die Wohnhäuser in Brand steckten, um die Empörer in den Flammen zu begraben. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich die Feuerbrunst in der fast ganz von Holz aufgeführten Stadt. Schon sah das große Pavia einem Flammenmeer gleich, und viele Tausende fanden in den Feuersgluthen den kläglichsten Tod. Ein fürchterliches Strafgericht war über die Stadt eingebrochen, und des Königs Sinn wurde endlich erweicht. Er gebot dem Feuer und dem Morden Einhalt zu thun und gewährte den Ueberlebenden Verzeihung. Er begab sich in eine kleine Feste bei der Kirche **St. Pietro in cielo d'oro**, wo er noch zehn Tage bei dem Schutthaufen Pavias verweilte.

Die Flammen, welche die Königsstadt der Lombarden verzehrten, hatten weithin geleuchtet. Furcht und Entsetzen beschlich ganz Italien, und von allen Städten, die noch nicht gehuldigt hatten, strömten Gesandte herbei; man war unter Zittern und Zagen freigebig mit Versprechungen, Eiden und Geißeln. Zu Pontelungo unweit Pavia hielt der König einen Reichstag ab und ordnete die Verhältnisse Italiens nach seinem Sinne. Nach einem kurzen Besuche in Mailand, um dem heiligen Ambrosius seine Verehrung zu bezeigen, kehrte er noch einmal nach Pontelungo zurück, entließ die Versammlung, erklärte seinen Willen, über die Alpen zurückzukehren, verhieß aber seine baldige Wie-
4. Juni. derkunft. Das Pfingstfest feierte er zu Como, wo ihm die Gesandten der tuscischen Städte huldigten; gleich darauf trat er den Rückweg an. Italien hielt der Schrecken in Zaum, und Heinrich wollte die Zeit des Glücks benutzen, um dem Polen das böhmische Land zu entreißen. Vom Comersee aus überstieg er einen der Pässe, die in das Rheinthal führen und betrat um die Mitte des Juni das Herzogthum Schwaben.

Heinrichs Nebenbuhler Herzog Hermann **II.** war bald nach seiner Demüthigung gestorben (4. Mai **1003**) und sein Herzogthum auf seinen unmündigen Sohn Hermann übergegangen. Es schien unmöglich, daß der Knabe die Ruhe des Landes in der erforder-

lichen Weiſe ſicherte; deshalb traf der König ſelbſt auf zwei Land- 1004.
tagen zu Zürich und Straßburg die erforderlichen Vorkehrungen, um den Frieden Schwabens zu ſchützen. Dann begab er ſich über Mainz, wo er einige Tage verweilte, durch Oſtfranken nach Sachſen.

---

d. Herſtellung der deutſchen Herrſchaft in Böhmen und in den Marken.

Schon war das Aufgebot des Königs zu einem neuen Zuge gegen die Polen durch alle Theile Sachſens, Thüringens und Baierns ergangen. Am 15. Auguſt ſollte ſich das ſächſiſch-thüringiſche Heer in Merſeburg ſammeln, das der König ſelbſt in den Kampf zu führen gedachte. Am beſtimmten Tage traf er in Merſeburg ein. Sorgſam verhehlte er ſeinen Angriffsplan, da Boleſlaw ſogar in der Nähe des Königs Späher unterhielt. Eine Menge von Fahrzeugen ließ er deshalb auf der Elbe zwiſchen Meißen und Rieſa zuſammenbringen, gleich als wolle er ſeinen Angriff abermals auf das Milzenerland richten; indeſſen aber wandte er ſich von der Saale aus unmittelbar gegen das Erzgebirge, das damals Miriquidui d. h. Schwarzwald genannt wurde. Starke Regengüſſe hinderten ſeinen Marſch, und ſo fand Boleſlaw Zeit, die Zugänge des Gebirges mit Bogenſchützen zu beſetzen. Aber Heinrichs Krieger wußten ſich Bahn zu brechen, und ohne ſonderliche Mühen rückte das Heer des Königs in Böhmen ein. Bald erkannte hier Heinrich, wie ſchwach befeſtigt Boleſlaws Herrſchaft war. Stammhaß trennte die ſlawiſchen Stämme in noch höherm Grade als die deutſchen. Der Böhme war der Herrſchaft des Polen längſt müde, und da Herzog Jaromir, der vertriebene Sproß des alten Herzogsgeſchlechts, ſich im deutſchen Heere befand, nahm man überall freudig die Deutſchen auf. Nachdem Heinrich die Baiern, die von einer andern Seite ihm zugezogen waren, an ſich gezogen hatte, rückte er vor Saatz; die Einwohner erſchlugen ſofort die polniſche Beſatzung und öffneten Heinrich die Thore. Es lief ein falſches Gerücht um, Boleſlaw ſei in Prag bereits von den Seinen erſchlagen; aber dieſe Nachricht, abſichtlich verbreitet, um die Deutſchen ſorglos zu machen, wurde bald als trügeriſch erkannt und ſchleunigſt Herzog Jaromir mit dem beſten Theil des königlichen Heeres und der böhmiſchen Schaar, die ſich um ihn gebildet hatte, gegen Prag geſandt; lebend oder todt ſollte er Boleſlaw in ſeine Gewalt zu brin-

1004. gen suchen. Noch in der Nacht brach Jaromir auf, aber doch entkam ihm der Pole; flüchtig verließ er Böhmen, das er nie wieder gewinnen sollte. Prag öffnete willig Jaromir die Thore; man geleitete ihn nach der Burg Wyschehrad, wo er auf den alten Fürstenstuhl erhoben, als Herzog ausgerufen wurde und die Huldigung des Volkes empfing. Auf dem Fuße folgte ihm König Heinrich; unter dem größten Jubel der Böhmen wurde er in Wyschehrad eingeholt und nach der Georgskirche geführt, wo er feierlichst Jaromir mit dem Herzogthum Böhmen belehnte.

Am 8. September war der König noch zu Wyschehrad, dann entließ er die Baiern und führte das sächsische Heer, das Herzog Jaromir mit den Böhmen begleitete, auf sehr beschwerlichen Wegen in das Land der Milzener. Wo die Kriege dieses Jahr begonnen hatten, sollten sie auch ihr Ende finden. Bautzen, der Hauptort des Landes, wurde belagert. Die Stadt aber leistete tapferen Widerstand und der König selbst gerieth bei einem Sturme in Lebensgefahr. Da entbrannte die Wuth des deutschen Heeres; man wollte die Stadt an allen Ecken in Brand stecken, und nur die Dazwischenkunft Markgraf Gunzelins rettete Bautzen vor dem Schicksal Pavias. Endlich auf den ausdrücklichen Befehl Herzog Boleslaws ergab sich die Stadt; die polnische Besatzung zog ab und ein deutsches Heer wurde eingenommen. Auch das Milzenerland gab Boleslaw damit verloren; alle wendischen Marken standen wieder unter der Herrschaft der Deutschen. Der König führte sieggekrönt sein überaus erschöpftes Heer über die Elbe zurück. Am 8. October war er bereits zu Magdeburg und verlebte den Winter in Sachsen, wo er der verdienten Ruhe genoß.

Ein thatenreiches Jahr hatte er beschlossen, von der Elbe war er zum Main und zur Donau, von der Donau zum Po, vom Po zum Rhein, vom Rhein zur Saale und zur Moldau mit seinen Heeren geeilt, und von der Moldau wieder zur Elbe zurückgekehrt. Die gefährlichste Verschwörung war im Inneren erstickt, das königliche Ansehen hergestellt, Italien unterworfen, Böhmen und das Milzenerland Boleslaw entrissen und der bisher unbesiegte Kriegsheld zu schmählicher Flucht genöthigt. So mitten in seiner Siegesbahn mochte Heinrich Vielen der Mann scheinen, der das glückliche Werk Ottos des Großen glücklicher fortzusetzen berufen sei, der mit unbezwingbarer Kraft alle der deutschen Königsmacht widerstrebenden Gewalten zu bändigen wüßte.

e. Die ersten Feldzüge Heinrichs gegen Polen.

Boleslaw Chrobry war durch die Feldzüge des Jahrs 1004 gedemüthigt, nicht vernichtet; ein neuer Angriff schien ihn an den Rand 1005.
des Verderbens bringen zu müssen, und zu diesem traf König Heinrich im nächsten Jahre die Vorkehrungen. Wiederum wurde zum 15. August das Heer aufgeboten und zum Sammelplatz der Sachsen diesmal Leitzkau unweit Magdeburg am rechten Elbufer bestimmt. Zum bestimmten Tage trat das Aufgebot zusammen, und der König selbst stellte sich an die Spitze des Heeres. Man rückte sogleich vor und kam ungefährdet bis Dobrilugk in der Lausitz, wo die Baiern und Böhmen unter ihren Herzögen Heinrich und Jaromir dem Heere zuzogen. Auf dem weiteren Marsche wurde das Heer durch von Boleslaw bestochene Wegweiser in öde Gegenden und in die Sümpfe des Spreewalds verlockt. Doch fand man endlich eine bessere Stelle am Spreeufer, wo man sich lagern konnte. Hier kam es am 6. September zu einem Gefecht, in dem leider mehrere wackere deutsche Ritter den Pfeilen der Polen erlagen. Als die Deutschen über die Spree gingen, zogen ihnen auch die Liutizen zu; die Götzenbilder, die sie ihrem Heereszuge vortrugen, waren den deutschen Bischöfen ein grauenerregender Anblick. Am Tage nach ihrer Ankunft gelangte das Heer des Königs bis an die Oder, wo sich der Bober mündet. Am Bober schlugen die Deutschen ihr Lager auf; Boleslaw lagerte mit einem starken Heere am anderen Oderufer Crossen gegenüber, um dem Feinde den Uebergang über den Fluß und das Eindringen in sein polnisches Land zu verwehren. Acht Tage bemühten die Deutschen sich vergeblich, den Uebergang über die Oder auf einer Schiffbrücke zu bewerkstelligen. Endlich entdeckten Späher eine bequeme Fuhrt, und sogleich gingen sechstausend Mann auf das jenseitige Ufer hinüber. Sobald Boleslaw hiervon Kunde erhielt, ergriff er, da er jedem offenen Kampf mit den Deutschen geflissentlich auswich, mit Zurücklassung seines Gepäcks die Flucht. Der verzögerte Uebergang der Liutizen über den Fluß hemmte die Deutschen an der sofortigen Verfolgung des Feindes. Als man diese begann, gelang es nicht mehr die Polen zu erreichen, die „gleich flüchtigen Hirschen" das Weite suchten.

Ohne einem Feind zu begegnen, drang Heinrich, Alles verheerend und verwüstend, tief in das polnische Land ein. Am 22. September

1005 war er bei Meſeritz, wenige Tage darauf in der Nähe von Poſen. Als hier ſich ſein Heer vertheilte, um Lebensmittel aufzuſuchen, erlitt es von den Polen, die aus einem Hinterhalt hervorbrachen, große Verluſte. Aber trotz des ſo gewonnenen Vortheils wünſchte Boleſlaw, mitten in ſeinem eigenen Lande angegriffen, den Frieden und ſuchte um denſelben nach. Der König ſchickte, Boleſlaws Bitten Gehör ſchenkend, den Erzbiſchof Tagino und Andere ſeiner Vertrauten nach Poſen; hier wurde der Friede unterhandelt, abgeſchloſſen und beſchworen. In demſelben mußte Herzog Boleſlaw auf Böhmen und die von ihm angegriffenen Marken Verzicht leiſten und aufs Neue ſein Abhängigkeitsverhältniß vom Reiche anerkennen, doch wurden ihm ſeine früheren Eroberungen in Chrobatien, Schleſien und Mähren belaſſen. Das Land der Milzener wurde nicht dem verdächtigen Gunzelin übergeben, ſondern von Meißen getrennt und als Markgraf in demſelben Graf Hermann, der Sohn des tapferen Eckard und Schwiegerſohn des Polenherzogs, vom König beſtellt.

Weiter hatte Heinrich auf dieſem Zuge ein deutſches Heer gegen Oſten geführt, als je einer ſeiner Vorgänger; die Ehre des Reichs war fleckenlos behauptet; die Marken waren wieder vollſtändig der deutſchen Herrſchaft gewonnen; der übermüthige Polenfürſt war tief gedemüthigt und hatte ſeinen Eroberungen feierlichſt entſagen müſſen — und doch misfiel der Friede faſt Allen! Die Böhmen und Liutizen hatten Boleſlaws völlige Vernichtung gewollt, deſſen Rache ſie jetzt zu fürchten hatten; unter den Deutſchen hofften Manche, daß Boleſlaw mindeſtens auf die Stufe der Abhängigkeit zurückgebracht werden würde, die er vor Ottos III. Reiſe nach Gneſen eingenommen hatte, als er noch ein zinspflichtiger Mann war, als er ſich vor den ſtolzen ſächſiſchen Herren beugte und deutſche Prieſter ungehindert ſein Land durchzogen; Andere dagegen hielten es im Geheimen mit dieſem muthigen und mächtigen Gegner eines Königs, deſſen Strenge und Herrſchaft ſie fürchteten und deſſen glückliche Thaten ſie mit Bekümmerniß ſahen. Auch die glänzenden Ausſichten Magdeburgs waren dahin; der deutſchen Miſſion waren im Oſten von Neuem die Wege verſperrt. Was aber die Tadler des Friedens auch ſagen mochten, die Folge lehrte, daß Heinrich das Erreichbare klug ins Auge gefaßt hatte.

Den nächſten Winter verlebte der König in Sachſen, beſonders mit der feſteren Ordnung der Verhältniſſe in den Marken beſchäftigt. Häufig hielt er mit den Wenden zu Werben, Arneburg und Wallersleben Zuſammenkünfte und wußte in den Verhandlungen mit ihnen ſtets ſein königliches, oberherrliches Anſehen zu behaupten. Den Räu-

bereien der Wenden, unter denen bisher Sachſen arg gelitten hatte, 1005.
ſetzte er ein Ziel und gewann Entſchädigungen für die erlittenen Verluſte; zwei wendiſche Häuptlinge ließ er mit ihren Gefährten aufknüpfen. Auch die deutſchen Burgen an der Wendengrenze wurden wieder hergeſtellt und in guten Stand geſetzt.

---

5. Die Züge Heinrichs gegen die Frieſen, Balduin von Flandern und nach Burgund.

Während der König im Oſten das Anſehen des Reichs wahrte, hatte er bereits auch dem Weſten ſeine Aufmerkſamkeit zugelenkt. Vor Allem waren es hier die Verhältniſſe Weſt-Frieslands und Nieder-Lothringens, die ſein Einſchreiten heiſchten. Die Küſten der Nordſee wurden noch immer von plündernden Normannenſchwärmen heimgeſucht. Die Rhein- und Scheldemündungen, in die ſie auf ihren leichten Schiffen einliefen, waren deshalb von den alten Bewohnern verlaſſen und faſt verödet. Loſes Geſindel hatte ſich in dieſen Gegenden niedergelaſſen und übte dort ſeine eigene Hand Seeraub und Plünderung aus, zum nicht geringen Nachtheil aller Kaufleute, welche die Nordſee befuhren. Dieſen Plagen ließ ſich um ſo weniger ſteuern, als die königlichen Grafen in dieſen Landen bei der ſtörriſchen, ſtets um ihr Daſein kämpfenden frieſiſchen Bevölkerung ſelten Gehorſam fanden und die benachbarten mächtigen Markgrafen von Flandern immer auf eine Gelegenheit ſannen, ihr Gebiet nach dieſer Seite auszubreiten und die Grenzen des Reichs zu verrücken. Alle dieſe Verhältniſſe waren dem König bereits entgegengetreten, als er die Faſtenzeit des Jahrs **1005** zu Thiel verlebte, einem damals bedeutenden Handelsorte zwiſchen Nymwegen und Dortrecht mit eigenthümlichen Rechten und Freiheiten, der beſonders nach England erhebliche Schifffahrt trieb. Hier waren zu dem Könige auch die Klagen ſeiner Schwägerin der Gräfin Liudgarde gedrungen, deren Gemahl Graf Arnulf im Kampf gegen die Frieſen gefallen war und die nicht im Stande war, den ererbten Beſitz und die überkommenen Reichslehen für ihren Sohn Dietrich zu behaupten. Der König hatte darauf noch im Sommer deſſelben Jahrs die Weſtfrieſen im heutigen Holland mit einer Flotte angegriffen und ſie genöthigt, den gerechten Forderungen der Gräfin zu entſprechen. Jetzt aber mußte er ſich im Frühjahr

1006. 1006 aufs Neue in diese Gegenden begeben, da inzwischen auch von dem Markgrafen Balduin von Flandern die Grenzen des Reichs angegriffen und überschritten waren.

Markgraf Balduin, einer der mächtigsten Vasallen König Roberts von Frankreich, stolz auf den ererbten Besitz seines reichen Landes und gleich seinen Vorfahren auf die Ausbreitung desselben bedacht, hatte die Verwirrungen des deutschen Reichs benutzt, um die Stadt Valenciennes an sich zu reißen und den Grafen Arnulf aus derselben zu vertreiben; er mochte um so eher hoffen, daß ihm dies ungestraft hingehen würde, als seine Gemahlin Ogiva eine Verwandte der Königin Kunigunde war. Aber Heinrich war nicht gewillt, einen Raub am Reiche ungeahndet zu lassen, und als Balduin mehrmals vergebens aufgefordert war, seine Beute herauszugeben, wurde der Krieg gegen ihn beschlossen. Dieser Krieg bot andere, aber nicht geringere Schwierigkeiten dar, als die früheren Feldzüge Heinrichs. Balduin war ein mächtiger und kraftvoller Fürst; es diente ihm ein zahlreiches, in allen ritterlichen Künsten geübtes Vasallenheer; sein Gebiet lag mit wohlbefestigten Städten und Burgen gleichsam besäet. Wenn es ihm gelang, König Robert oder Einige der großen und kampflustigen Kronvasallen Frankreichs für sich zu gewinnen, konnte sich leicht das alte Gelüst des Westreichs nach dem lothringschen Lande aufs Neue regen. Das Bestreben Heinrichs ging deshalb zunächst dahin, Balduin jede Verbindung von dieser Seite abzuschneiden. Nachdem der alte Bischof Notker von Lüttich an König Robert abgeschickt war, hielten die beiden Könige selbst im Sommer 1006 eine Zusammenkunft an der Maas, bei der König Robert nicht nur versprach, Balduin nicht zu unterstützen, sondern sogar den Deutschen seinen Beistand gegen ihn zusagte. In der That wurde alsbald Balduin vom Westen her durch König Robert und den Herzog Richard von der Normandie angegriffen, während von Osten Heinrichs Heer ihn bedrängte und im Monat September in Valenciennes belagerte. Wiederholentlich wurde ein Sturm auf die Stadt versucht, aber immer vergeblich. Obgleich von allen Seiten umschlossen, behauptete sich Balduin mit solcher Tapferkeit und Ausdauer, daß seine Gegner bald den Feldzug verloren gaben und unverrichteter Sache heimkehrten. Mit verstärkter Heeresmacht griff Heinrich abermals im folgenden Sommer den Flanderer an. Sogar mehrere sächsische Bischöfe mußten ihm Heeresfolge leisten, als er von Neuem an die Westgrenze des Reichs zog. Die Deutschen gingen über die Schelde; von Gent aus, das sie am 19. August besetzten,

wurde Balduins Gebiet weithin verwüstet, bis er sich endlich von der 1007.
Noth überwältigt unterwarf, Genugthuung versprach und Valenciennes zurückgab. Erst, als es bei den späteren Wirren in Lothringen für den König von der größten Wichtigkeit war, daß Balduin sich nicht auf die Seite seiner Gegner stellte, gab er ihm Valenciennes als Reichslehen zurück und fügte im Jahre 1012 noch die Insel Walchern zu. Seitdem besaßen die Markgrafen von Flandern auch vom deutschen Reiche bedeutende Lehen, deren Gesammtheit man später mit dem Namen Reichsflandern bezeichnete.

So schützte der König wie im Osten, so auch im Westen das deutsche Reichsgebiet und wahrte das Ansehen des deutschen Namens und Reiches. Indem er Balduins Angriffen begegnete, schloß er zugleich einen dauernden Bund mit König Robert von Frankreich, der auf der gegenseitigen Anerkennung vollständiger Selbstständigkeit beruhte und in der Folge manche Vortheile dem Reiche gewährte, wie er denn schon damals ermöglichte, daß das Reich ohne Kampf eine nennenswerthe Erweiterung erfuhr, die zugleich eine größere anbahnte.

Als König Heinrich im Sommer 1006 von dem Kriegszuge gegen Balduin zurückkehrte, machte er eine Reise zu seiner Mutter Bruder, dem kinderlosen Burgunderkönig Rudolf III. Dieser überaus schwache Fürst, der seinen übermächtigen und übermüthigen Vasallen gegenüber kaum noch die Herrschaft behaupten konnte, suchte bei dieser Gelegenheit eine Stütze für seine wankende Macht in seinem Neffen zu erlangen; er gewann ihn leicht mit der Aussicht auf die Erbfolge im burgundischen Reiche, dessen Königsgeschlecht in diesem Rudolf seinen letzten männlichen Sprossen hatte. Die Nachfolge in Burgund wurde also König Heinrich vertragsmäßig zugesichert und gleichsam als Unterpfand für dieselbe ihm die Grenzstadt Basel abgetreten, deren Bischof schon in den deutschen Thronstreitigkeiten für ihn Partei ergriffen hatte. Die Erwerbung des burgundischen Reichs behielt König Heinrich während seiner weiteren Regierung unausgesetzt im Auge. Während er mit Frankreich den Frieden sorgsam erhielt, bereitete er auf alle Weise die Einverleibung Burgunds in das deutsche Reich vor, obwohl Burgund nach seiner natürlichen Lage und der vorwiegend romanischen Nationalität seiner Bewohner eher bestimmt schien in das westliche Frankenreich aufzugehen. Noch viele Kämpfe hat Burgund dem deutschen Reiche gekostet, aber die schließliche Erwerbung des Landes war für die Machtstellung des deutschen Volks unfraglich von den wichtigsten, weitgreifendsten Folgen. Andere haben

1007. auch hier geerndtet, was Heinrich geſäet. Nicht alleln ein Wahrer des Reichs war dieſer kluge Fürſt, ſondern auch deſſen Mehrer.

4.

Die Gründung des Bisthums Bamberg.

1007. Mit ſeltener Beſtändigkeit hatte bisher das Glück den jungen Könlg auf ſeinen rauhen und gefahrvollen Pfaden begleitet. Ueber alle ſeine inneren und äußeren Feinde hatte er rühmliche Siege davon getragen, und ſeine Stellung ſchien nach allen Seiten befeſtigt. Ein bleibendes Denkmal dieſer Siege iſt das Bisthum Bamberg, deſſen Errichtung nicht minder folgenreich geweſen iſt, als die Begründung der wendiſchen Bisthümer durch Otto den Großen.

Nicht darin llegt die Bedeutung dieſer Stiftung, daß ſie noch einmal einen tiefen Einſchnitt in die ſchon durch einen mehr als hundertjährigen Beſtand geheiligte Diöceſaneinthellung Deutſchlands machte; das iſt vielmehr ihr weſentlichſtes Intereſſe, was ſie für die Verbreitung deutſchen Lebens, deutſcher Sitte und Sprache nach dem Oſten zu zu leiſten berufen war und leiſtete.

Vor der Gründung des Bisthums lagen die Gegenden am oberen Main und der Rednitz zum größten Thell verödet. Die fränkiſchen Coloniſten und nordalbingiſchen Sachſen, die einſt dort angeſiedelt waren, hatten die Stürme des zehnten Jahrhunderts faſt völlig wieder verdrängt; nur eine dünne und dürftige Bevölkerung, meiſt ſlawiſchen Stammes, hatte ſich in dem unſicheren und unfreundlichen Lande erhalten. Die Fichtenwaldungen waren nur an wenigen Stellen gelichtet, nur hie und da ragten kleine Burgen aus ihnen hervor, faſt ſämmtlich den Babenbergiſchen Grafen gehörig, und theils zur Vertheidigung der Böhmengrenze theils zur Zwängung der ſlawiſchen Bauern im Lande beſtimmt. Wie anders nachher! Da erblühte das Bamberger Land zu einer fruchtbaren und reichen Landſchaft, in der die deutſche Art vollſtändig die Oberhand gewann. Die Ausdauer und der Fleiß deutſcher Bauern, welche die Kirche in das Land zog, ſchufen es zu einem geſegneten Erdteſeld um. Und nicht allein äußeres Wohlleben gedieh hier, auch geiſtige Früchte reiften. Bamberg wurde bald eine geſuchte Schule der deutſchen Geiſtlichkeit, die deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft nach

allen Richtungen förderte. Indem ein kräftiger Stamm echtgerma- 1007.
niſchen Weſens hier angepflanzt wurde, trieb er bald weithin ſeine Wurzeln und Aeſte und raubte dem andersartigen Geſträuch, das bisher aufgeſchoſſen war, die nährenden Säfte. In den Landesſtrichen zwiſchen dem Main, der Altmühl und dem Böhmerlande ſtarben allmählich alle Reſte ſlawiſchen Weſens dahin, ſo daß friſches, urkräftiges deutſches Leben überall Platz gewann. Damals wird zuerſt Fürth, ein Menſchenalter nach Bambergs Gründung zuerſt Nürnberg genannt. Nach und nach verſchwanden auch im Würzburger Lande die ſlawiſchen Coloniſten. Im Oſten von Bamberg drangen ſelbſt über die Grenze, die der Kamm des Gebirges zieht, deutſche Sprache und Sitte tief nach Böhmen vor. Denn auch das Egerland wurde jetzt von Deutſchen angebaut, nachdem es wohl in Folge jenes glücklichen Kriegszuges, den König Heinrich für Herzog Jaromir unternommen hatte, zum deutſchen Reiche geſchlagen war. Und um ein Jahrhundert ſpäter zog ein Bamberger Biſchof bis an die Geſtade der Oſtſee, um den entlegenſten Stämmen der Wenden das Chriſtenthum zu predigen und dadurch ihrer völligen Germaniſirung vorzuarbeiten. Man hat oft in der Gründung Bambergs nichts anders ſehen wollen, als das Werk frömmelnder Laune eines bigotten Fürſten; ſicherlich war es ein Werk, auf das der Himmel den reichſten Segen legte.

Die Stiftung eines Bisthums war im deutſchen Reiche keine geringe Sache. Welche Mühen hatte nicht der große Otto in aller ſeiner Kaiſermacht zu beſtehen, um das Erzbisthum Magdeburg in das Leben zu rufen und einige Theile der Halberſtädter Diöceſe für daſſelbe zu gewinnen! Wenn nun König Heinrich ſchon im fünften Jahre ſeiner Regierung angriff, was der gewaltige Kaiſer kaum in zwanzigjährigen Anſtrengungen erreichte, ſo zeugt dies vorweg für einen Muth, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebte, wie nicht minder für ein ſtarkes Bewußtſein ſeiner geſicherten Macht. Die Mittel und Wege, die Heinrich zum Ziele einſchlug, enthüllen uns deutlich das innerſte Weſen des eigenthümlichen, vielfach verkannten Fürſten. —

Nach dem gewaltſamen Sturze des Babenbergiſchen Geſchlechts unter Ludwig dem Kinde war ein Theil ſeiner Burgen und Güter nicht wieder zu Lehen ausgethan worden, ſondern bei der Krone verblieben. Zu ihnen gehörten die Burgen Babenberg und Aurach im Gau Volkfeld, die Otto II. mit allen zugehörigen Ländereien im Jahr 973 an den Vater König Heinrichs zu freiem Eigenthum ſchenkte. Vom Vater gingen ſie auf den Sohn über, der ſich von früher Jugend an gern zu Bamberg aufhielt und für die Verſchönerung der Burg kei-

1007. nen Aufwand scheute. Bei seiner Vermählung mit Kunigunde verschrieb er sie als Leibgedinge seiner Gemahlin und fuhr auch als König fort das ihm liebe Besitzthum auf alle Weise zu verbessern. Als ihm dann mehr und mehr die Hoffnung schwand, Leibeserben von Kunigunden zu erhalten, erwuchs in ihm der Gedanke, Bamberg dem Dienste der Kirche zu widmen und ein Bisthum daselbst zu begründen. Längere Zeit trug er nach seiner Sitte den Plan schweigend mit sich umher, bereitete indessen Alles zu seiner Verwirklichung vor. Er begann den Bau eines großen Doms mit zwei Unterkirchen und beschaffte alle Bedürfnisse einer bischöflichen Kirche mit emsiger Sorgfalt. Vor Allem aber bedurfte er, um dem neuen Bisthum einen genügenden Sprengel zuweisen zu können, von den Bischöfen von Würzburg und Eichstädt der Abtretung eines Theils ihrer Diöcesen im Volkfeld und Radenzgau, und an beide konnte er um so weniger dringende Forderungen stellen, als Bischof Heinrich von Würzburg, der Bruder des Erzbischofs Heribert von Köln, bis dahin einer seiner entschiedensten und thätigsten Anhänger gewesen war, der Bischof Megingaud von Eichstädt aber, ein überaus halsstarriger Mann, dem königlichen Hause selbst angehörte.

Im Jahre 1007 trat der König endlich mit seiner Absicht offen hervor. Am 6. Mai, seinem Geburtstage, schenkte er alle seine Eigengüter im Volkfeld und im Radenzgau an die Bamberger Kirche und berief auf Pfingsten eine Synode nach Mainz, in der er seinen Plan durchzusetzen erwartete. Vier Erzbischöfe und dreizehn Bischöfe waren erschienen, unter ihnen auch der Bischof von Würzburg, während der Eichstädter ausgeblieben war. Mit dem Bischofe von Würzburg trat der König zunächst in geheime Verhandlungen und wußte ihn in der That zu bewegen, die gewünschten Abtretungen zu machen, indem er ihm dafür sowohl 150 Hufen Landes in der Meininger-Mark überließ, wie auch die Erhebung seines Bisthums zu einem Erzbisthum, dem Bamberg untergeordnet werden sollte, in Aussicht stellte. So ließ sich der Bischof bewegen den beanspruchten Parochien zu entsagen und übergab zum Unterpfand dessen seinen Stab in die Hände des Königs. Die Entsagung des Bischofs wurde sofort der Synode mitgetheilt, welche dieselbe genehmigte und im Vereine mit dem Könige zwei seiner Kapellane nach Rom sandte, um die Einwilligung des Papst zur Stiftung des neuen Bisthums und der dadurch bedingten Veränderung der Diöcesangrenzen zu erlangen. Der Würzburger selbst unterstützte das Gesuch der Synode durch ein Schreiben, und der Papst Johann XVIII. nahm keinen Anstand die Stif-

tung König Heinrichs anzuerkennen. Im Juni brachte der Papst auf 1007.
einer Synode in der Peterskirche die Sache zur Verhandlung. Die Gründung des neuen Bisthums wurde hier nicht allein genehmigt, sondern daſſelbe durch eine päpſtliche Bulle auch in den beſonderen Schutz des Stuhls Petri genommen; im Uebrigen aber, hieß es in der Bulle, ſolle der Biſchof von Bamberg ſeinem Metropoliten gehorſam und untergeben ſein. Unter dieſem Metropoliten konnte nur der Erzbiſchof von Mainz verſtanden ſein; die eitlen Hoffnungen des Würzburger Biſchofs waren alſo vernichtet, er ſelbſt ſah ein, daß ihn der König mit nichtigen Verſprechungen getäuſcht hatte.

In der That hatte Heinrich weder ernſtlich daran gedacht, Würzburg zu einem Erzbisthum zu erheben, noch daran denken können. Es wäre das der tiefſte Eingriff in die Rechte des Mainzer Erzbiſchofs geweſen; nimmermehr hätte ein Mann, wie Willigis, dem der König überdies ſeine Krone dankte, ihn ungeſtraft hingehen laſſen. Wir wiſſen, welchen Sturm einſt Willigis erregte, um ſeine Anſprüche auf Gandersheim zu wahren, und es war das ſchon wahrlich kein geringes Opfer, daß er dennoch vor Kurzem, um Biſchof Bernward an den König zu feſſeln, jenen Anſprüchen feierlich entſagt hatte. Am 5. Januar 1007 war nehmlich die neue Kloſterkirche zu Gandersheim in Gegenwart des Königs von Willigis und Bernward gemeinſchaftlich eingeweiht worden, und bei dieſer Gelegenheit hatte Willigis ſeine Rechte an Gandersheim mit ſeinem Stabe an den Hildesheimer Biſchof übergeben. Unmöglich konnte daher der König jetzt von dem Erzbiſchof, deſſen Machtſtellung in Kirche und Reich eine unvergleichliche war, ein anderes, noch bei Weitem größeres Opfer fordern; ſein Verſprechen war in der That nichts als ein Köder geweſen, um den Würzburger deſto ſicherer in die Falle zu locken.

Sobald König Heinrich die päpſtliche Bulle in Händen hatte, eilte er das neue Bisthum in das Leben zu rufen. Jedes Bedenken, das die Stiftung noch gefährden könnte, ſuchte er jedoch zuvor zu beſeitigen. Er gewann die Einwilligung ſeines Bruders Brun, den er vor Kurzem zum Biſchof von Augsburg erhoben hatte; er erlangte die Zuſtimmung der Herzöge und Grafen des Reichs;*) er verſammelte endlich die ſtattlichſte Synode, die noch jemals in Deutſchland

*) Wahrſcheinlich geſchah dies auf einem Reichstage zu Achen, der am 22. October 1007 gehalten wurde.

1007. gehalten war, um so den Anfängen seiner Stiftung eine ganz besondere Weihe zu geben.

Am 1. November 1007 trat die Synode in Frankfurt zusammen. Nicht nur die Anwesenheit aller deutschen Bischöfe hatte der König in Anspruch genommen; auch aus Italien, aus dem burgundischen Reiche, das er schon als sein Erbe ansah, hatte er die geistlichen Würdenträger beschieden, und selbst bis nach Ungern, dem Reiche seines Schwagers, war der Ruf zur Synode erschollen. So waren denn in Frankfurt vier deutsche, zwei burgundische und der Erzbischof von Ungern erschienen; außerdem hatte eine große Zahl von deutschen, burgundischen und italienischen Bischöfen sich eingestellt. Auch Bischof Brun von Augsburg, der Bruder des Königs, war unter den Anwesenden, wie der Bischof von Eichstädt, obgleich dieser sich zu der Abtretung des beanspruchten Theils seiner Diöcese auf keine Weise hatte bewegen lassen, so daß der König am Ende davon Abstand nahm. Dagegen fehlte in der Versammlung der Würzburger Bischof. Betrogen, wie er war, sann er auf Rache; mit einem Schlage wollte er die Hoffnungen des Königs im Augenblick ihrer Erfüllung vernichten. Er schickte deshalb seinen Kapellan Berengar zu der Synode mit der Weisung ab, gegen die Errichtung des neuen Bisthums entschiedene Einsprache zu erheben.

Der König sah sich inmitten der glänzenden Versammlung, die er zur Verherrlichung seiner Stiftung berufen hatte, plötzlich in die traurigste Lage versetzt. Die Einsprache des Würzburger Bischofs konnte die Begründung des Bisthums, wenn auch nicht völlig vereiteln, doch gefährden oder auf ungewisse Zeit verschieben; es mußte ihm Alles daran liegen, die Synode so für sich zu gewinnen, daß er mit der Wucht ihres Ansehens die vereinzelte Einsprache des Würzburgers niederzudrücken vermochte. Nur durch untrügliche Zeichen der tiefsten Ergebenheit konnte er hoffen, die versammelten Bischöfe ganz für sich und seine Absichten zu stimmen. Kaum war daher die Synode eröffnet, so warf er sich vor der Versammlung wie ein Schutzflehender zur Erde nieder. Erzbischof Willigis erhob den König, und dieser begann nun mit der ihm eigenen Redegabe, der selten Jemand widerstand, auseinanderzusetzen, wie er, da ihm keine Hoffnung auf leibliche Nachkommen geblieben sei,*) sich Gott und Christus zum Erben erwählt habe,

*) Daß übrigens Heinrich noch nicht alle Hoffnung auf Nachkommen aufgegeben hatte, geht aus den noch erhaltenen Gebetbüchern hervor, die er für Bamberg anfertigen ließ. In ihnen finden sich Gebete für den König, seine Gemahlin und ihre Nachkommenschaft.

wie er deshalb schon längst mit dem Wunsche umgegangen sei, mit 1007.
Einwilligung des Bischofs von Würzburg zu Bamberg ein Bisthum zu gründen, und diesen Wunsch heute in Ausführung zu bringen hoffe. „Und so wende ich mich an euch, fromme Väter" — fuhr er fort — „und bitte euch: laßt es nicht dahin kommen, daß wegen der Abwesenheit dieses Bischofs, der von mir erlangen wollte, was ich ihm nicht bewilligen durfte, meine gute Absicht vereitelt werde; zumal ja aus dem Stabe, den er mir als Zeichen seiner Einwilligung übergeben hat, klar und offenkundig ist, daß er nicht aus Gewissensbedenken, sondern nur aus Erbitterung über die ihm versagte Erhöhung hier nicht erschienen ist. Mögen alle Anwesenden es sich wohl zu Herzen nehmen, daß er sich nur aus Ehrgeiz das Wachsthum unserer heiligen Mutterkirche durch eine thörichte Gesandtschaft zu hemmen erkühnt. Zur Sicherung meiner Stiftung aber trägt die Güte meiner anwesenden Gemahlin und meines einzigen Bruders und Miterben bei, denen ich beiden, was sie einbüßen, in der ihnen genehmen Weise vergütigen werde. Und selbst jener Bischof soll, wenn er erscheinen und sein Versprechen erfüllen will, mich zu jeder Entschädigung bereit finden, zu der ihr selbst eure Genehmigung ertheilt."

Nach dieser Rede des Königs erhob sich Berengar, der Gesandte des Bischofs von Würzburg. Er erklärte, daß sein Bischof lediglich aus Furcht vor dem Könige nicht erschienen sei, daß derselbe aber niemals in eine Minderung seiner Kirche eingewilligt habe; er beschwor die Versammlung nicht in die Absichten des Königs einzugehen, indem er sie vor den Folgen eines so üblen Vorgangs warnte; auch brachte er es dahin, daß die alten Privilegien Würzburgs vor den Bischöfen verlesen wurden. Seine Worte blieben auf die Synode nicht ohne allen Eindruck; aber der König warf sich, so oft er die Gemüther der Bischöfe schwanken sah, immer aufs Neue vor ihnen zur Erde nieder und bat in der beweglichsten Weise für seine Stiftung. So erreichte er endlich doch seine Absicht. Als der Erzbischof von Mainz schließlich die Versammlung um ihre Willensmeinung befragte, da erklärte zuerst der Erzbischof von Magdeburg, es stehe nach den Worten des Königs der Errichtung des neuen Bisthums kein Hinderniß mehr im Wege, und alle Anwesenden pflichteten dieser Meinung bei. Die ganze Versammlung gab endlich schriftlich ihre Zustimmung zu dem Privilegium des Papstes für Bamberg und unterzeichnete die Verhandlungen der Synode.

Obgleich der Bau des Bamberger Doms noch nicht vollendet war, trat doch sofort das neue Bisthum in das Leben. Als der erste Bischof wurde Eberhard, ein Verwandter des Königs, der ihm bis da-

1007. hin als Kanzler treu gedient hatte, eingesetzt und noch an demselben Tage von Willigis feierlich geweiht. Zugleich stellte der König 29 Urkunden aus, durch welche er dem neuen Bisthum sechs Abteien unterwarf und zahlreiche Schenkungen machte, sowohl in unmittelbarer Nähe Bambergs wie in weiterer Ferne, in Schwaben und dem Elsaß, in Baiern und Kärnthen.

Indessen war die Zustimmung des Würzburger Bischofs nicht zu erreichen. Rache brütend, verkroch er sich in die entlegensten Winkel seiner Diöcese; weder den Mahnungen des Königs, vor ihm zu erscheinen, leistete er Folge, noch ließ er seine Freunde und Amtsbrüder vor sich, wenn sie zu ihm eilten, um ihn von seinem vergeblichen und gefahrvollen Widerstande abzumahnen; auch ihre Briefe hatten keinen Erfolg.

Es ist uns ein äußerst merkwürdiges Schreiben an den Würzburger aus jener Zeit erhalten. Der Schreiber ist der Bischof Arnulf von Halberstadt, der sich wie Andere bereits vielfach umsonst bemüht hatte, eine Unterredung mit seinem Amtsbruder zu erlangen. In der eindringlichsten Weise sucht Arnulf in diesem Schreiben ihn aus seinem finsteren Groll und starren Trübsinn aufzuscheuchen. „Du zuerst oder doch als einer der Ersten," schreibt er ihm, „erwähltest Herzog Heinrich zum Herrn, ehe er noch König war; Du bestandest mit allen Kräften und mit aller Macht auf seiner Wahl. Und dann herrschte immer die größte Zärtlichkeit und Liebe zwischen euch; Niemand war eifriger in freiwilligen Dienstleistungen als Du, Niemand bereitwilliger sie als Freundschaftsbeweise anzunehmen, als er; durch das innigste Liebesband schienet ihr gleichsam unzertrennlich verbunden. Niemals in Freud oder Leid versagtest Du, selbst nicht unter Lebensgefahr, ihm Deinen treuen Beistand. Nachdem Du nun so viele Wohlthaten ihm erwiesen und mit Recht dadurch Gunst, Freundschaft und Liebe bei ihm gewonnen hast, wie kannst Du selbst jetzt Dir so im Lichte stehen? Warum willst Du bösen Lohn gewinnen, wo Du guten verdient hast? Gefährlich ist es die Anklage der Majestätsbeleidigung auf sich zu ziehen. Und doch höre ich wie Du weder durch Briefe noch durch Boten, weder durch Versöhnlichkeit, noch durch Versprechungen und Bitten bewogen werden kannst, der Mahnung des Königs Folge zu leisten. Wie aber darfst Du ein Bisthum in seinem Reiche bekleiden, wenn Du Dich sträubst vor ihm zu erscheinen? Was sollen die Richter sagen, wenn diese Anklage vor sie gebracht wird! Hüte Dich, daß nicht die Sache zu spät eine üble Wendung nehme, die sich rechtzeitig in einen guten Gang bringen ließ, und daß Deine

Härte nicht mehr als Starrsinn denn als Standhaftigkeit erscheine. 1007.
Weshalb willst Du seine Dankbarkeit gegen Dich in Undankbarkeit, seine Freundschaft in Feindschaft, seine Freigebigkeit in Kargheit verwandeln. Alles, was Dir beliebte, konntest Du, wie man glaubte, bei ihm durchsetzen. War Dir nicht von ihm eine solche Macht in diesem Lande eingeräumt, daß Alles Deinem Worte gehorchte? Wer soll fortan uns und die Anderen, die auf Dich ihre Hoffnung setzten, bei ihm vertreten! Fest sei das Herz, aber ohne Leidenschaft; wer das Maß überschreitet, ist maßlos; Maßlosigkeit ist Leidenschaftlichkeit, und Leidenschaftlichkeit ein Gebrechen. Ich halte ein. Doch wenn nicht um Dich, solltest Du wenigstens um die Dir anvertraute Heerde besorgt sein. Denn wohl schwebt Gefahr über Deinem Bisthum; beharrst Du, wie Du begonnen hast, so wird es vielleicht geplündert und zerstreut, so daß es niemals oder doch erst später wieder hergestellt werden kann. Sprich doch mit denen, die Dein Wohl wie ihr eigenes fühlen: mit Erzbischof Willigis, Deinem geistlichen Vater und Bruder, mit Erzbischof Heribert, deinem leiblichen Bruder, dann mit Bischof Burchard von Worms und Deinen anderen Freunden, und verschmähe nicht, was sie Dir rathen. Sie alle empfinden Dein Schicksal, als wäre es ihr eigenes, und werden Dich nicht zu einem Fehltritt verleiten, der doch nur ihnen zur Last gelegt werden würde. Auch wandte sich ja schon oft das Glück, und was heut Dir begegnet, trifft morgen leicht einen von ihnen. Deshalb ist nicht zu besorgen, daß sie Dir etwas zumuthen sollten, was sie nicht auch selbst auf sich zu nehmen gewillt wären."

Im weiteren Verlauf seines Schreibens setzt Arnulf auseinander, wie es unmöglich sei das Geschehene rückgängig zu machen, und weist etwaige Gewissensbedenken mit der Lehre des Apostels zurück, daß man der Obrigkeit als Gottes Ordnung Gehorsam schuldig sei. Auf den Einwand, daß nur dann der Obrigkeit zu gehorsamen sei, wenn sie Rechtes gebiete, antwortet er also: „Die heiligen Väter, unsere Vorfahren, hielten es, wie wir vernommen haben, nicht nur nicht für unrecht, sondern vielmehr für in hohem Maße recht und nützlich, in den ihnen anvertrauten Sprengeln, sobald die Gemeinden so anwuchsen, daß sie dieselben nicht mehr allein bereisen und beaufsichtigen konnten, sich andere Priester als Gehülfen beizuordnen und so aus einem Bisthum zwei oder drei zu bilden; damit was Einer nicht zu leisten vermöchte, zwei oder drei in besserem und vollerem Maße leisten könnten. Jetzt ist freilich das Alles anders, und Alles voll Irrthum. Sie verwandten ihren ganzen Fleiß darauf, die Seelen zu retten, wir denken nur daran, wie wir die Leiber pflegen; sie stritten um den

1007. Himmel, wir ſtreiten um Erdengut. Und doch wäre es fürwahr nicht von Nöthen, denn an irdiſchem Gut würde es uns nicht mangeln, wollten wir unſer Auge nur auf den Himmel richten. Aber es ſoll ja auch der zeitliche Gewinn, dem die Menſchen jetzt vor Allem nachjagen und in dem Du verkürzt zu werden fürchteſt, Dir nicht vermindert werden. Viel Mehr und Einträglicheres, als Du verloren haſt, hat Dir der König, wie ich höre, bereits gegeben, und würde Dir mehr noch geben, ja wird es vielleicht noch jetzt thun, wenn du an ſeinem Hofe erſcheinen und Dich dem fügen willſt, was Deine Genoſſen Dir rathen. Mit Deinem Verlaub wage ich Dir in das Gedächtniß zu rufen, was Du mir ſelbſt einſt über dieſe Sache vertrauteſt. Erinnerſt Du Dich nicht, wie wir im vorigen Jahre zuſammen auf Bamberg zuritten, wie Du mich da heranriefſt und mir ſagteſt, gleichſam als hätteſt Du eine Vorahnung dieſer Dinge gehabt, wenn der König hier ein Bisthum gründen wollte, würde es ihm leicht fallen, Deine Kirche durch einträglichere Güter zu entſchädigen, denn Du hätteſt nur geringe Einkünfte aus dieſen Gegenden, faſt das ganze Land ſei Wald und von Slawen bewohnt, niemals oder ſelten ſeieſt Du in dieſe entfernten Striche Deines Sprengels gekommen? Weshalb ſcheint Dir nun ſo ſchwer, was Du damals für ſo leicht hielteſt! Du wirſt ſelbſt jetzt, wie ich hoffe, einſehen, daß ich Dir nicht Unrechtes zumuthen, noch Dir anrathen will, dem Könige mehr zu gehorchen als Gott, ſondern daß ich Dich nur auffordere, ihn um Gottes willen zu lieben und zu ehren und Nachgiebigkeit gegen ihn zu zeigen, wenn er, was an ſich recht iſt, Dir nicht einmal befiehlt, ſondern Dich nur darum bittet und es Dir vergelten will. Leichter wirſt Du überdies die Dir auferlegte Bürde tragen, wenn Du ſie mit einem Andern theilſt, und leichter wirſt Du Gott dereinſt Rechenſchaft geben können, wenn nur eine geringere Zahl von Seelen Dir anvertraut iſt."

Schließlich erklärt dann Arnulf noch, wie man ſelbſt einem gottloſen Fürſten, ſoweit ſein Gebot nicht die Religion verletze, Gehorſam ſchuldig ſei; wie aber in dem, was König Heinrich verlange, nicht nur nichts wider die Religion liege, ſondern vielmehr Alles auf einen Liebesbeweis gegen die Kirche abgeſehen ſei. „Dies hat der König ſelbſt in jener tief bekümmerten und doch ſo glänzenden Rede, die er vor der Synode hielt, uns kundgegeben, in der er erklärte, daß er, da ihn Gott ohne Leibeserben ließe und ihn des Erbes der Nachkommenſchaft hienieden beraube, gewillt ſei den Herrn zu ſeinem Erben einzuſetzen. Und nur allzu demüthig bat er überdies alle Anweſenden,

ihm hierbei hülfreich zu sein. Wärest Du gegenwärtig gewesen, gewiß 1007.
auch Du würdest Mitleid mit ihm gefühlt haben."

Besonders der Zuspruch seines Bruders Heribert brachte endlich doch Bischof Heinrich auf andere Gedanken. Er schickte sich in den Willen des Königs, und dieser nahm ihn wieder zu Gnaden an. Nachdem König Heinrich den Winter von **1007** auf **1008** in Sachsen verlebt hatte, begab er sich selbst nach Würzburg. Am Geburtstag des Königs, wie es scheint, wurde hier Alles in das Gleiche gebracht. Am 7. Mai des Jahrs **1008** wurde vom Bischofe eine Urkunde ausgestellt, in der er mit Zustimmung des Klerus, der Dienstmannen und des gesammten Volks seiner Kirche die beanspruchten Theile seines Sprengels für ewige Zeiten abtrat. Dagegen stellte ihm der König gleichzeitig nicht nur über die früher in Tausch gegebenen Güter eine Urkunde aus, sondern fügte auch noch eine neue Schenkung hinzu.

Der Bau des Bamberger Doms wurde erst im Jahre **1012** vollendet. Der König hatte seinen vierzigsten Geburtstag zur Einweihung bestimmt und lange vorher alle Vorbereitungen getroffen, um dem Feste eine ganz besondere Weihe zu geben. Mehr als dreißig Bischöfe versammelten sich zu derselben in Bamberg; alle Großen des Reichs stellten sich ein. Die kaiserlichen Schwestern Ottos III. Sophie und Adelheid erschienen, und selbst Gesandte des Papstes kamen aus Rom. In Gegenwart dieser stattlichen Versammlung weihte der Patriarch Johann von Aquileja am 6. Mai **1012** den neuen königlich geschmückten Dom, und große Lustbarkeiten schlossen sich an das kirchliche Fest, das der König noch durch zahlreiche Begnadigungen seiner Feinde verschönte. Sobald die Kirche eingeweiht war, wandte sich Bischof Eberhard aufs Neue an den Stuhl Petri und bat um die Bestätigung seiner bischöflichen Rechte. Diese erfolgte durch eine Bulle vom **21.** Januar **1013.** Etwa zu derselben Zeit ertheilte der König Eberhard und durch ihn Bamberg eine neue Erhöhung, indem er den Bischof zum Erzkanzler des italischen Reichs bestellte. Auch bei seiner Kaiserkrönung im Jahre **1014** gedachte Heinrich seiner Lieblingsstiftung; noch am Krönungstage selbst tauschte er gegen eine Burg in Italien mehrere in Deutschland belegene Güter des Stuhls Petri ein, die er dann an Bamberg schenkte.

Als zu derselben Zeit der hartnäckige Bischof von Eichstädt starb, war Heinrich bedacht, die früher beanspruchte Abtretung einiger Theile der Eichstädter Diöcese durchzusetzen. Er er-

nannte einen Kleriker der Bamberger Kirche selbst, einen Mann von niederer Abkunft, wider seine Gewohnheit zum Bischof von Eichstädt; er hoffte bei diesem — Gunzo war sein Name — auf keine neuen Schwierigkeiten zu stoßen. Als aber Gunzo, von seiner Geistlichkeit und seinen Dienstmannen aufgewiegelt, dennoch Weiterungen machte, gerieth der König in den heftigsten Zorn. „Was höre ich von dir?" — so herrschte er den unglücklichen Bischof an — „Weißt du nicht, daß ich dich nur deshalb zum Bischof gemacht habe, damit ich bei dir, einem Manne niederer Abkunft, meinen Willen durchsetzen könnte, dem sich dein Vorgänger, mein Stammvetter, nicht fügen wollte? Laß mich nicht noch einmal etwas der Art von dir hören, wenn du dir das Bisthum und meine Gunst erhalten willst." Da verstummte Gunzo und willigte auch ohne die Zustimmung der Geistlichkeit und seiner Mannen in die Abtretung des Theils seines Sprengels, der jenseits der Pegnitz lag.

Den größten Glanz sah Bamberg, als in der Osterzeit des Jahrs 1020 die neue Stephanskirche dort eingeweiht wurde. Dazu war nach dem Wunsche Heinrichs der Papst selbst über die Alpen gekommen und vollzog die Weihe inmitten einer großen Zahl von Erzbischöfen und Bischöfen. Nichts übertraf die Festlichkeiten jener Tage, durch welche Heinrich seiner Stiftung eine solche Bedeutung zu geben gedachte, daß keine Hand sich je sie anzutasten erkühnen würde. Hier übertrug er Bamberg noch einmal feierlich dem Schutze des Stuhles Petri, und der Papst nahm die ihm dargebotene Gabe willig an. Durch eine Bulle vom 1. Mai 1020 übertrug er Bamberg als Eigenthum des h. Petrus dem Bischof Eberhard und seinen Nachfolgern unter der Bedingung, daß sie alljährlich als Zins dem römischen Papste einen wohlgesattelten weißen Zelter stellten. Es war nicht anders, als wie der römische Bischof einst auf Bitten des Markgrafen Gero das Kloster Gernrode gegen einen jährlichen Zins in seinen Schutz genommen hatte; das Verhältniß des Bamberger Bischofs zu dem Erzbischof von Mainz als seinem Metropolitan wurde durch diese Uebertragung nicht berührt, durch welche Heinrich lediglich seine Stiftung zu sichern suchte.

Auch ein stattliches Kloster durfte dem neuen Bisthum nicht fehlen, und auch hiefür hatte Heinrich bereits Sorge getragen. Es wurde auf einer Anhöhe bei Bamberg der Bau eines Klosters begonnen, daß dem Erzengel Michael geweiht werden sollte. Das Michaelskloster auf dem Engelsberg, wie man es zuerst nannte, wurde im Anfang mit funfzehn Höfen ausgestattet, die zum Theil von den Klöstern Hersfeld und Fulda abgetreten werden mußten. Die Urkunden wurden bereits im Fe-

bruar 1015 zu Frankfurt ausgestellt, aber erst im Mai 1017 zu Frankfurt und Worms vollzogen. Den Bau der Klosterkirche vollendete man erst im Jahre 1021, wo die Einweihung durch die Erzbischöfe von Mainz und Köln erfolgte.

Mit der größten Sorgfalt bestimmte der König alle Verhältnisse seiner Stiftungen in Bamberg, theilte die Einkünfte auf ewige Zeiten zwischen dem Bischof, dem Propste und den Domherren, setzte die Dienste der Ministerialen fest, begrenzte die Gerechtsame der Vögte und ordnete die Angelegenheiten der Colonen. Nichts wurde der Willkühr anheimgegeben, sondern fast Alles gegen die Sitte der Zeit sogar durch schriftliche Aufzeichnungen dauernd festgestellt. Man sieht hier den König recht nach seiner eigensten Art thätig. Ueberall stand ihm dabei seine Gemahlin hülfreich zur Seite, die zu derselben Zeit, von ihrem königlichen Gemahle unterstützt, das Kloster Kaufungen begründete und auf das Reichlichste ausstattete. Hier, wie in allen anderen Dingen, waren sie beide Ein Herz und Eine Seele; in einer Urkunde sagt Heinrich, sie seien zwei in einem Leibe. Nicht daß Kunigunde den König beherrscht hätte; sie ging vielmehr, so groß ihr Einfluß auf ihn war, ganz in seinem Dienst und Willen auf. Sie hat es verdient, daß ihr Name mit dem ihres Gemahls unzertrennlich verbunden wurde. Ihrem gemeinsamen Andenken ist der Dom von Bamberg noch jetzt geweiht.

5.

Heinrichs II. Regiment.

Mit bemerkenswerther Absichtlichkeit gab König Heinrich bei jeder Gelegenheit seine Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Vorgänger zu erkennen. Noch in den Urkunden aus seiner späteren Lebenszeit gedachte er häufig Ottos III. als seines theuren Lehnsherrn und übte so gegen ihn treue Vasallenpflicht selbst über das Grab hinaus. Aber nicht desto minder schlug er andere Wege ein, als sein Vorfahr im Reiche, und nur im Gegensatz gegen dessen Bestrebungen treten seine eigenen in ihr volles Licht. Wir wissen, wie Otto III.

auf den Bleibullen seiner Urkunden die Herstellung des Römerreichs zu verkünden liebte; eine ähnliche Bulle aus dem ersten Regierungsjahr Heinrichs trägt die Umschrift: „Herstellung des Frankenreichs." Der Gegensatz des Regiments beider Herrscher prägt sich hierin deutlich aus. Auf eine Herstellung des deutschen Reichs, das durch Ottos III. phantastisches Römerreich in seinen Grundfesten erschüttert war, gingen vornehmlich die Absichten des neuen Königs.

Der zweite Heinrich war seinem großen Urgroßvater, dem ersten Heinrich, dem Gründer des Reichs, nicht so unähnlich, wie es wohl auf den ersten Blick scheint. Die Beschränkung auf nahe liegende und erreichbare Ziele, die unermüdliche Ausdauer und die unerschöpfliche Geduld, den praktischen Sinn hatte er von jenem ererbt; die Erhebung der deutschen Nation war in gleicher Weise das letzte Streben beider Fürsten. Jene Gegenden, auf die der erste Heinrich einst das Reich begründet hatte, machte der zweite wieder zum Mittelpunkt der Herrschaft, nachdem die Ottonen mehr und mehr den Schwerpunkt der deutschen Weltmacht nach Italien verlegt und Otto III. zuletzt das goldene Rom zu seiner kaiserlichen Residenz erwählt hatte. Das rauhe Sachsenland, von dem sich jener schwärmende Jüngling schaudernd zurückgezogen hatte, schien unserem Heinrich trotz aller Vorliebe für sein heimathliches Baiern ein Paradies der Fülle und des Lebensgenusses; am Häufigsten und am Liebsten verweilte er als König auf jenen sächsischen Burgen, die aus der Erbschaft Heinrichs I. einst seinem Großvater zugefallen waren, zu Merseburg, Pöhlde, Altstädt, Grona und Goslar; er legte den Grund zu der Größe, die Goslar alsbald gewann. Die Kämpfe mit den slawischen Völkern im Osten, mit den streitlustigen Lothringern im Westen, die Kriege aller Orten um die Erhaltung der alten Reichsgrenzen erfüllten seine Regierung, wie einst die des ersten Heinrichs. Es waren nun wieder die ersten und nächsten Interessen deutscher Nation, die in den Vordergrund traten, und jene universellen Ideen der Weltherrschaft, welche die Ottonen so oft der Heimath entführten, in den Hintergrund drängten. Heinrich gab freilich Italien nicht auf — er hat nirgends die Herrschaft der Deutschen geschmälert, sondern war vielmehr zu aller Zeit auf ihre Erweiterung bedacht — und so eilte er denn, wie wir sahen, sobald seine Macht in Deutschland nur einigermaßen gesichert war, über die Alpen. Aber wie schnell kehrte er von dort zurück, sobald er nur seinen nächsten Zweck erreicht sah! Noch zweimal ist er später nach Italien gezogen, bis in die südlichsten Theile des Landes ist er siegreich vorgedrungen, aber nie hat er länger dort verweilt, als es

die dringendste Noth erheischte. Heiter lachten ihn die heimischen Gegenden an, versichert uns Thietmar, sobald er sie wieder betrat. Nicht von Rom aus, sondern von seinen Pfalzen in Sachsen, Baiern und Franken überwachte er die abendländische Welt.

Aber nicht deshalb allein verdient Heinrich II. den Namen eines Herstellers des deutschen Reichs, sondern er gebührt ihm nicht minder wegen seiner unablässigen Fürsorge für die Begründung eines gesicherten Rechtszustandes und gesetzlicher Ordnungen in den deutschen Ländern selbst. Diese Fürsorge ist der rothe Faden, der sich durch seine ganze mehr als zwanzigjährige Regierung hindurchzieht und den man bisher doch wenig beachtet hat. Der Tyrannei und Willkühr des übermächtigen Adels durch Gesetz und Recht, wie durch die heiligen Mittel der Kirche zu steuern, der Unterdrückung des niederen Volks zu wehren, das Königthum als schützende Macht über Alle und Alles zu erhöhen: das ist der große politische Gedanke, der sich von seinem ersten bis zu seinem letzten Regierungsjahre verfolgen läßt. Nicht freilich ein neues Verfassungsgebäude wollte und konnte Heinrich aufführen, nicht durch eine umfassende Gesetzgebung Altes beseitigen und Neues begründen: das widersprach ebensosehr den damaligen Zuständen und der Natur unseres Volks, als dem zuwartenden, sich beschränkenden Sinne des Königs. Was gleichzeitig in Ungern und in verwandter Weise in Polen geschah, wäre unter den Deutschen damals sicherlich eine Unmöglichkeit gewesen. Aber das unternahm Heinrich, in den uralten Gewohnheiten das Zweckmäßige gesetzlich zu befestigen, selbst durch geschriebene Ordnungen gegen die Sitte der Vorfahren. Und zugleich zeigte er sich darauf bedacht, in die verwirrten und schwankenden staatlichen Verhältnisse Halt und Zusammenhang zu bringen. So begründete er aufs Neue die tief erschütterte Macht der Krone und gab ihr eine solche Kraft, daß sich das deutsche Königthum bald nachher zu einer Höhe aufschwingen konnte, die es nie zuvor erreicht hatte und nie wieder erreichen sollte.

Schon hatte das Lehnswesen, wie gezeigt ist, die alte Volksfreiheit und die früheren Reichsordnungen überall zurückgedrängt, wenn auch nicht ganz beseitigt; Dienstverhältnisse der mannigfachsten Art bestimmten das Leben und Treiben der Menschen, wie sie Gewohnheit und Willkühr im Laufe der Zeit geschaffen hatten. Von dem ersten Vasallen der Krone bis zu dem letzten Leibeigenen lief eine große Kette gegenseitiger Verpflichtungen und der verschiedenartigsten Dienstbarkeit; sie umschloß auch jenen Bruchtheil der Nation, der sich noch das Vorrecht der freien Geburt und des unabhängigen Eigenthums zu erhal-

ten wußte. Dieſe Kette war das zuſammenhaltende Band des Staats, und doch war kein Glied derſelben ſo befeſtigt, daß es Dauer und Haltbarkeit verſprochen hätte. Noch ſtand weder der Reichsfürſt zum König, noch der niedere Vaſall oder Miniſterial zu ſeinem Lehnsherrn, noch endlich der zinspflichtige Bauer und Städter zu ſeinem Grundherrn in einem feſten, geſetzlich geregelten Verhältniß. Gunſt oder Ungunſt des Herrn beſtimmten häufig allein das Schickſal der Dienenden, wenigſtens war das lediglich auf Gewohnheit begründete, ungeſchriebene Hof- und Dienſtrecht einem übermüthigen und gewaltthätigen Herrn gegenüber nur eine ſchwache Schutzwehr. Ueberdies erweiterte ſich die Kluft, welche das Lehnsweſen in die Nation geriſſen hatte, mehr und mehr; immer weiter trennte ſich, wie wir ſahen, der Ritterſtand, der in dem Waffenhandwerk lebte, von der großen Maſſe, welche die Waffen niedergelegt und ſich friedlichen Beſchäftigungen, der Feldarbeit oder den ſtädtiſchen Gewerben, hingegeben hatte; immer mehr wurde jener die herrſchende und gebietende, dieſes die dienende und unterdrückte Klaſſe. Mit innerer Nothwendigkeit war eine geſellſchaftliche Umwälzung vorgegangen, die alle Standes- und Beſitzverhältniſſe umgewandelt, in das politiſche wie in das Privatleben auf das Tiefſte eingegriffen hatte.

Es war vor Allem der Adel, der aus dieſer inneren Umwälzung Vortheile zog, die ihm mit dem ausſchließlichen Recht zur Führung der Waffen ein gewaltiges Uebergewicht in allen inneren Angelegenheiten gewährte. Er war recht eigentlich die materielle Stärke des Reichs, das auf ſeiner Wehrhaftigkeit begründet war und nur durch dieſelbe ſich gegen die von allen Seiten drohenden Feinde behaupten ließ. Ein Kriegsſtaat, wie das Reich in ſeinen Urſprüngen war, mußte vor Allem durch einen ſtreitbaren Kriegerſtand ſich erhalten, aber dieſer Stand kannte auch vollauf ſeine Bedeutung und wußte ſie nur allzuſehr zur Förderung ſeiner eigenen Intereſſen zu nutzen. Vor Allem gilt dies von jenem hohen Adel, der dem König zunächſt ſtand, und aus dem er ſelbſt hervorging. Alle Reichsämter waren in den Händen der großen Kronvaſallen, mit dem größten Theil des Reichsguts waren ſie belehnt, ihnen zumeiſt fiel der reiche Gewinn aller Waffenzüge und Eroberungen zu. Schon fingen ſie an, ihre Amtsbezirke mehr und mehr in Herrſchaften zu verwandeln, in denen ſie mehr als ſelbſtändige Gebieter ſchalteten, als die Pflichten eines übertragenen Amtes übten; immer zahlreicher trat der Reſt der freien Bevölkerung, freiwillig oder gezwungen, in ihre Dienſtbarkeit. Obgleich Vaſallen des Königs ſtanden ſie doch zugleich ſelbſt als Lehnsherren an der Spitze eines zahlrei-

chen Gefolges, mit dem sie es unter günstigen Umständen sogar mit dem Könige aufzunehmen wagten. Mit allen provinciellen und localen Interessen verbündet, kam ihnen überdies der tief in uns Deutschen wurzelnde Trieb, uns in engen und beschränkten Verhältnissen abzuschließen, auf alle Weise fördernd entgegen.

Nur dadurch war dem eilfertigen Zustürmen der Kronvasallen auf die unbeschränkte Gewalt ein Halt geboten, daß sich das aus ihrer Mitte hervorgegangene Königthum gewaltig erhoben und sich den territorialen Bestrebungen gegenüber mit der Idee eines einigen Reichs auf das Tiefste durchdrungen hatte. Dieses nationale Königthum, das die Einheit des deutschen Landes und Volks eigentlich erst schuf, hatte nach und nach fast alle Befugnisse der höchsten Gewalt an sich gerissen und in großen und blutigen Kämpfen gegen die Fürsten des Reichs behauptet. Aber zu tief wurzelte es selbst im Lehnswesen, als daß es die durch dasselbe geschaffenen Verhältnisse wesentlich hätte verändern können und dürfen. Der Reichsadel blieb ein Lehnsadel, und seine Ziele und Zwecke waren immer die alten. Jede augenblickliche Schwächung der Reichsgewalt wußte er klüglich zu seiner eigenen Machterhebung zu benutzen, und Schritt für Schritt gewann er ein immer weiteres Feld. Vor Allem war die Zeit der langen vormundschaftlichen Regierung für Otto III. den Herrschaftsgelüsten der großen Vasallen günstig gewesen, und nicht unbenutzt hatten sie die Gunst des Augenblicks verstreichen lassen.

Wäre der hohe Adel zu seinem letzten Ziele gelangt, so würde das Reich, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte allmählich aus einer großen Zahl kleiner Volksgemeinden gebildet hatte, so nach und nach wieder in eben so viele kleine Lehnsherrschaften zerfallen sein, die nur das schwache Band eines Scheinkönigthums, wie es in Burgund und in Frankreich bestand, zusammengehalten hätte. Aber noch war der Adel weit von diesem Ziele entfernt, und so rath- und machtlos war das deutsche Königthum doch bis dahin noch nie gewesen, daß es sich hätte Gesetze abtrotzen lassen, welche die Vasallen in ihren angemaßten Rechten für immer sicherten. Noch waren die Rechte dieser Herren der Krone gegenüber überall schwankend, die Grenzen ihrer Macht unbestimmt, ihr Verhältniß zu den innerhalb ihrer Amtsbezirke liegenden Immunitäten nirgends fest geregelt; Alles hing noch von der augenblicklichen Machtentfaltung der Gewalthaber ab. Aber gerade diese Unsicherheit des Rechtszustandes im Uebergange von alten Verhältnissen zu neuen ließ der Gewalt den freiesten Spielraum; hier lag die Quelle unabsehbarer Streitigkeiten der Va-

fallen mit der Krone einerseits, wie andererseits unter ihnen selbst und mit ihren Hintersassen. Blutige Händel und Fehden erwuchsen immer von Neuem aus dem Hader über die gegenseitigen Rechte. Die Reichsfürsten, die als die obersten Beamten des Reichs den Landfrieden vor Allem aufrecht erhalten sollten, waren meist die Ersten, die ihn brachen und zu ungerechtfertigter Selbsthülfe schritten. Fehden mit den Nachbarn, Gewaltthaten gegen Schutzbefohlene, Empörungen gegen die Krone füllten oft das ganze Leben dieser Herren aus. Der Trotz, die Streitlust, die Selbsthülfe und in ihrem Gefolge die Blutrache der alten Germanen erwachten jetzt, nachdem sie in den niederen Klassen des Volks mit der Freiheit gebrochen, gerade in den ersten Männern der Nation aufs Neue. Als Heinrich den Thron bestieg, fand er den Landfrieden nirgends kräftig geschützt; Fehden erfüllten das ganze Reich, und bald begannen, wo jene entbrannten, auch Räuber und Wegelagerer ihr abscheuliches Gewerbe. Das arbeitende Volk litt eben so schwer unter der Unsicherheit der Wege und durch die Plünderung der Felder, als durch die harte Behandlung der Herren, die in ihren Forderungen oft alles Maaß überschritten.

Der neue König stand dem trotzig aufstrebenden, hochmüthigen Reichsadel nicht mit der Autorität seiner Vorfahren gegenüber. Otto den Großen hatten seine weltbewegenden Thaten und die gewonnene Kaiserkrone unvergleichlich hoch über den Stand erhoben, aus dem sein Geschlecht hervorgegangen war; er war die Morgensonne, vor deren hervorschießenden Strahlen die Sterne erblichen. Ottos kaiserliche Nachkommen waren schon von der Wiege an den Verhältnissen der anderen deutschen Fürsten weit entrückt. Diesen neuen Herrscher hatten dagegen die deutschen Fürsten als einen Mann ihres Gleichen gekannt. Weder der Glanz höherer Geburt, noch eine weit überwiegende Macht, noch ein unbezweifeltes Verdienst hatten ihm von vorn herein ein entscheidendes Uebergewicht über die Fürsten des Reichs verliehen; am Wenigsten konnte ihn die ungewöhnliche, allem Herkommen widersprechende Art, wie er die Krone gewonnen hatte, empfehlen. Erst allmählich durch sein thatkräftiges Regiment erzwang er, daß die deutschen Fürsten sich willig ihm beugten.

Mit jenem scharfen Blick, der Heinrich auszeichnete, erkannte er sogleich, daß es für ihn nicht an der Zeit sei, ein so persönliches Regiment, wie das der ersten Ottonen gewesen war, fortzuführen, daß er die Herrschaft nur behaupten könnte, wenn er den Fürsten die Betheiligung an den Reichsangelegenheiten beließ, die sie während der Kindheit Ottos III. gewonnen und dann kaum faktisch

aufgegeben hatten. Deshalb zog Heinrich von Anfang seiner Regierung an die Herzöge und Grafen nicht allein regelmäßig bei den richterlichen Geschäften und bei der Gesetzgebung hinzu, wie es ja auch die Ottonen gethan hatten, sondern machte in allen Reichsangelegenheiten seine Entschließung von ihrer Entscheidung abhängig. „Es sei allen unseren Getreuen kund gethan" — sagt er im Eingange eines Reichsgesetzes — „daß wir alle Zeit in unserer Fürsorge für das Reich das Geziemende nach erfolgter Genehmigung unserer ehrbaren Vasallen bestimmen." Deshalb die große Zahl der Land- und Reichstage, die Heinrich abhielt; in den letzten Jahren seiner Regierung hat er fast alljährlich die Großen aus allen Theilen des Reichs zu sich beschieden. Es ist gewiß, daß Heinrich im Rathe der Fürsten meist doch seine Ansicht zur Geltung brachte. Aber dies geschah nicht durch Machtgebote, sondern durch die Ueberlegenheit seines Geistes und jene seltene Redegabe, die ihm zu Gebot stand. Auch verstand er es trefflich seine Absichten zu erreichen, indem er sie verhehlte; seine nächste Umgebung wußte oft nicht, auf welches Ziel er lossteuere.

Indem so die mehr patriarchalisch-absoluten Formen der ottonischen Monarchie in die gebundenen eines durch Reichsstände beschränkten Königthums übergingen und die Reichsfürsten einen geregelten Antheil an dem Regiment erhielten, mußte mit Nothwendigkeit auch ihrem Anspruch auf Erblichkeit der Reichslehen ein gewisses Genüge geschehen. Der Versuch, demselben ferner grundsätzlich zu widerstehen, würde eine unheilbare Spaltung in das Reichsregiment selbst gebracht haben. So hat denn auch Heinrich die Erblichkeit der Reichslehen im Ganzen als Grundsatz festgehalten, obschon er das Recht seiner Vorgänger nie ganz aus Händen gab und mindestens in einem Falle ernstlich in Anspruch nahm*). Gewöhnlich übertrug er indessen die erledigten Fahnlehen den nächstberechtigten Söhnen; nur ließ er sich meist die Belehnung theuer genug bezahlen. Nach dem Tode des Markgrafen Lothar von der Nordmark mußte Godila, die Wittwe desselben, zweihundert Pfund Silber für die Belehnung ihres Sohns entrichten. Es bezeichnet den Zustand der Dinge ganz richtig, wenn Thietmar meldet, der Sachse Theoderich habe die Grafschaft seines Vaters „nach dem Recht und auf Verwendung der Königin und einiger Fürsten" erlangt; das Erbrecht und die Gunst des Hofes wirkten zusammen. So erklärt es sich auch, wenn einige Quellen berichten, daß Herzog Bernhard II. seinem Vater „nach Erbrecht" im Her-

*) In Kärnthen nach dem Tode Herzog Konrads im Jahre 1012.

zogthume Sachsen gefolgt sei, während doch von anderer Seite die Belehnung Bernhards der Verwendung des Bischofs von Paderborn zugeschrieben wird. Daß niedere Lehen bisweilen schon ausdrücklich zu erblichem Besitz, wenn auch nur für die nächste Generation, verliehen wurden, ist durch die bestimmtesten Zeugnisse klar. In einer Urkunde Heinrichs vom Jahre 1013 findet man bereits den deutschen Ausdruck „Erblehen."

Je nachgiebiger sich der König nach dieser Seite hin gegen den Adel zeigte, je entschiedener trat er ihm nach einer andern entgegen. Jedem Uebermuth des Adels gegen die niederen Leute wehrte er mit starker Hand und hielt die Reichsfürsten einmal wieder streng zu den Pflichten ihres Amtes an. Mit Kraft und Entschiedenheit widersetzte er sich der Fehdelust der Ritter. Unablässig war er bemüht die Hadernden zu vergleichen; wenn sie aber einem gütlichen Abkommen sich hartnäckig widersetzten, traf sie die ganze Schwere des königlichen Zorns. Ruhig vernahm er die Klagen der Armuth sogar über die ersten Männer an seinem Thron und übte dann über jeden, der Unrecht that oder zuließ, strenges Gericht. Viele der adligen Burgen, die zur Unterdrückung des gemeinen Mannes dienten, ließ er brechen und untersagte auf das Gemessenste ihre Herstellung. Als er gleich im Anfange seiner Regierung einen Landtag in Diedenhofen hielt, wurden gegen die Herzoge von Schwaben und Oberlothringen mehrfache Klagen laut; diese Herren erfuhren starke Demüthigungen vom König und mußten, wie Thietmar sagt, erkennen, daß sie sich dem Urheber alles Rechts zu beugen hätten.

Vor Allem wachte der König mit Eifer über der Erhaltung des Landfriedens. Da das Herzogthum Schwaben auf einen unmündigen Knaben übergegangen war, begab er sich im Jahre 1005 selbst in dieses Land und ließ zu Zürich einen allgemeinen Landfrieden verkündigen und beschwören. Einige Jahre später (1011) mußten dann die sächsischen Großen einen fünfjährigen Landfrieden unter sich aufrichten; mit erhobener Rechte schwur der König, bei seinen Lebzeiten die Fehden und Gewaltthätigkeiten des Adels nicht länger ungestraft zu dulden; ein Eid, den bei den Verhältnissen der Zeit Bischof Thietmar als eine Vermessenheit ansah. In anderen Provinzen wird Heinrich ähnliche Veranstaltungen getroffen haben. Es waren die ersten Beispiele geschworener Landfrieden, die später so viele andere in unserer Reichsgeschichte zur Folge hatten.

Und nicht allein durch die Heiligkeit des Eides, sondern auch durch die Sicherheit eines geschriebenen Rechts suchte Heinrich den

Frieden im Reiche zu wahren. Wir beſitzen ein merkwürdiges Edict dieſes Königs, durch welches er die alten blutigen Streitigkeiten zwiſchen den Dienſtleuten des Kloſters Lorſch und des Bisthums Worms ferner fortzuſetzen verbietet und ſtrenge Strafe für jeden Friedensbruch feſtſetzt; eine ähnliche Verordnung betrifft die Händel zwiſchen den Dienſtleuten der Abteien Fulda und Hersfeld. Die eifrigſte Sorge für den Landfrieden ſpricht aus beiden Edicten; ihre Strafbeſtimmungen ſind hart, wie es die harte Zeit forderte, ſie gehen an Leib und Leben, an Haut und Haare. Mit aller Strenge tritt der König dem Fauſtrecht mit den Waffen des Geſetzes entgegen. „Eins iſt es vor Allem," ſagt der König in dem einen Edict, „was ich auf das Allerernſteſte befehle und gebiete, daß Niemand es wage, eine auf dem Wege des Rechts geſchlichtete Sache jemals wieder zum Gegenſtande der Fehde zu machen."

In engem Zuſammenhange mit dieſen erſten ſchriftlichen Beſtimmungen im deutſchen Reiche über den Landfrieden ſtehen die gleichzeitigen merkwürdigen Verordnungen des Biſchofs Burchard von Worms, durch die er zuerſt ein gleiches Dienſtrecht für alle Hinterſaſſen ſeines Stifts einführte. „Wegen der unabläſſigen Klagen der Armen," ſagt Burchard, „und wegen der zahlreichen Gewaltthaten vieler Perſonen, die wie Hunde die Grundholden des heiligen Petrus zerfleiſchen, indem ſie ihnen verſchiedene Rechte aufbürden und die niederen Leute durch ihre Rechtsſprüche unterdrücken, habe ich, Biſchof Burchard, unter dem Beirath meiner Geiſtlichkeit, meiner Vaſallen und aller Grundholden dieſe Geſetze aufſchreiben laſſen; damit nicht ein Vogt oder Vicedominus oder Miniſterial oder ſonſt eine rechtweiſende Perſon den gedachten Grundholden neue Laſten oder ein neues Geſetz auferlege, ſondern ein und daſſelbe Geſetz den Reichen und Armen vor Augen geſtellt und Allen gemeinſchaftlich ſei." Unter vielen anderen Beſtimmungen über Ehe, Eigenthum, Erbrecht u. ſ. w. finden ſich auch hier ſtrenge Strafbeſtimmungen gegen Selbſthülfe und Friedensbruch. Ohne die ausdrückliche Genehmigung des Königs konnten dieſe Geſetze, die erſten Anfänge eines geſchriebenen Landrechts in Deutſchland, nicht Geltung erhalten, und wir können kaum zweifeln, daß ſie recht eigentlich ſeinem Sinne entſprachen.

Auch fehlte es König Heinrich weder an dem Willen, noch an der Feſtigkeit des Geiſtes, um den ausgeſprochenen Strafandrohungen Folge zu geben. Er konnte ſtreng bis zur Härte ſein; nicht allein gegen Räuber und Wegelagerer, die er ungeſäumt aufknüpfen ließ, ſondern auch gegen die vornehmſten Männer ſeines Reichs, wenn ſie

sich gegen ihn und das Gesetz auflehnten. Zwei Markgrafen hat er wegen Landfriedensbruchs auf immer ihres Amts entsetzt, und manchen hochangesehenen Mann rettete nur die Geistlichkeit von dem Tode. Als der König siegreich im Wyschehrad einzog, predigte vor ihm der alte Bischof Godeschalk von Freisingen und legte ihm vor allem Volk an das Herz, daß er seinen Triumph nicht durch Härte gegen seine Feinde beflecke. So voll Bischof Thietmar des Lobes dieses Königs ist, so unterläßt er doch nicht, eines Gerichts zu gedenken, wo der Graf Wichmann die Härte desselben strafte und ihm in das Gesicht sagte, er thue Unrecht, wo das Volk im Geheimen murrte, daß sich der Gesalbte des Herrn versündige. Als die Großen des Reichs dem Markgrafen Gunzelin von Meißen riethen, sich dem König auf Gnade und Ungnade zu ergeben und ihn dessen Milde empfahlen, da nahm ihm dieser dennoch nicht allein seine Lehen, sondern legte ihn überdies in Ketten, deren er erst nach acht Jahren durch ein angebliches Wunder entledigt wurde.

Wenn ein so strenger Herr dennoch fast zwanzig Jahre bedurfte, um den Trotz der Großen zu brechen, so zeigt dies vor Allem, wie tief die Schäden schon gefressen hatten und wie fest gewurzelt bereits die Macht der territorialen Gewalten war. Fast unabläßig hat Heinrich mit ihnen im Kampfe gelegen und alle Hülfsmittel, die sein vielgewandter Geist ihm darbot, anwenden müssen, um sich zu behaupten.

Und wo suchte und fand er diese Hülfsmittel? Nicht in einer Parteipolitik, wie sie sich mehr oder weniger stets bei den Ottonen verfolgen läßt. Zu ängstlich war Heinrich besorgt, daß ihm eine neue Macht im Reiche über das Haupt wachsen würde, als daß er sich jemals aufrichtig einer Partei hätte hingeben sollen. Es schien wohl eine Zeit lang, als würden die Brüder Kunigundens einen entscheidenden Einfluß auf ihn gewinnen, aber kaum wurden sich dieselben ihrer Kraft bewußt, so wurden gerade sie in den erbittertsten langjährigen Kriegen vom Könige bekämpft. Niemals hat eine fürstliche Sippe auf die Dauer etwas beim Könige vermocht; es gab kaum *Einen* unter den weltlichen Großen des Reichs, dem er sich ganz vertraut hätte. Die größte Gunst schenkte er gedemüthigten Feinden, welche die ganze Wucht seiner Strenge bereits gefühlt hatten. So hob er die Babenberger, nachdem er sie besiegt hatte; jenem Ernst von Oestreich, den er zum Tode verurtheilen ließ, übertrug er in der Folge das Herzogthum Schwaben.

Noch weniger hat Heinrich eine Hauspolitik verfolgt, wie sie besonders Otto I. in der ersten Hälfte seiner Regierung eingeschlagen

hatte. Heinrich war ein kinderloſer Mann, und es ſcheint ihn wenig bekümmert zu haben, wem er einſt das Reich hinterließe. So feſt er ſelbſt auf ſeinem Erbrecht an der Krone beſtanden hatte, ſo wenig war er um die weitere Vererbung derſelben beſorgt. Seinen einzigen Bruder Brun nöthigte er in den geiſtlichen Stand zu treten. Mit ſeinen nächſten Seitenverwandten, den Nachkommen des Herzogs Otto von Kärnthen, lebte er während ſeiner ganzen Regierung in Spannung; in dem einzigen Fall, wo er die Erbfolge des Herzogthums in dem Geſchlecht unterbrach, raubte er dieſem fränkiſchen Hauſe das Herzogthum Kärnthen. Auch der Pfalzgraf Ehrenfried, der Schwager Ottos III., ſtand dem Könige durchaus fern und hat erſt in ſeinen letzten Lebensjahren einige Beweiſe ſeiner Gunſt erhalten. Nirgends ſuchte Heinrich in ſeiner eigenen Familie einen Halt, noch weniger in der Sippſchaft ſeiner Gemahlin. Nicht wie ein Familien- oder Erbgut verwaltete er das Reich, er ſah es gleichſam als ein ihm vom Himmel übertragenes Lehen an und ſtellte es Gott anheim, wem er es dereinſt nach ſeinem Tode übertragen wolle.

Seine Stütze gegen den mächtigen Adel ſuchte und fand Heinrich vor Allem in der Geiſtlichkeit, namentlich in den Biſchöfen des Reichs. Mit bemerkenswerther Conſequenz verfolgte er ein ausgebildetes Syſtem, der weltlichen Ariſtocratie des Reichs durch die geiſtliche das Gegengewicht zu halten, die Macht der Krone durch das Anſehn und die reichen Mittel der Kirche zu ſchützen. Es war kein neuer Weg, den er da einſchlug; ſchon Otto der Große hatte ihn im Bunde mit ſeinem Bruder Brun betreten, und niemals war er in der Folge ganz verlaſſen, wenn auch nicht immer mit gleicher Stätigkeit eingehalten worden. Aber mit einer Entſchiedenheit und Feſtigkeit, wie noch Keiner ſeiner Vorgänger, verfolgte Heinrich dieſe Bahn, ohne ſich jemals beirren zu laſſen. Nur in dem engſten Bunde mit dem deutſchen Epiſcopat glaubte er die Reichsgewalt gegen die anwachſende Macht der localen und provinciellen Gewalten erhalten und kräftigen zu können; recht gefliſſentlich erhob er die Biſchöfe neben, ja vor den weltlichen Großen zu Fürſten des Reichs. In einer merkwürdigen Urkunde ſpricht der König ſelbſt aus, daß er ſich die auf ſeiner Lebensreiſe ihm aufgebürdeten Laſten nur dadurch erleichtert habe, daß er ſie auf die Schultern der Biſchöfe wälzte.

Heinrichs Regiment war der engſte Bund zwiſchen der Krone und der deutſchen Kirche. War dies nun ein Bund zwiſchen zwei gleichen, ſich ebenbürtigen Gewalten? Oder war vielleicht der herrſchende Theil die Kirche, der König der dienende, wie es nach

den Vorgängen der Frankfurter Synode den Anschein haben könnte? Oder war es endlich der König, der die Kirche leitete und seinen Absichten dienstbar machte? Das sind Fragen, die uns auf den religiösen Bildungsgang des Königs und seine innere Stellung zur Kirche mit Nothwendigkeit führen.

Länger, als in den andern deutschen Ländern, hatte in Baiern die Verwilderung des kirchlichen Lebens gedauert. Die Bisthümer waren lange lediglich nach weltlichen Rücksichten verliehen, die Klöster meist in die Hände von Laien gerathen, das Mönchsleben war fast völlig aufgelöst, das wissenschaftliche Studium lag auf das Tiefste danieder. Der Reformator Baierns wurde der Schwabe Wolfgang, ein frommer Mönch, der längere Zeit in Lothringen gelebt hatte und noch von dem Geiste des Erzbischofs Brun berührt war. Im Jahre 972 wurde Wolfgang, der sich die Mission unter den Ungern zu seinem Lebensberufe ersehen hatte, durch den Bischof Piligrim von Passau von diesem Vorhaben abgebracht und auf dessen Verwendung zum Bischof von Regensburg ernannt. Auch als Bischof legte er seine Kutte nicht ab und lebte als Mönch inmitten seines stattlichen Hofes. Mit dem größten Eifer griff er alsbald die Reform des geistlichen Lebens in Baiern an und wurde bei derselben vom Bischof Piligrim und dem Erzbischof Friedrich von Salzburg unterstützt; selbst Herzog Heinrich II., der Vater des Königs, zeigte sich in seinen späteren Jahren der Reform geneigt. Seufzend klagte oft Wolfgang: „O hätten wir nur Mönche hier!“ und nicht eher ruhete er, als bis er seinen Freund Romuald aus dem Kloster St. Maximin zu Trier nach Regensburg berufen und an die Spitze des großen Klosters St. Emmeram gestellt hatte. Wolfgang und Romuald gewannen sich schnell den Ruf besonderer Heiligkeit und verdienten ihn; sie waren voll Eifer für ihren Beruf und weckten überall die Triebe neuen geistigen Lebens. Derselbe Romuald war es, der einst dem Gemüthe Ottos III. die ersten tiefen religiösen Eindrücke gegeben hatte.

Die Reform der baierschen Kirchen und besonders der Klöster machte eilende Fortschritte. In dem großen und reichen Kloster Altaich, das schon im Jahre 741 gestiftet war und eine Zeit schöner Blüthe hinter sich hatte, waren lange gar keine Mönche gewesen, die Abtei war in ein Collegiatstift verwandelt und dem Erzbischof von Salzburg zu Lehen gegeben; im Jahre 988 wurde auch hier die

Regel durch Herzog Heinrich auf Anrathen der Bischöfe Wolfgang und Piligrim hergestellt und ein Schwabe Erkenbert berufen, um das Kloster zu reformiren. Aber die Reform hatte auch ihre Feinde und Gegner. Im Kloster selbst weigerten sich die Kanoniker, das Joch der Regel auf sich zu nehmen, und liefen fast sämmtlich auseinander. Nicht minder widersetzten sich manche Bischöfe alten Schlages den Neuerungen. Zu diesen gehörten der Bischof Megingaud von Eichstädt, dessen wir schon oben gedachten, ein naher Verwandter des herzoglichen Hauses. Tausend Geschichten waren von dem wunderlichen, jähzornigen und rohen Manne im Umlauf, an dem man indessen eine gewisse Aufrichtigkeit rühmte. Im Waldesgrün sah man ihn oft ordiniren; sitzend verrichtete er die heilige Handlung und schickte die ihn umdrängende und beschwerende Menge unter Flüchen nach Hause. Das Fluchen war ihm zur andern Natur geworden. Als er einst nach Italien zog, erhielt er von seiner Geistlichkeit die Erlaubniß, hundertmal zu fluchen, aber bald war er mit den hundert Flüchen am Rande und schickte einen Boten nach Hause, um die Erlaubniß zu einem neuen Hundert zu erwirken; diese wurde ihm zu Theil, aber auch sie war bald überschritten. Den Freuden der Tafel übermäßig ergeben, lag ihm Alles an kurzen Gottesdiensten. Kam er in eine Kirche, und die Geistlichkeit eilte mit der Messe zum Schluß, so schickte er ihr einen schönen Braten und dankte für die treffliche Aufnahme. Schmückte dagegen der Vorsänger zur besonderen Weihe des Festes die Sequenz mit künstlichen Sangesweisen aus, so wurde der Bischof überaus zornig. „Man ist von Sinnen," rief er, „und will mich verhungern und verdursten lassen. Der Dummkopf, ehe er mit seinem Gesang zu Ende, kann man mehr als eine Gott wohlgefällige Messe lesen." Besonders quälte ihn der längere Dienst der Fastenzeit. Da ließ er an jedem Sonntag zur Zeit der ersten Hora einen großen Haufen den Domherren bringen und mitten im Chor niederlegen; bei der Liebe zu ihm beschwor er sie, sich mit dem Dienst zu beeilen, damit er rechtzeitig zur Tafel käme. Die Domherren eilten, aber thaten ihm doch nicht genug; bei der dritten Hora zählte er schon die neunte und stürmte zur Tafel. Es wird noch andere Bischöfe seiner Art gegeben haben, und es läßt sich da eben nicht verwundern, wenn Wolfgangs und Romualds Absichten auf vielfache Hindernisse stießen. Sobald Herzog Heinrich II. gestorben war, brach in Altaich eine Empörung gegen den fremden Abt aus; dieser wurde bei dem jungen Herzog, dem nachherigen König Heinrich, verklagt, und dieser sah sich in der That genöthigt, den Abt seiner Stelle zu entheben und Altaich dem so eben

erwähnten Biſchof von Eichſtädt zu übergeben, in deſſen Händen wohl am Wenigſten das klöſterliche Leben gedeihen konnte.

Es könnte hiernach ſcheinen, als ob auch Heinrich den ernſteren Beſtrebungen nach kirchlicher Ordnung und Reinheit feindlich geweſen wäre. Aber er wich in der That nur dem Drange des Augenblicks. Seine wahre Denkart zeigte ſich darin, daß er ſich damals ernſtlich bemühte, einen jungen Kloſterbruder, der zu Altaich lebte und in dem Rufe der ſtrengſten Frömmigkeit ſtand, an die Spitze des Kloſters zu ſtellen. Es war Godhard, der Sohn eines angeſehenen Miniſterialen des Kloſters, der in demſelben erzogen war und den dann der Erzbiſchof Friedrich, die ausgezeichneten Anlagen des Jünglings erkennend, mit ſich nach Italien genommen hatte. Von dieſer Reiſe zurückgekehrt, wurde Godhard einem gewiſſen Liutfried, dem berühmteſten Lehrer Baierns zu jener Zeit, zu weiterer Ausbildung übergeben und kehrte ſpäter nach Altaich zurück, ſich willig in die ſtrengen Gebote des fremden Abts fügend, ein muſterhafter Mönch von dem Scheitel bis zur Zehe. Auch als die Empörung gegen den Abt ausbrach, hielt er treu zu demſelben und wies deshalb jetzt die Anmuthung des Herzogs, die Leitung des Kloſters zu übernehmen, mit allem Ernſte zurück, indem er vor den verſammelten vielmehr Großen die Ungerechtigkeit und die Verhöhnung aller kirchlichen Ordnung in dem Verfahren gegen ſeinen Abt mit der größten Entſchiedenheit rügte. Dennoch drang Heinrich immer von Neuem in ihn, bis ſich Godhard endlich auf den Rath des Abts Romuald durch die Flucht dem weiteren Beſtürmen des Herzogs entzog. Doch hatten gerade die Beſtändigkeit und Willenskraft des Mönchs ihm das Herz des Herzogs völlig gewonnen, der ihn nicht wieder aus den Augen ließ und mit jener unerſchütterlichen Zähigkeit, die ihn von Jugend an auszeichnete, nicht eher ruhete, als bis ſich nach zwei Jahren (997) Godhard doch endlich entſchloß, die Leitung der Abtei zu übernehmen.

Seitdem herrſchte zwiſchen dem Herzog und dem neuen Abt ein vertrautes Verhältniß, wie ſie denn unter den Bewegungen der Zeit zu ähnlicher Sinnesweiſe erwachſen waren. Denn Heinrich, unter den Augen des heiligen Wolfgang zu Regensburg gebildet, hatte ſich nach ſeinen glücklichen Anlagen nicht allein die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe der Zeit angeeignet, ſondern war auch innerlich von dem heiligen Ernſt ſeines Erziehers ergriffen worden. Nicht jene ſchwärmeriſche und phantaſtiſche Hingabe des Herzens an das Ueberirdiſche, die Otto III. kennzeichnete, war ihm eigen; aber in die feſten Ordnungen der Kirche, ihre anerkannten Lehren und Satzungen, hatte er ſich tief eingelebt,

und sie beherrschten in jedem Augenblick sein Denken und Sein, wie tief ihn auch seine Stellung in die Mühen und Sorgen des weltlichen Lebens versenken mochte. Seinem ordnenden Geiste mußten die klar und fest ausgeprägten Formen der Kirche eine besondere Befriedigung gewähren; sie wurden ihm Muster und Vorbild auch für das staatliche Leben. Unter den strenggesinnten Männern der Kirche suchte er die Personen, denen er vornehmlich sein Vertrauen schenkte; zu ihnen zählte neben Abt Godhard vor Allen jener Tagino, den er zum Erzbischof von Magdeburg erhob, und der ebenfalls in der nächsten Umgebung des heiligen Wolfgang seine Bildung empfangen hatte. Schon als Herzog widmete Heinrich den frommen Stiftungen ein besonderes Augenmerk; er brachte die Klöster in Regensburg in besseren Stand und gestaltete das Kloster Stein in Schwaben, das ihm aus der Erbschaft der Herzogin Hedwig zugefallen war, dergestalt um, daß er als der neue Begründer desselben angesehen wurde. Was er dann als König für Merseburg und Bamberg that, ist uns bekannt.

Selten hat es ein gekröntes Haupt gegeben, das die Vorschriften der Kirche mit gleicher Sorgsamkeit beobachtete, das sich beflissener zeigte, sie auch in ihren Dienern zu ehren, als Heinrich. Niemand war jemals gewissenhafter in dem Halten der angeordneten Fasten, in der Erfüllung jeder religiösen Pflicht, in dem Begehen der heiligen Feste. Wie manche Straße ist Heinrich gezogen, um an dem Grabe eines gefeierten Heiligen zu beten. Das Grab des heiligen Servatius führte ihn nach Mastricht, die Reliquien des heiligen Ambrosius nach Mailand, die des Mönchsvaters Benedict nach Monte Casino. Keine große Unternehmung hat er begonnen, ohne vorher den heiligen Moritz zu Magdeburg um einen glücklichen Erfolg anzuflehen. Unter den Bischöfen und Aebten suchte er seine Rathgeber, mit ihnen verkehrte er gleichwie mit seinen nächsten Freunden. Ihr Wort war bei ihm die beste Verwendung, und ruhig nahm er von ihnen selbst den Tadel hin, der nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf seinen Lebenswandel blieb. Ein bezeichnendes Beispiel wird uns berichtet. Die rauhe Zeit liebte rohe Spiele. So pflegten landstreichende Gaukler, die sich bei den Hoffesten einstellten, zur großen Belustigung der Masse einen der Ihren mit Honig zu bestreichen und dann unter gierige Bären zu stellen, die ihn von allen Seiten beleckten; die Todesgefahr des Unglücklichen war die Lust der gaffenden Menge. Auch der König hatte großes Gefallen an diesem barbarischen Spiele; doch als ein frommer Mönch — es war Poppo, der spätere Abt von

Stablo — ihm zeigte, wie wenig sich ein solches Vergnügen für einen Christen gezieme, ließ er diese Spiele einstellen. In einer erstaunlichen Weise gab der König den vielfachen Ansprüchen nach, welche die Bischöfe an ihn stellten. Nicht nur, daß er meist ihre Städte jeder Einwirkung weltlicher Beamten entzog und sie hier zu selbstständigen Herren machte, er übertrug ihren Kirchen vielfach, was die Ottonen doch nur in selteneren Fällen gethan hatten, eine oder mehrere Grafschaften zu Eigenthum oder zu Lehen. Noch freigebiger war er mit der Verleihung des Zoll-, Markt- und Münzrechts, und manches deutsche Bisthum hatte ihn als den Gründer seiner weltlichen Macht zu preisen. Wie viele Kirchen hat er überdies nicht auf das Reichste beschenkt, mit Meßgewändern, mit Gold- und Silbergeräthen, mit heiligen Büchern ausgestattet! Seine Freigebigkeit schien hierin keine Grenzen zu kennen; er setzte gleichsam zur Erbin seines ganzen Privatvermögens, wie er selbst sagte, die Kirche Gottes ein.

Indem Heinrich so die weltliche Macht der Kirche auf unglaubliche Weise hob, suchte er zugleich die inneren Gebrechen derselben zu heilen und die vernachlässigten Kirchengesetze von Neuem zur Geltung zu bringen. Niemand kannte alle Ordnungen der Kirche besser als er, und selbst dem Geringfügigen legte er hier großes Gewicht bei. Als er zu Rom einst eine unerhebliche Abweichung von dem sonst üblichen Meßritus wahrnahm, beruhigte er sich nicht eher, als bis ihm der Papst sie abzustellen versprach. Dem Bischof Gerhard von Cambray, der sich von dem Erzbischof von Reims weihen lassen wollte, gab er selbst die Ordinationsformel mit, damit er nach alter Sitte der deutschen Kirche, nicht nach den schlechten Neuerungen der Franzosen die Weihe erhielte. Die Kirchengesetze der alten Zeit hielt er in den höchsten Ehren; nicht durch den Mund der Menschen, sagte er, sondern durch den Geist Gottes selbst seien sie erlassen. Niemals waren vordem häufiger Synoden in Deutschland gehalten worden, meist wohnte er selbst ihnen bei und drang dann mit allem Ernst auf die Herstellung der misachteten Satzungen. Auf einer rheinischen Synode im Jahre 1004 bestand er auf der Aufhebung der Ehen, welche die Kirche wegen zu naher Blutsverwandtschaft untersagte. Auf einer sächsischen Synode zu Dortmund im Jahre 1005 klagte er laut über die vielfachen Gebrechen des kirchlichen Lebens und suchte mit den Bischöfen Mittel und Wege zu ihrer Heilung zu finden. Unter seiner Regierung wurden die alten Sendgerichte, das wirksamste Mittel der Geistlichkeit die Laien in strenger Disciplin zu erhalten, nachdem sie seit der karolingischen Zeit fast überall in Deutschland in Verfall ge-

rathen waren, neu belebt; wieder durchzogen regelmäßig in gewiſſen Terminen die Biſchöfe ihre Diöceſen, unterſuchten das Leben der Laien, rügten und beſtraften die Vergehen gegen die kirchlichen Ordnungen.

Gewiß nicht ohne Einwirkung des Königs iſt jene berühmte Sammlung der alten Kirchengeſetze entſtanden, die zwiſchen den Jahren 1012 und 1023 der Biſchof Burchard von Worms unter dem Beiſtande des Abts Brunicho und des Biſchofs Walter von Speier in zwanzig Büchern zu Stande brachte. In der Stille eines Fichtenwaldes bei Worms hatte ſich Biſchof Burchard eine Kapelle und eine Zelle erbauen laſſen; hierhin zog er ſich gern aus dem weltlichen Leben zurück, und hier arbeitete er auch jenes mühevolle, umfängliche Werk aus, das zwar zunächſt nur für ſeinen Sprengel beſtimmt war, das aber bald über ganz Deutſchland hin ſich Geltung verſchaffte, ja auf die kirchliche Entwickelung des ganzen Abendlandes die erheblichſte Wirkung übte. Es war das erſte größere kirchenrechtliche Werk ſeit jener Zeit, wo die Geiſtlichkeit auf den Trümmern der karolingiſchen Macht ihre Herrſchaft für ewige Zeiten zu begründen hoffte. Unmittelbar an die verwandten Arbeiten jener Epoche knüpft Burchard wieder an; das geſammte Material, das ſie ihm überlieferten, nimmt er ungeprüft auf, nur daß er die Beſtimmungen jener Zeit abſichtlich, in die Fußſtapfen des Fälſchers der pſeudoiſidoriſchen Decretalien tretend, in eine frühere Zeit verlegt. Auch dieſe Decretalien ſelbſt benutzt er in weitem Umfange, wenig bekümmert darum, daß ſie mit dem, was in ſeiner Zeit als Kirchenrecht galt, vielfach in Widerſpruch ſtanden. Es iſt kein Syſtem, keine Conſequenz in Burchards Sammlung, der Widerſprüche ſind mannigfache und erhebliche; dennoch hatte ſie dadurch große Bedeutung, daß ſie der Welt wieder einmal vergegenwärtigte, wie weit man von dem entfernt war, was die Geiſtlichkeit in einer früheren Zeit als das Ideal kirchlichen Lebens aufgeſtellt und damals zum Theil ſchon erreicht hatte.

Dieſes Spiegelbild einer vergangenen Epoche mußte wirken, und wirkte um ſo mehr, je eifriger der König ſelbſt jenes Ideal kirchlicher Zuſtände in das Leben zu führen bedacht ſchien. War es doch faſt, als ſähe Heinrich ſich ſelbſt als ein Glied des Klerus an. Auf der erwähnten Synode zu Dortmund wurde eine merkwürdige Verbrüderung zwiſchen ihm und den anweſenden Biſchöfen geſchloſſen, wonach ſie ſich gegenſeitig bei dem Ableben eines aus ihrer Mitte zu mannigfachen guten Werken verpflichteten. Unter die Domherren von Paderborn kaufte ſich Heinrich mit ſeiner Gemahlin durch eine Schen-

kung ein und verlangte ausdrücklich, daß sie regelmäßig ihre Kleidung und ihren Unterhalt vom dortigen Bischof gleich den anderen Kanonikern erhielten. In seinen späteren Jahren soll der König wiederholentlich den Willen geäußert haben, sich in die Mauern eines Klosters zurückzuziehen. Niemals hätte er einen solchen Entschluß ausgeführt, weder von der Krone, noch von seiner Gemahlin hätte er sich zu trennen vermocht, aber wohl mag ihn bisweilen die Sehnsucht beschlichen haben, nach einem wildbewegten und stürmischen Leben seine Tage in den friedlichen Räumen eines Gotteshauses unter frommen Büßungen zu beschließen, und wohl mag er dieser Sehnsucht auch in bewegten Stunden einmal Worte geliehen haben.

So stand der König zur Kirche und zur Geistlichkeit. Es war in der That ein wahrer, tiefinnerlicher Zug, der ihn zu ihren Ordnungen führte. Aber wie sehr würde man doch irren, wenn man glauben wollte, daß er, indem er den Bund mit dem Klerus auf das Festeste anzog, sich diesem gleichgestellt oder gar untergeordnet hätte. Kein Herrscher hat vielmehr seit Karl dem Großen mehr die Kirche unter seinen Willen gebeugt, sie mit festerer Hand nach seinem Willen gelenkt, als dieser fromme Heinrich. Indem sie den Bund mit ihm einging, mußte sie durchaus seinen staatlichen Zwecken dienen. Die großen Schenkungen seines Vorgängers an die Kirche hat er zum Theil nicht anerkannt. Die unbeschränkteste Herrschaft über die Kirche und ihr Gut nahm er in Anspruch. „Zwei Mächte sind es," sagt er in mehreren Urkunden, „durch welche vor Allem die heilige Kirche Gottes regiert wird: die kaiserliche Macht und das Ansehen der Bischöfe."

In welcher Weise Heinrich seine Macht gegen die Kirche gebrauchte, zeigt sich vornehmlich in der Besetzung der Bisthümer. Daß die Ernennung der Bischöfe Sache des Königs sei, war damals ein selbst von Rom anerkannter Grundsatz, aber die Ottonen hatten nicht wenigen Kirchen die Wahlfreiheit ertheilt und im Uebrigen den Krummstab doch gewöhnlich mit Rücksicht auf die Wünsche der Stiftsherren verliehen. Heinrich achtete weder jene Privilegien, noch galten ihm die Wünsche des Stifts; selbst die Erbietungen der Stiftsvasallen, sich durch große Geldsummen den Mann ihrer Wahl zu erkaufen, blieben in diesem Falle auf ihn, so sehr er sonst den Werth des Geldes schätzte, ohne Wirkung. Ein erledigtes Bisthum übergab er lediglich dem Mann, der seinen kirchlichen Absichten und dem Interesse des Reiches am Meisten zu entsprechen schien. In seiner Kapelle hatte er Gelegenheit die Dienstwilligkeit und Geschicklichkeit junger vor-

nehmer Kleriker zu beobachten; mit dieſen ſeinen Kapellanen beſetzte er nach und nach faſt alle Biſchofsſtühle des Reichs. Sie waren oft der Kirche, häufig auch dem Lande völlig fremd, in das ſie geſandt wurden; um deſto ergebener waren ſie dem Könige, um deſto geſchickter ſchienen ſie ihm, die allgemeinen Intereſſen des Reichs gegenüber den provinziellen Gewalten zu wahren. Denn ihre Stellung ſah der König doch vornehmlich als eine politiſche an. Wenn Herzogthum und Grafſchaft immer mehr ihre urſprüngliche Stellung zur Krone verloren und in territoriale Intereſſen verſanken, ſo ſollten die Biſchöfe den Zuſammenhang des Reichs und die Einheit der Nation erhalten. Sie waren gleichſam ſtändige Sendboten, die der König nach allen Seiten über das Reich verbreitete, um das Wohl deſſelben zu überwachen und die widerſtrebenden Gewalten zu zügeln. Es konnte da nicht wohl anders kommen, als daß die Biſchöfe überall mit den weltlichen Großen in erbitterte Händel geriethen. Für Krone und Reich haben ſie viel Schlimmes zu dulden gehabt, wie Thietmar aus eigener Erfahrung unter vielen Klagen berichtet. „Die Bisthümer," ſagt er, „werden von den Grafen gewaltſam bedrückt, wie auch wir, ihre Vorſteher. Wollen wir ihnen gegen den König und ſein Recht in allen Dingen willfährig ſein, ſo gönnen ſie uns wohl einige Ehre und einigen Gewinn. Weigern wir uns aber deſſen, ſo ſchätzen ſie uns gering und berauben uns, gleich als ob es keinen König und Herrn mehr gäbe." Ueberall entbrannte der Kampf zwiſchen den Biſchöfen als den Beamten der Krone und den territorialen Gewalten. Es war ein Kampf, den der König wollte, und in dem er mit den Biſchöfen endlich doch den Sieg gewann.

Leicht begreift ſich, welche Stellung da die königliche Kapelle einnahm, die Stiftung des Erzbiſchofs Brun. Obſchon ſie auf das wiſſenſchaftliche Leben der Zeit jetzt weniger anregend wirkte als in den Tagen der Ottonen, da Heinrich die Wiſſenſchaft nur ſchätzte, ſoweit ſie ſich unmittelbar für Staat und Kirche nutzbar erwies, war dennoch der politiſche Einfluß der Kapelle in ſtetem Wachsthum begriffen. Die jungen Kleriker meiſt aus den erſten Geſchlechtern, die ſich hier in der unmittelbaren Nähe des Königs bildeten, wurden tief in alle ſeine Abſichten eingeweiht, mit Ergebenheit gegen ſeine Perſon erfüllt, in denſelben Grundſätzen erzogen, in denſelben Geſchäftsformen geübt; in Fleiſch und Blut ging ihnen die Politik des Reichs und des Königs über. So zogen ſie hinaus in die Weite des Reichs, um die Bisthümer in Beſitz zu nehmen und den Reichthum und die Macht derſelben vor Allem nach dem Willen des Königs zu verwenden. Häufig hat die Geiſt-

lichkeit, um ihr Wahlrecht zu schützen, zwar nach dem Tode ihres Bischofs eine selbstständige Wahl getroffen, aber kaum jemals hat Heinrich sie anerkannt; gewöhnlich nahm er den Gewählten dann in seine Kapelle auf und beförderte ihn später zu einem andern Bisthum. Man sieht, es mußte ihm dort erst gleichsam der Stempel aufgedrückt werden, der die Bischöfe des Reichs kennzeichnete.

Voll von Klagen sind die Quellen der Zeit über die tiefen Eingriffe, welche sich der König in die Privilegien der bischöflichen Kirchen erlaubte, aber noch bei weitem schwerere Anklagen werden über die tyrannische Härte erhoben, mit der er die Klöster des Reichs reformirte zugleich und beraubte. Massenhaft entzog er das Klostervermögen seiner bisherigen Verwendung und machte es seinen staatlichen Zwecken dienstbar; auf die gewaltsamste Weise griff er in die inneren Verhältnisse der Klostergeistlichkeit ein, indem er als Reformator auftrat. Besonders waren es die großen und überreichen Abteien des Reichs, auf die er sein Augenmerk richtete, aber auch kleinere Stiftungen hat seine Hand erreicht.

Die fromme Neigung des zehnten Jahrhunderts hatte ganz besonders die Klöster begünstigt. Unermeßliche Reichthümer waren ihnen von ihren Stiftern hinterlassen oder nachher zugeflossen; einen sehr bedeutenden Besitz von Land und Leuten hatten sie an sich gerissen, der überdies oft durch besondere Privilegien von den Reichslasten befreit war. Zwar stellten manche großen Abteien ihre Vasallen und Ministerialen zum Reichsheer und brachten alljährlich ein Geldgeschenk dem Könige dar, aber andere derselben, wie das glückliche Korvei, waren ganz von solchen Diensten befreit, und im Ganzen standen die Leistungen der Klöster in keinem Verhältniß zu ihren gewaltigen Einkünften. Diese wurden vor Allem für den Unterhalt der zahlreichen Mönche und Nonnen verwendet, welche hinter den Klostermauern ein gemächliches Leben führten, das sich von dem weltlichen fast nur durch seine größere Sorglosigkeit unterschied. Das Regiment in diesen Klöstern war mehr als milde, und es war nicht zu verwundern, wenn sich stillere Naturen, die an dem Waffenlärm der Zeit kein Gefallen fanden, beglückt fühlten, wenn sich die Klosterpforte ihnen öffnete und sie ihre Tage fortan in seliger Beschaulichkeit und glücklicher Muße, abgeschieden von dieser wirren Welt, verleben konnten; verließen doch oft selbst die vornehmsten Personen, von den Reizen dieses stillen und dabei doch nichts weniger als armen Lebens angezogen, gern die Welt. Unleugbar war es, die Klöster hatten in einer wildbarbarischen Zeit die letzten verglimmenden Funken der Kunst und Wissenschaft gewahrt,

sie hatten zur Neubelebung des kirchlichen Lebens das Ihre beigetragen, und mit dem Aufschwung des deutschen Volks war in ihnen mancher große Entschluß gereift, grade von ihnen aus war vor Allem die Mission im Norden und Osten betrieben. Aber die Tage des Glückes waren an ihnen nicht ohne üble Folgen vorübergegangen; Uebermuth, Ueppigkeit, Zanksucht und Unthätigkeit herrschten oft in ihren Mauern, und die alten Ordnungen waren meist mit der Regel des heiligen Benedict der Vergessenheit übergeben. Eine Reformation des deutschen Klosterlebens konnte nöthig erscheinen, aber die Art, wie sie Heinrich durchführte, ist darum nicht minder auffällig.

Die Maaßregeln Heinrichs begannen bald nach dem Anfang seiner Regierung. Die alte und berühmte Abtei Hersfeld wurde zuerst durch dieselben betroffen. Schon im Jahre **1004** wurden ihre Güter ihr zum Theil genommen, die Privilegien ihr entzogen, manche Mönche vertrieben. Als im folgenden Jahre der Abt starb, wurde Godhard, den wir als Abt zu Altaich und Vertrauten des Königs bereits haben kennen lernen, auch die Leitung des Klosters Hersfeld übertragen, um dort die strenge Mönchsregel herzustellen. Er eröffnete den Brüdern sofort, daß sie sich entweder in die Pflichten ihres Gelübdes zu fügen oder die Klostermauern zu verlassen hätten. Fünfzig gingen von dannen, nur zwei oder drei blieben; doch kehrten aus Noth später die Meisten der Ausgeschiedenen zurück und fügten sich nun in den Willen des fremden Abts. Ordnung und Sparsamkeit führte Godhard in den Haushalt der Abtei ein, regelte das Leben der Mönche und nahm es in scharfe Zucht. Trotz der Verluste des Klosters wußte er doch die Verhältnisse so glücklich zu regeln, daß man eine neue Blüthezeit desselben von ihm datirte. Den Absichten des Königs hatte er auf das Beste entsprochen, und bald darauf übertrug ihm dieser auch die Abtei Tegernsee. Dann traf ein vernichtender Streich das Johanniskloster zu Magdeburg, die Stiftung Ottos I.; der Abt wurde abgesetzt und das Kloster in eine Propstei verwandelt. Im folgenden Jahre hatte Reichenau ein ähnliches Schicksal wie Hersfeld; auch dort verließen fast alle Mönche das Kloster. Die Stiftung des Bisthums Bamberg im Jahre **1007** kostete fünf Abteien an einem Tage ihre Selbstständigkeit. Selbst Fulda wurde nicht verschont, obwohl es dem Könige im Anfange seiner Regierung wesentliche Dienste geleistet hatte. Der Abt wurde im Jahre **1013** abgesetzt und dem Abt Poppo von Lorsch die Abtei übertragen; die Güter derselben wurden zerstreut; die Mönche zogen von dannen, und die leeren Klostermauern wurden mit Lorscher Mönchen besetzt. Ein Jahr später traf

ein nicht minder harter Schlag Korvei, die älteste und reichste Abtei in den sächsischen Landen. Heinrich kam selbst dorthin, um die Reform einzuleiten. Als er den Abt vorläufig seiner Amtsthätigkeit enthob, brach ein offener Aufstand unter den Mönchen aus, in Folge dessen der König sieben von ihnen in den Kerker werfen ließ. Diese Strenge wirkte für den Augenblick, doch nicht nachhaltig. Schon im folgenden Jahre mußte der König abermals nach Korvei gehen. Als er den Abt jetzt absetzte, verließen alle Mönche bis auf neun das Kloster und kehrten in das weltliche Leben zurück. Einem Lorscher Mönch Thietmar wurde die Abtei übertragen und ihm befohlen mit aller Strenge die Regel herzustellen. Nur langsam kam er damit zum Ziele, und die Korveier Mönche vergaßen dem Könige nie seine Härte. Auch Memleben, die berühmte Stiftung Ottos II., wurde arg heimgesucht, der Abt entfernt, die Mönche zerstreut und die Güter zu der schon reformirten Abtei Hersfeld geschlagen. Nicht minder verlor Gernrode, der Augapfel Markgraf Geros, seine Freiheit und Selbstständigkeit und wurde mit einem anderen Nonnenkloster dem Stift Quedlinburg untergeordnet.

Indem der König so mit schneidender Schärfe in das verweichlichte und zuchtlose Klosterleben einschnitt, schien er nur dem großen Anstoß zu folgen, welchen Cluny für die französischen Klöster gegeben und dem sich die deutschen Mönche bis dahin hartnäckig widersetzt hatten. Auch ist es gewiß, daß Heinrich dem Abt Odilo, dem berühmten Reformator der französischen und burgundischen Klöster, nicht fern stand. Schon am Hofe Ottos III. war er ihm begegnet, und so oft er in der Folge die Alpen überschritt, eilte Odilo alsbald in seine Nähe. Aber doch waren diese Reformen Heinrichs keineswegs im Geist und Sinn der Cluniacenser. So weit sie wirklich geistlicher Natur waren, sind sie vielmehr als ein Rückschlag der kirchlichen Bewegung in Baiern anzusehen, die hier erst zu ihrer vollen Kraft gedieh, als bereits in den andern deutschen Ländern das geistliche Leben wieder zu stagniren anfing.

Indessen hatten, während der König auf seine Weise das Klosterleben im inneren Deutschland reformirte, allerdings die Bestrebungen der Cluniacenser bereits Lothringen ergriffen und machten dort unaufhaltsame Fortschritte. Es war aber nicht der König, der dazu den Anstoß gab, sondern der Graf Friedrich von Verdun, der Sohn jenes Godfried, der einst die Sache Ottos III. so wacker gegen die Angriffe Königs Lothars vertheidigt hatte.

Graf Friedrich hatte seine Jugend in kriegerischen Thaten ver-

lebt und sich den Ruhm erworben, mannhaft und tüchtig seine Grafschaft verwaltet zu haben. Aber es ergriff ihn in späteren Jahren eine schwärmerische Unruhe inmitten des weltlichen Treibens; durch Pilgerfahrten nach Rom und nach Jerusalem suchte er sie umsonst zu stillen und faßte endlich den Entschluß in den geistlichen Stand zu treten. Er legte seine Waffen ab und begab sich nach Reims, um dort seine Absicht auszuführen. Hier fand er in einem jungen ausgezeichneten Kleriker, Namens Richard, einen Gesinnungsgenossen. Beide beschlossen sich nicht mehr zu trennen und reisten vereint nach Cluny, um mit dem Abt Odilo das Heil ihrer Seele zu berathen.

So sehr sie es wünschten, wollte sie Odilo nicht in Cluny aufnehmen, sondern gebot ihnen ausdrücklich nach Lothringen zu gehen, um dort die Strenge der Regel der Welt vor Augen zu stellen. Aus kleinen Anfängen, meinte der kluge Abt, könne Großes erwachsen. So begleitete Richard seinen Freund nach Verdun, und Beide traten in das Kloster des h. Vitonus (St. Vaast) ein, das ein irländischer Abt damals leitete. Das freiere Regiment des Irländers wurde den von den starren Satzungen Clunys erfüllten Mönchen bald genug anstößig. Schon dachten sie daran das Kloster wieder zu verlassen, als der Irländer starb und Richard zu seinem Nachfolger erwählt wurde. (1004.)

Sehr bald zogen die strengen und doch glücklichen Reformen Richards in S. Vitonus die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das Kloster füllte sich, Schüler strömten ihm von allen Seiten zu, die Bischöfe von Verdun, Lüttich und Cambray unterstützten die erfolgreiche Wirksamkeit des französischen Abts, der ebenso fromm als gewandt und weltklug auch die Gunst der Mächtigen sich im hohen Grade zu erwerben mußte. König Robert von Flandern, Markgraf Balduin von Flandern und später auch König Heinrich zogen den ausgezeichneten Mann — man hatte ihm den Beinamen „Gotteshuld" gegeben — häufig zu Rathe und wetteiferten ihm die Klöster ihrer Reiche zu übergeben. Einundzwanzig Abteien erkannten zuletzt Richard als ihren Oberen an und bildeten gleichsam eine Congregation, die sich nach den Vorschriften der Cluniacenser regelte und in dem nächsten Zusammenhange mit Cluny stand. Richard brauchte Gehülfen zu seinem großen Werke, und keinen thätigeren Mitarbeiter konnte er gewinnen, als einen jungen Geistlichen, mit Namen Poppo, der aus dem französischen Flandern stammte und nach einer Wanderung nach dem gelobten Lande in einem Kloster bei Reims das Mönchsgelübde geleistet hatte. Auf einer Reise lernte Richard den begabten Klosterbruder kennen und

nahm ihn mit ſich nach Lothringen, wo Poppo dann im Sinne der Cluniacenſer, mit Richard vereint, mit dem größten Erfolge wirkte und ſich namentlich die Gunſt Heinrichs gewann, der ihm im Jahre 1020 das Kloſter Stablo und wenige Jahre ſpäter auch S. Maximin bei Trier, die reichſten Abteien Lothringens, übertrug. Mit Feſtigkeit begann Poppo ſeine Reformen hier, und trotz der ärgerlichſten Auftritte, die er mit den übermüthigen Mönchen zu beſtehen hatte, ſetzte er ſie doch endlich durch. Das waren die erſten, ſo folgenreichen Anfänge durchgreifender cluniacenſiſcher Reformen in Deutſchland, die ſich mit den aus einer andern Quelle entſpringenden Beſtrebungen Heinrichs alsbald berührten.

Niemand kann zweifeln, daß in dem Verfahren Heinrichs gegen die Klöſter Pian und Zuſammenhang war. Er ſelbſt giebt dies zu erkennen, wenn er in dem Eingange einer Urkunde ſagt: „Nach Gottes Ordnung müſſen die geringeren Glieder dem Haupte dienen, und ſo haben wir den Beſchluß gefaßt, die kleineren Stifte den größeren zu unterwerfen.“ Daß aber lediglich das Intereſſe kirchlicher Ordnung, wie es hier ſcheint, den König beſtimmt habe, iſt durchaus in Abrede zu ſtellen. Unwiderſprechliche Zeugniſſe liegen vor, daß die Reformen zugleich eine coloſſale Beraubung der Klöſter zur Folge hatten und daß über die maſſenhaft eingezogenen Kloſtergüter der König zum großen Theil für die Zwecke des Reichs verfügte. Schon Thietmar, ſo geneigt ſonſt den König in das Licht eines frommen Regenten zu ſtellen, giebt dies zu und droht mit dem göttlichen Strafgericht für das begangene Unrecht. Das weltliche Gebäude, meint er, das auf ſolchem Kirchenraub begründet ſei, könne nicht auf die Dauer beſtehen. Vieles von dem eingezogenen Kirchengut iſt allerdings der Kirche wiedergegeben, indem es der König für treue und aufopfernde Dienſte den Biſchöfen ſchenkte, Manches iſt auch an die Klöſter zurückgekommen, wenn ſie ſich reformirt hatten und ihre Ergebenheit durch Kriegsdienſte und Geldgeſchenke an den Tag legten; aber ſehr Vieles iſt auch für immer in weltliche Hände gerathen. So mußte noch in den letzten Lebensjahren Heinrichs die Abtei St. Maximin auf einmal 6656 Hufen, nahe an 200,000 Morgen Landes, hergeben, mit denen der Kaiſer den Pfalzgrafen Ehrenfried, den Herzog Heinrich und Grafen Otto unter der Bedingung belehnte, daß ſie fortan die bisher von der Abtei geleiſteten Kriegsdienſte übernähmen.

Es iſt eine der merkwürdigſten Urkunden, durch welche Heinrich in ſeinen letzten Lebenstagen der reformirten Abtei Fulda die Grafſchaft Stoddenſtat übertrug. Wer, der das Verfahren des Königs

gegen die Klöſter kennt, wird da ohne Staunen jene Warnungen leſen, unter denen er die Mönche auffordert, mit ihrem Beſitzthum für die Folge haushälteriſch umzugehen! „Es wird ſchnell die Zeit einbrechen," ſagt Heinrich, „wo die Welt zurücknehmen wird, was ſie Gott gewidmet hat. Und zwar wird die Klöſter, deren es jetzt im Ueberfluß giebt, zuerſt die Beraubung treffen, ſo daß in Erfüllung gehen wird, was der Heiland ſagt: dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten." *) Soll man ſich mehr verwundern über den ſcharfen Blick dieſes Fürſten in eine ferne Zukunft oder über die Ironie, die prophetiſch der böſen Nachwelt zuſchreibt, was das Werk ſeines eigenen Lebens geweſen war?

Mit einer ähnlichen Ironie ſagt er in derſelben Urkunde: „Die Kirchen müßen Schätze beſitzen, denn wem mehr gegeben iſt, von dem kann auch mehr verlangt werden." Denn wahrlich, er verlangte viel von den Kirchen und Klöſtern des Reichs. Unaufhörlich mußten die Biſchöfe und Aebte ihm Hof- und Kriegsdienſte leiſten, meiſtentheils den Unterhalt ſeines Hofes beſtreiten; theils waren ſie zu beſtimmten Geldbeiträgen verpflichtet, theils mußten ſie ihm größere Summen unter dem Namen von Geſchenken geben. Wie erregte es ſeinen Zorn, wenn ſie in ſolchen Dienſten ſich ſäumig erwieſen! Faſt ein Wunder war es, wenn einer mit leeren Händen zu ihm zu kommen wagte. In ſtäte Kämpfe mit den weltlichen Großen des Reichs verwickelt, mußten ſie zugleich vor Allem die Laſten der auswärtigen Kriege tragen. Sie waren recht eigentlich die Beamten des Königs, ſeine Miniſter, ſeine Feldherrn und Geſandte. Iſt es da zu verwundern, wenn ſie die Pflichten ihres geiſtlichen Amts, trotz aller Reformen des Königs, aus den Augen verloren, wenn bei aller Freigebigkeit deſſelben doch das Vermögen ihrer Kirchen die ſchwerſten Einbußen erlitt. Wenige Geiſtliche waren dem Könige dienſtwilliger als Erzbiſchof Tagino und wurden reicher von ihm belohnt; und doch erklärte ſein Nachfolger, daß er die ſchwere Bürde ſeines Amts nur deshalb auf ſich genommen habe, um das ganz erſchöpfte Erzbisthum Magdeburg vor dem völligen Untergange zu retten. Man ſieht, wie es vollkommen der Wahrheit entſpricht, wenn der König ſagte, er habe die Bürde des Regiments ſich dadurch erleichtert, daß er ſie auf die Schultern der Biſchöfe wälzte. Und in welchem anderen Lichte erſcheint doch ſelbſt die Freigebigkeit des Königs gegen die Kirche, wenn

*) Matth. 24, 12.

man weiß, daß er nahm, indem er gab, ja oft doppelt und dreifach nahm!

So beherrſchte Heinrich die Kirche, indem er ihr ſcheinbar diente. Niemand, als er, den die Mitwelt den Heiligen nannte und den man im Lorſcher Kloſter den Beinamen des Mönchsvaters gab, hätte es unternehmen dürfen, ſo gewaltſam in die Privilegien und das Vermögen der Kirche einzugreifen. Unwillkürlich tritt uns die Geſtalt Pipins wieder vor die Seele — jenes Pipin, der ſich als der nächſte Verbündete des Papſtes, der Beſchützer Winfrieds, der Herſteller kirchlicher Ordnung im fränkiſchen Reiche, den coloſſalſten Raub an den Kirchen dieſes Reichs erlauben durfte.

Mit Nichten entging es dem deutſchen Klerus, in welche abhängige Stellung er von der weltlichen Gewalt gerieth. Die Erkenntniß des Widerſtreits ihres geiſtlichen Amts mit den Dienſten, welche der König von ihnen beanſpruchte, der Schmerz über die Verwendung des Kirchenguts zu weltlichen Zwecken, der Unmuth über ein Haupt, das den Liutizen ihren blutigen Götzendienſt vertragsmäßig verbürgte und die Miſſion erſterben ließ, ſind ihnen wahrlich nicht erſpart worden. Aber es war ihnen doch unmöglich, ſich dem Dienſt und dem Willen des Königs auf die Dauer zu entziehen. Das Königthum mit der kaiſerlichen Gewalt durch die Ottonen verbunden, hatte einen überirdiſchen Glanz in ihren Augen gewonnen; ſie ſahen in dem König nicht allein den Geſalbten des Herrn, ſondern ſchlechthin den Statthalter Gottes auf Erden, „den Vicarius Chriſti.“ Dauernder Widerſtand gegen ſein Gebot war in ihren Augen Auflehnung gegen Gottes Ordnung. Nicht Biſchof Arnulf allein war ein beredter Vertreter des leidenden Gehorſams; noch viel eindringlicher predigte die gleiche Lehre der biedere Thietmar von Merſeburg. Ueberdies waren die Biſchöfe in ihren Rechten und ihrem Vermögen überall von dem Neid und der Habgier der weltlichen Großen bedroht. Wo ſollten, wo konnten ſie Beiſtand erwarten, als bei dem König? Und lag nicht in ihnen ſelbſt, nachdem ihr weltlicher Ehrgeiz längſt erregt war, ein Trachten nach zeitlichen Ehren und Vortheilen, das den Abſichten Heinrichs auf halbem Wege entgegenkam? Wenn die Freigebigkeit des Königs ihnen auch meiſt ein Kapital bot, von dem er Zins über Zins verlangte, hätten ſie es nicht doch ahnen ſollen, daß einſt Zeiten kommen würden, wo ſie einen lohnenderen Gewinn von dieſem Kapital erzielen würden?

Wie dem aber auch ſein mag, Heinrich hatte dennoch kein leichtes Spiel mit den deutſchen Biſchöfen, die neben dem Intereſſe des Reichs

auch das ihrer eigenen Kirchen sehr wohl kannten. Vornehmlich fügten sich die älteren Bischöfe der ottonischen Zeit schwer in das schärfere und anspruchsvollere Regiment dieses Königs. Nur allmählich gelang es ihm, sich den vielgewandten Bernward von Hildesheim ganz zu gewinnen. Den staatsklugen Heribert von Köln, der sich in seinen späteren Lebensjahren des Rufs großer Heiligkeit erfreute, beobachtete der König, obwohl ihm derselbe manche wichtige Dienste erwies, doch stets mit völlig begründetem Mistrauen. Erst im Jahre 1021 wurde eine aufrichtige Aussöhnung des Erzbischofs mit dem König herbeigeführt, und der Biograph Heriberts malt mit lebhaften Farben aus, wie der König in der Stille der Mitternacht zu dem einsam im Gebet wachenden Erzbischof gekommen sei, sich ihm zu Füßen geworfen und unter Thränen um Verzeihung seiner Schuld gebeten habe. Wir wissen bereits, welche Hartnäckigkeit Heriberts Bruder, der Bischof von Würzburg, den Wünschen des Königs lange entgegensetzte. Wir wissen ferner, wie es Heinrich unmöglich war, den Starrsinn seines Vetters, des Bischofs Megingaud von Eichstädt, zu brechen. In der ihm eigenthümlichen Weise gab dieser wunderliche Herr oft dem Könige zu erkennen, daß er sich als ein Mann neben ihm fühle. Als Heinrich einst vorüberging und die anderen Bischöfe sich ehrerbietig vor der geheiligten Person des Königs erhoben, blieb Megingaud sitzen; man tadelte ihn deshalb, er aber antwortete: „Ich bin sein älterer Vetter, und die Schriften der Heiden, wie die Bibel gebieten, das Alter zu ehren.“ Ein ander Mal, als der König auf dem Wege nach Regensburg in Eichstädt einkehren wollte und die gewohnte Verpflegung für seinen Hofstaat vom Bischof beanspruchte, fuhr dieser den königlichen Boten barsch an, der ihm auseinandersetzte, was der Hof an Wein gebrauche. „Schuft!“ sagte er, „dein Herr ist ganz von Sinnen. Wie soll ich ihn verpflegen, da ich kaum selbst genug für mich habe! Ich war seines Gleichen von Geburt, aber er hat mich zu einem armen Landpfarrer heruntergebracht und verlangt nun noch, ich soll ihm seinen Hof bewirthen. Woher soll ich so viele Fuder Wein wohl schaffen? Ich habe nur ein einziges kleines Faß, das mir mein lieber Bruder, der verteufelte Bischof von Augsburg *), zum Meßdienst schickte. Beim heiligen Willibald! auch nicht ein Tropfen davon soll ihm in die Gurgel fließen.“ Der Bischof schickte dem Könige alsdann einige Stücke Tuch, das man da-

*) Brun, der Bruder des Königs, war gemeint.

mals zu Eichstädt in großer Menge machte. „Tuch," ließ er ihm melden, „können die Eichstädter Bischöfe eher geben, als den königlichen Hof verpflegen."

Aber selbst mit den Bischöfen, die Heinrich selbst eingesetzt, hatte er oft einen schweren Stand. Vielleicht stand Keiner ihm näher, als Meinwerk, ein reicher, dem königlichen Hause verwandter sächsischer Kleriker, dem er im Jahre 1009 das verarmte Bisthum Paderborn übergab, welches dieser theils durch sein eigenes Vermögen, theils durch eine lange Reihe glänzender Schenkungen des Königs zu einem der reichsten Stifte Deutschlands erhob. Niemand galt mehr im Rathe des Königs als Meinwerk, Niemand diente ihm häufiger am Hofe und im Kriege, und Niemand empfing größere Vergünstigungen; und doch bedachte er unablässig mehr das Wohl seiner Kirche, als das des Reichs. So erfinderisch und gewaltsam der König im Berauben der Kirche war, noch erfinderischer und gewaltsamer war Meinwerk, um das Reich zu Gunsten seines Bisthums zu plündern. Um des heiligen Zweckes willen erlaubte er sich wiederholentlich offenen Diebstahl an seinem Könige und Freunde. Der Biograph Meinwerks ermüdet nicht, alle die räuberischen Streiche seines Helden gegen die Majestät des Königs wohlgefällig zu berichten.

So wies einst, als König Heinrich das Weihnachtsfest in Paderborn feierte und das gewohnte Opfer auf dem Altare niederlegte, der Bischof entrüstet diese Gabe zurück und verlangte statt derselben einen prächtigen Königshof in Westfalen, auf den er lange sein Augenmerk gerichtet hatte. Der König sträubte sich, den habgierigen Bischof zu befriedigen, gab aber doch endlich nach und legte die Schenkungsurkunde auf dem Altare nieder. Da jubelte der Bischof laut vor Freude über seinen Sieg: „Gott und alle Heiligen," rief er, „mögen dir lohnen." Der König aber fuhr schwergereizt fort: „Und Gott und alle Heiligen mögen dich strafen, daß du zum Schaden des Reichs mir das Gut desselben zu entwenden nicht ruhest." Der Bischof achtete wenig den Zorn des Königs, hoch schwang er die Schenkungsurkunde und rief: „Heil dir, Heinrich, für diese That wird dir der Himmel offen stehen! Seht, ihr Gläubigen, solche Opfer sind Gott dem Herrn angenehm!" — Es war bei derselben Gelegenheit, daß Meinwerk einige trächtige Schaafe schlachten und von dem Fell der ungebornen Lämmer dem Könige einen Mantel künstlich bereiten ließ, der wie von Mardelpelz schien. Die Hofleute entdeckten die Sache und sahen in dem Schaafpelz eine Verhöhnung des Königs. Dieser selbst stellte den Bischof zur Rede; der aber behauptete und ließ durch Sach-

verſtändige erweiſen, daß der Mantel von großem Werthe ſei. „Um deinen ſterblichen Leib zu ſchmücken," ſagte er zum Könige, „habe ich mein armes Bisthum geplündert, habe ich die Domherren und die Armen des Stifts, die mit der Wolle dieſer Schaafe bekleidet, mit ihrer Milch und ihrem Fleiſche genährt werden ſollten, um das Ihre betrogen; doch dafür wird einſt Gott von dir Rechenſchaft fordern, wenn du nicht Alles erſtatteſt, was du meiner Kirche entzogen." Der König lachte und ſagte: „Habe ich jemals deiner Kirche etwas genommen, ſo will ich es vierfach erſtatten." Er ſtellte ſofort eine neue Schenkung dem Biſchofe aus. — Als zu einer andern Zeit Meinwerk dem Könige einen äußerſt koſtbaren Mantel gradezu raubte, ſuchte ſich dieſer, wohl wiſſend, daß dem Biſchofe den Raub wiederabzujagen unmöglich ſei, doch auf ſeine Weiſe zu rächen. Er wußte, daß Meinwerk in der lateiniſchen Sprache nicht ſattelfeſt war; deshalb benutzte er eine günſtige Gelegenheit, um mit Hülfe eines Kapellans in deſſen Meßbuch bei den Worten **pro famulis et famulabus** (für die Diener und Dienerinnen) das fa auszukratzen. Am folgenden Tage verlangte er, der Biſchof ſolle eine Meſſe für ſeine verſtorbenen Eltern leſen. Sorglos betete der Biſchof zuerſt **pro mulis et mulabus** (für die Mauleſel und Mauleſelinnen) und verbeſſerte erſt nachher ſeinen Irrthum. Er entging dadurch dem Spotte des Königs und des Hofes nicht. „Für meinen Vater und meine Mutter," ſagte Heinrich, „ſollteſt du beten, und nicht für die Mäuler." Der Biſchof drohte ihm mit dem göttlichen Zorn und ließ ſeine Wuth mindeſtens an dem Kapellan des Königs aus, den er geißeln ließ und dann ſeinem Herrn zurückſandte.

Noch andere wunderbare Dinge von Meinwerks Verhältniß zum Könige erzählt der Biograph deſſelben; ſie würden unglaublich ſcheinen, ließe uns nicht eine Urkunde Heinrichs ſelbſt einen tiefen Blick in dieſes Verhältniß werfen. Im Jahre 1017 ſchenkte der König den Hof Neder in Heſſen an Meinwerk. In der darüber ausgeſtellten Urkunde ſagt er im Eingange: es gäbe ein gedoppeltes Weſen im Menſchen, ein männlich-beherrſchendes und ein weiblich-leidendes; ſolches wachen Geiſtes bei ſich reiflich erwägend, doch äußerlich gleichſam in Schlaf verſunken, habe er dieſe Schenkung vollzogen. Was anders kann der Sinn dieſer höchſt eigenthümlichen Erklärung ſein, als daß der König widerſtrebend und die Augen ſchließend Meinwerk geſchenkt habe, was er ihm nicht habe verſagen dürfen? Und das iſt derſelbe Meinwerk, deſſen unabläſſige und unermüdliche Dienſtleiſtungen Heinrich ſo oft in den Urkunden rühmt, den er die Martha des Evangeliums nennt, den

er über alle Anfechtungen ſeiner Widerſacher erhebt und auf das Reichſte belohnt, wie er ſelbſt erklärt, damit es Andern ein Sporn zu gleicher Dienſtwilligkeit und gleicher Treue ſei.

Fürwahr, der Weg, den der König zu wandeln hatte, war überaus dornenvoll. Faſt nirgends kam ihm eine aufrichtige Hingabe an die Intereſſen des Reichs und der Nation entgegen, ſelten ſelbſt bei den Biſchöfen. Tauſendfältige Sonderbeſtrebungen, vom Glücke genährt und mit dem Aufſchwung des Reiches erwachſen, hemmten überall die Entfaltung der königlichen Gewalt. Aber dennoch gelang es dem Könige zuletzt, ſie alle der Krone dienſtbar zu machen. Es gelang ihm vor Allem durch ſeine Klugheit, ſeine Beharrlichkeit und — Freigebigkeit. Die Zeit forderte einen freigebigen König. Aber um ſtets zu geben, bedurfte er eines ſtets gefüllten Schatzes. Ungern ſah er es daher, wenn jemand ſich ihm mit leeren Händen nahte; nicht die Belehnung der weltlichen Vaſallen allein, auch die Inveſtitur der Biſchöfe ließ er ſich theuer bezahlen. Die Zeitgenoſſen tadelten ſeine unerſättliche Habgier; aber nicht für ſich, ſondern nur für die Zwecke des Reichs ſammelte er ſeine Schätze.

Sein ganzes Daſein brachte Heinrich den Sorgen der Herrſchaft zum Opfer. Ein kränklicher Mann, gönnte er ſich doch keinen Augenblick Ruhe, wo es galt den Feinden des Reichs zu begegnen. Vom Norden zum Süden, vom Oſten zum Weſten ſtürmte er im Kriegswetter mit Blitzesſchnelle einher, oft unter den größten Beſchwerden des Körpers. Kinderlos übte er die Pflichten ſeines Amts mit einer Treue und Gewiſſenhaftigkeit, wie ſie nicht oft bei Herrſchern zu finden iſt, die ihr Reich einer blühenden Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Unverbrüchliche Freundſchaft und uneigennützige Treue hat er ſelten geſucht und noch ſeltener gefunden; nur mit ſeiner Gemahlin war er ſtets ein Herz und eine Seele. Das Glück, das ihm Anfangs lachte, war ihm nicht immer getreu; aber das Unglück erprobte erſt recht ſeinen Werth. Da hat ihm auch die Welt nicht mehr den Zoll der Bewunderung verſagt. Leicht mochte der Unmuth über die endloſen Mühen eines durch frohe Stunden ſelten erheiterten Daſeins ihn zuweilen beſchleichen, aber dauernd hat er ſich nicht ſeiner Seele bemeiſtert. Noch in ſeinen ſpäteren Jahren wünſchte er ſich unter ſeinen leiblichen Gebrechen und den Sorgen der Herrſchaft ein langes Leben. Er liebte die Freuden eines ritterlichen Mannes. Gern warf er ſich in die Hitze des Kampfes, die Waidluſt lockte ihn, ritterliche Spiele waren ſeine Zerſtreuung. Seine Hofhaltung überbot an Pracht und Glanz Alles, was jene Zeit

kannte; nicht der Chalif zu Bagdad, meinte man, sei von gleicher Herrlichkeit umstrahlt.

Die römische Kirche hat Heinrich und Kunigunde unter ihre Heiligen erhoben,*) und die Legende schildert den König als einen Mönch im Purpur, einen Büßer in der Krone; sie stellt ihm Kunigunde nicht als seine eheliche Gemahlin, sondern als eine keusche Nonne zur Seite, die in Gebet und Fleischestödtung mit ihm vereint den Weg zum Himmel wandelte. Die Geschichte giebt ein anderes Bild von König Heinrich und seiner Gemahlin. Sie bezeugt, daß er einer der ehrliebendsten, thätigsten und durchgreifendsten Herrscher war, die jemals auf dem deutschen Throne gesessen haben; sie läßt uns an ihm einen scharfen Verstand und ein organisirendes Talent erkennen, wie es in jenen Zeiten nicht häufig hervortrat. Es war ein schweres Mißgeschick für unser Vaterland, daß ein politischer Kopf, wie Heinrich war, fast sein ganzes Leben in innern und äußern Kriegen hinbringen mußte. So ehrenwerth er seine Waffen führte; ein schönerer Ruhm wäre ihm in friedlicheren Tagen erblüht.

6.

Heinrichs zweiter Krieg gegen Boleslaw Chrobry. Die Fehde mit den Luxemburgern.

Das deutsche Königthum war seit geraumer Zeit der Magnet 1007.
für die westlichen Stämme der Slawen gewesen; angezogen oder abgestoßen, waren sie alle von ihm gelenkt und bestimmt. Durch die Thaten des großen Polenfürsten schien diese Welt ein neues Centrum gewinnen zu sollen und stand im Begriff sich von den Einflüssen deutschen Wesens zu lösen.

---

*) Heinrich II. wurde durch eine Bulle Papst Eugens III. vom 14. März 1146 kanonisirt und seine Gebeine vom Bischof Eberhard am 13. Juli 1147 feierlich erhoben. Schon Papst Coelestin III. dachte daran, auch Kunigundens Namen in den Heiligencalender der römischen Kirche aufzunehmen, und Innocenz III. vollführte durch eine Bulle v. 3. April 1200 den Willen seines Vorgängers.

1007. Nebel verhüllen die mächtige Gestalt Boleslaws „des Glorreichen“ dem Blicke des sorgsamen Forschers. Unter den Zeitgenossen seines Volks hat Boleslaw keinen Herold seiner Thaten gefunden, und die polnische Sage und die kirchliche Legende haben später sein Bild eben so sehr entstellt, als der Nationalhaß der Deutschen und Böhmen; die älteste Chronik der Polen, fast ein Jahrhundert nach seinem Tode geschrieben, zeigt schon deutlich die Spuren sagenhafter Fortbildung und legendenartiger Ausschmückung.

Mit großen Zügen malt diese Chronik in Boleslaw den ritterlichen Heros einer kriegerischen Nation. „Wo,“ sagt sie, „sollte man ein Ende finden, wollte man aller Burgen Boleslaws gedenken? Posen stellte ihm 1300 gepanzerte Ritter mit 4000 Schildknappen, Gnesen 1500 Ritter mit 5000 Knappen, Breslau 800 Ritter mit 2000 Knappen, Giecz 300 Ritter mit 2000 Knappen. Mehr Ritter hatte Polen damals, als jetzt Knappen; mehr Knappen, als jetzt Bewohner. Und auch der ritterliche Gast war dem Fürsten willkommen; er ehrte ihn mit dem Namen eines Königssohns, fesselte ihn durch Freigebigkeit an seinen Dienst und ersetzte ihm reichlich jeden Verlust, den er in demselben erlitt. „Könnte ich ihn vor dem Tode schützen, wie seiner Armuth helfen,“ pflegte er zu sagen, „den Rachen des Todes wollte ich mit Gold füllen.“ So zog er aus mit den polnischen und fremden Rittern gegen die Böhmen und Mährer, die Sachsen und Ungern, die Pommern und Preußen; und kein Feind hielt ihm Stand. Vor Allem kämpfte er mit dem mächtigen Zaren der Russen, als dieser ihm seine Schwester zur Ehe verweigerte. Da umlagerte er das große Kiew, das ihm alsbald seine Thore öffnen mußte. Lachend zog er sein Schwerdt und hieb damit in die goldene Pforte. „So wahr jetzt mein Schwerdt diese Pforte durchbohrt,“ rief er aus, „soll in der nächsten Nacht des Königs Schwester meine Buhle sein.“ Mit reicher Beute kehrten die Ritter von diesen und andern siegreichen Zügen heim, und der glänzendste Hof umstrahlte den tapfern Fürsten. Vierzig große Tafeln waren dort täglich für die Herren gedeckt, viele kleinere für das Gesinde. Die Hofleute gingen nicht in leinenen Kitteln und wollenen Röcken, sondern in seidenen Gewanden und goldbesetzten Pelzen. Die Edelfrauen waren mit Kronen und Ketten, mit Armbändern und Halsgeschmeiden, von Edelsteinen blitzend, so überdeckt, daß sie der Stütze bedurften, um nicht zu sinken. Das Gold galt damals in Polen dem Silber gleich, und das Silber wurde wenig geachtet.“ So schildert der Chronist Herzog Boleslaw und seinen Hof. Aber mit diesen heroischen Zügen des Bildes mischen sich andere,

der kirchlichen Legende entlehnte. Auch davon weiß der Chronist zu melden, wie Boleslaw der andächtigste Christ, der gehorsamste Sohn der Kirche war, wie er die Bischöfe seine Herren nannte und sich in ihrer Gegenwart nie zu setzen wagte, wie er der Vater der Wittwen und Waisen, der gerechteste und mildeste Richter, der treue Freund und Beschützer der Armuth war. Ein Küchlein, dem Bauer vom Feinde geraubt, soll er gesagt haben, bekümmere ihn mehr, als eine verlorene Burg seines Reichs. Alles in Allem; es ist das Ideal eines christlich-ritterlichen Königs, das der Chronist in Boleslaw darstellt. 1007.

Wie anders ist das Bild, das die deutschen Zeitgenossen und besonders Thietmar von Merseburg von diesem Fürsten entwerfen! Bei ihnen ist Boleslaw ein roher Tyrann, der sein Volk mit Scorpionen züchtigt; ein Volk freilich, das gleich einer Heerde von Rindern oder stöckischen Eseln nur mit Gewalt sich regieren läßt. Wer die Fasten nicht hält — so erzählt Thietmar — dem läßt Boleslaw die Zähne ausschlagen; wer Unzucht treibt, wird öffentlich entmannt und verstümmelt. Und doch ist er selbst ganz in Lüste versunken. Hält ihm seine Geistlichkeit dieselben vor, so eilt er wohl die ihm auferlegte Buße zu leisten, aber eiliger noch stürzt er sich in neue und schlimmere Sünden. Mit Undank lohnt er den Deutschen die Wohlthaten, die sie ihm und seinem Vater erwiesen; unablässig sinnt er auf ihr Verderben, selbst in den Zeiten des Friedens. Ein Mensch ohne Treue und Glauben, voll tausendfältiger Ränke, der verschmitzteste Verführer, verdankt er seine Siege mehr der Heimtücke, als ehrlicher Tapferkeit. Er ist eine Geißel des Herrn, um die Sünden des deutschen Volkes zu strafen. Wohl dem, der dem Rachen des Löwen entrinnt!

Es ist das Wort des Feindes, das wir bei Thietmar vernehmen, aber trotzdem ist ein Schein der Wahrheit darin. Boleslaw zwang mit furchtbarer Strenge höhere Gesittung und die Gebote der Kirche seinem barbarischen Volke auf, halb noch selbst ein Barbar. Bei den Deutschen ist er in die Schule gegangen; ein gelehriger Schüler, der aber schlecht seinen Meistern dankte. Wie er sein Schlachtschwerdt, ein Ehrengeschenk Ottos III., gegen sie zückte, so hat er alle Künste des Friedens, die er von ihnen erlernt, nur zu ihrem Verderben gebraucht. Auch das ist wahr, daß ihm kein Mittel zum Untergang der Feinde unerlaubt schien. Mit jener natürlichen Spürkraft, die am Wenigsten dem Barbaren fehlt, erspähte er jede Schwäche seines Widersachers und brachte ihm aus dem Versteck den tödtlichen Streich

1007. bei; mehr durch Hinterlist als im offenen Kampfe war er den Deutschen so lange gefährlich. Aber das sah der ehrliche Thietmar nicht, daß freie und hohe Gedanken in diesem Barbaren lebten, daß er Thaten vollführte, ewigen Andenkens werth, ein großes Reich aus dem Nichts schuf, seine Nation mit ritterlicher Tapferkeit und heroischem Muthe erfüllte, daß ein edler Stolz und das Bewußtsein großer Erfolge seine Heldenbrust schwellten, daß er endlich der Vorkämpfer des abendländischen Christenthums in einer Zeit war, wo die Mission bei den Deutschen zu ersterben begann. Wer anders war es, als Boleslaw, der dem heiligen Adalbert die Wege zu den heidnischen Preußen bereitete? Wer anders, der dann Adalberts Schüler Brun von Querfurt und seinen Gefährten Schutz und Förderung angedeihen ließ, als sie die Mission im Osten fortsetzten. Und als auch Brun und seine achtzehn Begleiter an der Grenze Preußens und Rußlands den Märtyrertod fanden (14. Februar 1009), da war es wieder Boleslaw, der ihre Reliquien bewahrte und ehrte.

Polen war mit seinen großen Sümpfen und dichten Kiefernwäldern damals ein armes, schwach bevölkertes Land. Mit Neid sah Boleslaw auf die Herrlichkeiten und den Reichthum des schon von seiner Höhe gesunkenen Böhmens. Massenweise schleppte er auf seinen Kriegszügen Gefangene fort, um mit Leibeigenen die öden Striche seines weiten Landes zu bevölkern. Die Kraft des Reichs beruhte lediglich auf dem kriegerischen Fürstenthum, das sich über der alten Gemeindefreiheit erhoben und die ganze Summe der Gewalt an sich gerissen hatte. Da gab es kein Lehnswesen, keine geistlichen und weltlichen Immunitäten, keinen Selbstherrschaft übenden Adel, keine auf ihre Privilegien trotzende Kirche. Alle Macht war in den Händen des Landesherrn. Er war der alleinige Kriegsfürst, der alleinige Richter, der alleinige Patron der Kirchen und Klöster; es galt kein Wille, kein Interesse, kein Gebot, als das seine. Mit seinem hochstrebenden, kriegerischen Geist hatte Boleslaw die Szlachta, die Freien des Volks, die Herren des Grundes und Bodens, erfüllt; sie bildeten fortan den eigentlichen Kriegerstand der Nation, obwohl der Fürst auch die Kmeten, die zinspflichtigen Bauern, zum Heere entbot. Die Szlachta diente gemeinhin zu Roß; ihre Bewaffnung war roh, meist führte sie nur Bogen und Pfeil. Aus dem Hinterhalt furchtbar, von dem verfolgenden Feinde kaum zu erreichen, stand die Szlachta doch nicht leicht einem waffengeübten Feinde im offenen Felde; nie hat Boleslaw gewagt, sich mit den deutschen Rittern in einer Feldschlacht zu messen. Das ganze polnische Land hatte Boleslaw in Kriegsverfassung

gebracht. Die Burgen waren die Mittelpunkte der Bezirke; die Burg- 1007.
grafen (Caſtellane) die höchſten Beamten, ſie vertheidigten die Grenzen, führten die Krieger dem Herzoge zu, hielten aber auch zugleich in ſeinem Namen Gericht und ſammelten ihm die Steuern. Die Hauptabgabe, die Stroza, beſtand aus einem Maaß Weizen und einem Maaß Hafer, jährlich von jeder Hufe zu entrichten und in die Speicher des Herzogs abzuliefern; ſie hatten nur diejenigen zu leiſten, die von dem Burgdienſt befreit waren, und war zur Verpflegung der Wachmannſchaften beſtimmt. Es ſind die Einrichtungen Heinrichs I. in den ſächſiſchen Marken, auf polniſchen Boden verpflanzt.

In der Einheit und zuſammengehaltenen Kraft ſeines Landes hatte Boleſlaw die Mittel gefunden, das Reich ſeines Vaters nicht allein vor den Angriffen der Ruſſen und Böhmen zu ſchützen, ſondern noch neue und größere Eroberungen zu dieſem Reiche hinzuzufügen. Schon beherrſchte er Pommern und das weſtliche Preußen, Schleſien, Chrobatien und Mähren; ſein Geiſt war erfüllt von der Idee eines großen, chriſtlich-ſlawiſchen Königreichs. Schon glaubte er ſich ſeinem Ziele nahe, als er vor wenigen Jahren das Lauſitzer Land und Böhmen erobert hatte; da hatte er dem deutſchen Könige die Vaſallenpflicht verweigert und ſelbſt um eine Krone in Rom geworben. Aber der Poſener Friede hatte alle ſeine ſtolzen Hoffnungen vereitelt, ihm ſeine letzten Eroberungen entzogen und ihn ſelbſt wieder zum Dienſtmann des Reichs gemacht. Ein ſchwerer Schlag; doch die Kraft und den Muth des Mannes hatte er mit Nichten gebrochen. Mit Unwillen trug er das ihm auferlegte Joch und harrte verlangend der Stunde entgegen, wo er es von Neuem abſchütteln könne.

Die Zeit kam früher, als er erwartet hatte. Die Böhmen und Liutizen, von Anfang an von dem Poſener Frieden wenig befriedigt und in ſtäter Furcht vor der Rache der Polen ſchwebend, ruhten nicht eher, als bis ſie das Reich abermals gegen ihn in Waffen ſahen. Als der König im Jahre 1007 zu Regensburg Oſtern feierte, erſchienen Geſandte von dem Böhmenherzog, wie von den Liutizen, vor ihm und betheuerten Kunde zu haben, daß der Pole abermals mit den gefährlichſten Plänen umginge; auch ihre Völker ſuche er durch Geld und Verſprechungen zu gewinnen, und ſie könnten für die Treue derſelben nicht länger ſtehen, wenn der König nicht ſofort zu den Waffen gegen Boleſlaw greife. Heinrich, der damals Balduin von Flandern noch nicht unterworfen hatte, war der Ausbruch eines neuen Krieges im Oſten nichts weniger als erwünſcht, aber nachdem er mit den Großen des Reichs Rath gepflogen hatte, glaubte er doch dem

1007. drohenden Abfall ſeiner wichtigſten Bundesgenoſſen vorbeugen zu müſſen und entſchloß ſich zum Kriege. Er entſandte ſofort Markgraf Hermann, den Eidam Boleſlaws, um ſeinem Schwiegervater die Kriegserklärung zu überbringen. Vergebens verſuchte ſich Boleſlaw vor dem Markgrafen wegen der gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen zu rechtfertigen; Hermann hatte keinen anderen Auftrag als Krieg. Nothgedrungen nahm Boleſlaw den Kampf an: „Chriſtus ſei mein Zeuge," rief er aus, „was ich jetzt thue, thue ich wider Willen." So begann der Kampf von Neuem, und kein geringes Glück war es für den Polen, daß der König nicht ſelbſt ihm jetzt entgegenziehen konnte, da er bereits Alles zum Krieg gegen Balduin vorbereitet hatte.

Der König hatte die Leitung des polniſchen Kriegs dem Erzbiſchof Tagino übertragen, aber die tüchtigſten Kräfte des Reichs gegen Flandern gerichtet. Nur läſſig griffen die ſächſiſchen Herren einen Krieg an, den ſie niemals gewollt und gewünſcht hatten. Bei der Abweſenheit des Königs fehlte überdies der rechte Sporn und Trieb in allen Dingen. So überſchwemmte Boleſlaw mit ſeinen Reiterſchaaren unbehindert die Marken und drang bis zur Elbe bei Magdeburg vor, ehe ſich noch das ſächſiſche Heer geſammelt hatte. Er nahm die Burg Zerbſt ein und führte die Bewohner des umliegenden Landes, die ſein Schwerdt verſchonte, maſſenweiſe gebunden in die Gefangenſchaft. Endlich trat ein kleines ſächſiſches Aufgebot zuſammen und ging über die Elbe. Boleſlaw zog ſich zurück, wurde aber nur langſam von den Sachſen verfolgt. Als ſie bis Jüterbogk vorgerückt waren, hielten ſie bei ihren unzureichenden Kräften die weitere Verfolgung des Feindes nicht für rathſam, und auf die ſchmachvollſte Weiſe löſte das Heer ſich auf, während der Pole ſich abermals in der Lauſitz feſtſetzte und Bautzen einſchloß. Vergebens ſchickten die Belagerten Boten über Boten an die ſächſiſchen Großen, vergebens eilte Markgraf Hermann ſelbſt zu ihnen und beſchwor ſie, der wichtigen Feſte Beiſtand zu leiſten; Niemand regte die Hand, und Bautzen mußte endlich dem Polen übergeben werden, der der tapferen Beſatzung freien Abzug mit ihrer Habe gewährte. Mit Bautzen kam das ganze Milzenerland abermals in die Gewalt des Polen, der ſo in der Ober- und Niederlauſitz aufs Neue feſten Fuß gefaßt hatte. Der König empfand ſchwer genug dieſe Niederlage und forderte die Sachſen auf, in gebührender Weiſe die Schmach zu rächen, aber wirkungslos verhallten ſeine Worte bei der Abneigung, die ſie einmal gegen dieſen Krieg empfanden.

Der König hatte indeſſen Balduin überwunden und hätte jetzt ſelbſt den

polnischen Krieg angreifen können, wenn nicht gerade in diesem Augenblick innere Zerwürfnisse ausgebrochen wären, die, tief in die Verhältnisse seiner eigenen Familie eingreifend, zugleich die Ruhe des Reichs auf das Aeußerste gefährdeten. 1008.

Die Brüder der Königin strebten sichtlich darnach, die Regierung Heinrichs zu einer glanzvollen Erhebung ihres Geschlechtes zu benutzen; ihre Absichten fanden aber den entschiedensten Widerstand in der Anneigung des Königs gegen eine Hauspolitik, wie gegen jedes der Krone gefährliche Wachsthum der Geschlechter. Schon mit Unwillen hatte er es gesehen, als Dietrich, der tüchtigste Bruder der Königin, sich ohne seinen Willen und unter großen Unregelmäßigkeiten im Jahre 1006 des bischöflichen Stuhls von Metz bemächtigt hatte; aber als dieser nach dem Tode des Erzbischof Liudolf von Trier (um Ostern 1008) die Wahl seines jüngsten Bruders Adalbero, der fast noch im Knabenalter stand, in Trier durchsetzte, war der König fest entschlossen, sein Einsetzungsrecht nachdrücklich geltend zu machen und dem Ehrgeiz seiner Schwäger einen kräftigen Damm entgegenzusetzen. Trotz aller Bitten der Königin und des Herzogs Heinrich von Baiern verweigerte er ihrem Bruder die Investitur und übertrug das erledigte Erzbisthum dem Mezingaud, einem Geistlichen des Mainzer Erzstifts.

Aber Adalbero wollte sich im Vertrauen auf den Einfluß seiner Familie nicht fügen. Er bemächtigte sich der Pfalz in der Stadt, zwang die Lehnsmänner des Stifts ihm zu huldigen, gewann sich durch freigebige Vertheilung des Kirchenguts einen mächtigen Anhang, setzte Trier in Vertheidigungszustand und brach die Moselbrücke ab. Auch die Trierer gedachten ihr Wahlrecht zu schützen und schlossen sich ihrem erwählten Bischof an. Der König zog deshalb mit einem kleinen Heere, bald nach dem Pfingstfest 1008, das er in Köln gefeiert hatte, gegen seinen aufrührerischen Schwager und die empörte Stadt. Die Umgegend wurde verwüstet und die Stadt eng eingeschlossen; aber sie unterwarf sich dem Könige nicht, der alsbald nach dem Rhein zurückeilte, um größere Streitkräfte zu sammeln. Mit diesen rückte er von Neuem vor die Stadt, die er vom August bis zum November belagerte. Endlich mußten die Trierer sich fügen und die Stadt übergeben; nur die Pfalz hielt sich noch, obwohl der Hunger arg in ihr wüthete. Herzog Heinrich, schon den Verrath im Herzen, verheimlichte die Bedrängniß der Besatzung, die ihm nur zu gut bekannt war, gefliſſentlich dem Könige und vermochte ihn sogar, derselben freien Abzug zu gestatten. So war der Sieg des Königs nur ein halber.

1008. Als er die Stadt verließ und Megingaud zu weihen, Adalbero aber zu excommuniciren gebot, verſprachen die Trierer, was ſie nicht zu halten gedachten. Kaum war das Heer des Königs abgezogen, ſo nahmen ſie abermals Adalbero auf, der ſich auch während der folgenden Jahre in der Stadt behauptete, während des Königs Erzbiſchof ſeinen Sitz zu Coblenz aufſchlagen mußte.

Trier, kurz vorher von den Normannen heimgeſucht und kaum ſich erholend, hatte die ſchwerſten Verluſte erlitten. Und hätte es ſich nur um Trier gehandelt! Aber ſchon hatte ſich der unternehmende Dietrich von Metz offen auf die Seite ſeines Bruders und der Empörung geſtellt, und bald legte auch Herzog Heinrich, den der König in Lothringen zurückgelaſſen hatte, ſeine Untreue klar an den Tag. Das ganze Haus der Luxemburger war gegen den König in den Waffen; der innere Krieg griff immer mehr und mehr um ſich und erſchien um ſo bedenklicher, je weiter ſich die Familienverbindungen dieſes Hauſes durch Lothringen und den Elſaß erſtreckten. Vornehmlich wurde Lothringen der Schauplatz eines langen verheerenden Kriegs, und ſeufzend gedachte man dort der goldenen alten Zeiten.

Nachdem der König das Weihnachtsfeſt zu Pöhlde gefeiert und
1009. in der Faſtenzeit ſich wieder an den Rhein begeben hatte, eilte er nach Schwaben, um das obere Deutſchland vor einem Einfall Herzog Heinrichs zu ſchützen. Denn bereits ging dieſer mit dem Plan um, nach Baiern zurückzukehren, um auch hier den Aufſtand zu entzünden. Als der König Schwaben geſichert und zu Augsburg Oſtern gefeiert hatte, zog er im Mai nach Regensburg, wohin er einen großen Landtag beſchied. Obgleich die baierſchen Grafen und Herren dem Herzog Heinrich einen Schwur hatten leiſten müſſen, daß ſie innerhalb dreier Jahre ſich keinen anderen Herzog erwählen wollten — ein Gelöbniß, das ihnen der König ſtreng verwies —, brachte es doch der König durch Drohungen und Verſprechungen dahin, daß ſie dem Herzoge abſagten. Der Bruder der Königin wurde ſeiner Herzogthums entkleidet, und der König ſelbſt übernahm von Neuem die Verwaltung des Landes. Von Baiern begab ſich der König nach Sachſen, aber nicht um den Kampf mit dem Polen aufzunehmen, ſondern um vielmehr dort ein Heer zu ſammeln, das er nach Lothringen führen könnte. Selbſt die Liutizen mußten ihm hierhin folgen. Im Sommer zog er dann mit großer Heeresmacht gegen ſeine Schwäger aus und richtete den Hauptangriff diesmal gegen Metz, das Biſchof Dietrich vertheidigte. Auf das Entſetzlichſte litt die Umgegend der Stadt; die Häuſer daſelbſt wurden niedergebrannt, ein Kloſter von den heidniſchen Liutizen ge-

plündert, die Aecker zerstört und die Weinberge verwüstet. So 1009.
hoch stieg die Noth, daß 800 von den Dienstleuten des Stifts ohne Vorwissen ihrer Herren in die Ferne zogen und dort bettelnd ihren Unterhalt suchten. Dennoch ergab sich die Stadt nicht, und der König mußte endlich die Belagerung aufheben. Auch in anderen Gegenden Lothringens wurde in diesem Sommer und im Herbste gekämpft, wie bei Saarbrück, das der König einnahm. Auf beiden Seiten konnte man sich zuletzt des Sieges nicht rühmen, und ein Waffenstillstand auf längere Zeit beschloß die Kämpfe des Jahres, nach denen der König nach Sachsen ging, um abermals das Weihnachtsfest in Pöhide zu feiern.

Während dieser lothringischen Händei hatten sich auch in Sachsen alle Bande der Ordnung gelöst. Die gräueivollsten Fehden waren ausgebrochen, vor Allem in den östlichen Marken. Markgraf Werner von der Nordmark stand in alter Feindschaft mit einem Grafen Dedi, gegen den er jetzt aufs Neue die Waffen ergriff, ihn auf der Landstraße überfiel und erschlug. Markgraf Gunzelin von Meißen bekriegte sich mit seinen Neffen, dem Markgrafen Hermann und dessen Bruder Eckard. Mit dem Markgrafen Gero von der Ostmark lebten die sächsischen Bischöfe in Fehde und verwüsteten sein Land. Der Krieg mit Boleslaw schien fast vergessen. Stand dieser doch mit den sächsischen Herren aus früherer Zeit meist in enger Verbindung und mit Mehreren derselben sogar in naher Verwandtschaft; wie hätten sie da bei ihren Händeln untereinander sich in einen Kampf stürzen sollen, dessen Aufnahme sie niemals gewünscht hatten? Es ist keine Frage, daß Viele von ihnen mit dem Feinde des Reichs niemals ihre alten freundschaftlichen Verbindungen abbrachen; Mehrere waren dem Könige sogar wegen verrätherischer Umtriebe mit Boleslaw dringend verdächtig.

Darin lag die Stärke des Polen, daß er seines Volkes und Landes vollkommen Herr war, während Heinrich in seinem eigenen Reiche unabläßig mit widerstrebenden Gewalten zu kämpfen hatte, die theils mit dem äußeren Feinde im Einverständniß handelten, theils doch seine Erfolge erleichterten. Ungeachtet der weit überlegenen Streitkräfte Heinrichs wäre es der ungleichste Kampf gewesen, hätte er nicht andere Verbündete gefunden, die das unmittelbarste Interesse zu Gegnern des Polen machte. Es war außer den Böhmen und Liutizen, die den Ausbruch des Kampfes herbeigeführt hatten, vornehmlich der König Stephan von Ungern, der wohl mehr aus Furcht vor der wachsenden Uebermacht des siegreichen Nachbarn, als aus verwandtschaftlicher Zuneigung zu seinem Schwager die Waffen

1009. gegen den Polen ergriff. Die Beſchaffenheit unſerer Quellen verhindert uns, die Kämpfe Stephans im Einzelnen zu verfolgen, aber nur aus dieſen iſt erklärlich, daß Boleſlaw damals, wo ihm an den deutſchen Grenzen kaum irgendwo ein nennenswerther Widerſtand entgegentrat, nicht größere Fortſchritte machte. Er begnügte ſich, Bautzen und die lauſitziſchen Marken beſetzt zu halten, ohne die Elbe zu überſchreiten. Wahrſcheinlich wandte er ſeine Waffen damals hauptſächlich gegen die Ungern, denen er die Slowakei — wir wiſſen nicht genau zu welcher Zeit — entriß und ſo die Grenzen ſeines Reichs von den Karpathen ſüdlich gegen die Donau vorrückte.

1010. König Heinrich hatte beſchloſſen, die ihm von ſeinen Schwägern gegönnte Waffenruhe zu einem neuen ernſten Kampf gegen die Polen zu benutzen. Doch mußten zuvor Ordnung und Friede in den ſächſiſchen Marken hergeſtellt werden. Im Anfang des Jahrs 1010 wurde über den Markgrafen Werner Gericht gehalten, ſeine Mark ihm abgeſprochen und Bernhard, dem Sohne des früheren Markherzogs Dietrich, ertheilt. Bald darauf traf ein noch ſchwereres Geſchick den Markgrafen Gunzelin; wegen Landfriedensbruchs und auf die unerwieſene Anſchuldigung des Landesverraths wurde er in Ketten geworfen und Meißen bald darauf dem Markgrafen Hermann übertragen, der ſo die ganze Mark ſeines Vaters wieder vereinte. Markgraf Gero hielt der König für hinlänglich durch die Verwüſtung ſeines Landes beſtraft. Als ſo die Verhältniſſe der Marken von Neuem geordnet und ein Anſchlag Boleſlaws, ſich der Burg Meißen zu bemächtigen, vereitelt war, begab ſich der König nach Baiern, doch erließ er noch zuvor den Aufruf zu einem Kriegszuge gegen die Polen, zu dem ſich das ſächſiſche Heer im Auguſt ſammeln ſollte und an dem er ſelbſt Theil zu nehmen verſprach.

Zu der beſtimmten Friſt ſammelte ſich das ſächſiſche Heer bei Belgern an der Elbe; auch die Böhmen unter Herzog Jaromir ſtellten ſich ein. Der König übernahm ſelbſt die Leitung des Heeres. Ehe man ausrückte, verhandelte man noch einmal mit dem Feinde. Herzog Bernhard und der Propſt Walthard von Magdeburg wurden an Boleſlaw als Geſandte abgeſchickt, aber unverrichteter Sache kehrten ſie heim, da ſie den Feind unverzagt fanden. So ging denn das Heer des Königs über die Elbe und drang in die Lauſitz ein. Doch kaum hatte man die Grenze derſelben überſchritten und war bis an einen Ort Nameus Jarina gekommen, als der König und Erzbiſchof Tagino ſchwer erkrankten. Man hielt Rath, was zu thun ſei, und be-

schloß, der König sollte mit dem Erzbischof unter der erforderlichen 1010.
Bedeckung über die Elbe zurückgehen, der übrige Theil des Heeres
aber gegen die Oder verwüstend vordringen. Boleslaw hatte bereits
das Land bis zur Oder geräumt und hielt Glogau besetzt. Ungefährdet
kamen daher die Sachsen bis vor diese Feste, an der sie in guter Ord-
nung vorüberzogen, dann aber durch das Land der Milzener den Rück-
weg antraten. Die Polen verlangten im Vertrauen auf ihre überle-
gene Zahl nach einem Angriff; Boleslaw hemmte jedoch ihren kriegeri-
schen Ungestüm. „Das Heer, das ihr sehet," sagte er, „ist freilich
klein an Zahl, aber reich an tapferen und auserlesenen Kriegern.
Greife ich es an, so bleibe ich, siegend oder besiegt, für die Zukunft
gelähmt, der König wird aber bald ein neues Heer um sich sammeln."
So wurde der Heimzug des deutschen Heeres vom Feinde nicht be-
unruhigt. Nur heftige Regengüsse hielten ihn auf, doch kam man
ohne erhebliche Verluste bis an die Elbe. Die Böhmen zogen nach
Hause; die Sachsen setzten bei Strehla über den Strom und eilten
dann frohlockend nach Merseburg, wo sie der König, bereits von sei-
ner Krankheit genesen, freundlich empfing. Waren auch nicht große Septbr.
Siege gewonnen, so war doch Boleslaw noch einmal aus den Elbge-
genden, die er bereits als sein Eigenthum ansah, zurückgewiesen.

Den König beschäftigte der Gedanke, die zerstörten Burgen in der
Lausitz ungesäumt herzustellen, doch riefen ihn wichtige Geschäfte bald
nach anderen Seiten. Nachdem er das nächste Weihnachts- und Osterfest 1011.
in Franken verlebt und dann in Regensburg längere Zeit Hof gehal-
ten hatte, begab er sich im Anfange des Monats Juli nach Mainz,
wohin er einen Reichstag berufen hatte, auf dem er die Streitigkei-
ten mit seinen Schwägern völlig beizulegen hoffte. Soweit kam es
freilich auf dem Reichstage nicht, doch wurde abermals ein längerer
Waffenstillstand geschlossen, den die Luxemburger indessen schlecht genug
hielten. Als der Herzog Dietrich von Oberlothringen, der Bischof
Heimo von Verdun und andere Bischöfe von Mainz fortritten, wur-
den sie plötzlich bei Odernheim von den Luxemburger Brüdern Hein-
rich und Dietrich mit ihrem Anhange*) aus einem Hinterhalt über-
fallen und unter ihrem Gefolge ein gewaltiges Blutbad angerichtet.
Nur mit großer Gefahr entkamen die Bischöfe, während Herzog
Dietrich schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth und das Leben
nur seiner Verwandtschaft und früheren Freundschaft mit den Lurem-

*) Nach spätern Nachrichten soll auch Pfalzgraf Ehrenfried bei diesem An-
schlage mit den Luxemburgern verbündet gewesen sein.

1011. burgern dankte. Erst nach längerer Zeit ward er gegen Geißeln in Freiheit gesetzt. Dieser Streich der Schwäger des Königs, fast unter seinen Augen ausgeführt, bewegte alle Gemüther; noch ein Jahrhundert nachher erzählte man sich davon, und im Sprichwort wünschten sich Freunde, sie möchten niemals nach Odernheim kommen. Aber der
18. Juli. König, der sofort zu Tribur das unerhörte Ereigniß erfuhr, unterdrückte mit seiner ganzen Seelenstärke den Unmuth über das verwegene Unternehmen. Nicht gegen seine Schwäger, die er doch noch gütlich zu versöhnen hoffte, wollte er jetzt die Waffen ergreifen; seine Gedanken waren vielmehr auf die Beendigung des polnischen Krieges gerichtet.

Im Winter kehrte der König nach Sachsen zurück und beschäftigte sich sofort mit den Vorkehrungen zu einem neuen Feldzuge gegen
1012. Boleslaw. Noch im Januar ließ er Lebusa, eine alte Feste im Lausitzerlande,*) die König Heinrich I. hatte zerstören lassen, von sächsischen Kriegsmannen herstellen. Der Umfang der Stadt, die einst ein Hauptort der Wenden gewesen war, war sehr bedeutend, nur nothdürftig wurden deshalb die weiten Befestigungen erneuert und etwa tausend Mann als Besatzung in ihr gelassen; dennoch hoffte der König hier einen wichtigen Stützpunkt für weitere Unternehmungen gefunden zu haben. Anders dachten die Sachsen, die überdies nicht wenig entmuthigt wurden, als bald darauf Herzog Jaromir, bisher des Königs treuester Verbündeter, von seinem Bruder Udalrich entthront, sich nothgedrungen zu dem Polenherzog flüchtete. Aber der König betrieb unverzagt den Krieg, zugleich eifrig bemüht, sich noch vor Eröffnung desselben seine inneren Feinde zu gewinnen. Deshalb ging er jetzt noch einmal nach Lothringen, wo er das Osterfest zu Lüttich feierte, und wenigstens soweit brachte er es, daß Wege der Verständigung eröffnet wurden; ein großes Fest der Versöhnung hoffte er
6. Mai. bei der Einweihung des Bamberger Doms begehen zu können. Auch seine Schwäger berief er zur Feier des für ihn so glücklichen Tags; sie stellten sich ein, aber aufs Neue scheiterten seine friedlichen Absichten, vornehmlich, wie es scheint, an der Starrheit des Bischofs Dietrich, der sich mit Beschwerden gegen den König sogar an den Stuhl Petri gewandt hatte. Der König begab sich, nachdem er wohl Manchen seiner Gegner gewonnen, aber die Triebfedern des Aufruhrs nicht
Juni. gebrochen hatte, nach Sachsen zurück. Er sah, es bedurfte noch eines neuen Kampfes in Lothringen, um sich seine Schwäger zu unterwer-

*) Jetzt ein Dorf zwischen Dahme und Schlieffen; man sieht noch heute dort Reste der alten Wälle.

fen; eines Kampfes, an dem er sich selbst betheiligen müsse. Um so 1012.
geneigter zeigte er sich daher alsbald, auf Friedensunterhandlungen einzugehen, zu denen Boleslaw jetzt selbst die Hand bot. An einem Orte, der Sciciani genannt wird, hatte Walthard, so eben nach Taginos Tode zum Erzbischof von Magdeburg ernannt, eine Zusammenkunft mit dem Polen; die Verhandlungen scheiterten indessen auch diesmal, wir wissen nicht aus welchem Grunde.

Im Sommer 1012 mußte so der König gegen seine Schwäger und gegen den Polen zu derselben Zeit aufs Neue die Waffen ergreifen. Er selbst begab sich nach Lothringen; als Statthalterin in Sachsen ließ er seine Gemahlin zurück und übertrug die Führung des Heers dem Erzbischofe Walthard. Der Krieg in Lothringen drehte sich abermals, wie im Jahre 1009, um die Belagerung von Metz. Eng wurde die Stadt vom König eingeschlossen gehalten, und die Noth in derselben stieg endlich zu solcher Höhe, daß sie sich dem Könige ergab. Die Freude über diesen Erfolg stimmten indessen die Nachrichten, die der König vor Metz aus Sachsen empfing, bedeutend herab. Gegen Ende des Monats Juli hatte sich das sächsische Heer bei Belgern an der Elbe gesammelt, aber unter Vorzeichen der übelsten Art. Erzbischof Walthard erkrankte unerwartet und starb bald darauf; der 12. August.
Gesinnung des neuen Böhmenherzogs glaubte man nicht trauen zu dürfen; der Bund mit den Liutizen löste sich; Manche der Sachsen selbst, wie der abgesetzte Markgraf Werner und Eckard, der Bruder des Markgrafen Hermann, standen offenkundig mit dem Polen im Bunde. Da sank selbst den Besten der Muth, und das Heer löste sich auf, ehe es noch die Elbe überschritten hatte. Indessen fiel Boleslaw aufs Neue in die Lausitz ein und belagerte Lebusa. Da die Elbe plötzlich weit austrat, schien es den Sachsen unmöglich, die Burg zu entsetzen; sie wurde am 20. August erstürmt, geplündert, in Brand gesteckt und die ganze Besatzung niedergehauen. Das Lausitzer und Milzenerland fiel wieder vollständig in die Hände der Polen; die Sachsen begnügten sich Meißen und das Elbufer zu sichern.

Im September kehrte der König nach Sachsen zurück und ordnete sogleich mit fester Hand die zerrütteten Verhältnisse der Seinen. Mit den Liutizen stellte er auf einem Landtage zu Arneburg das gute Vernehmen her. Der schwächliche Herzog Jaromir, der sich von dem Polen jetzt zu dem Könige flüchtete, fand am Hofe nicht die erwartete Aufnahme. Es wurde ihm zum Verbrechen gemacht, daß er eine baiersche Kriegsschaar, die ihm zur Bedeckung übergeben war, ohne Wissen des Königs hatte niedermetzeln lassen, weil sie sich mit

1012 dem Polen verſtändigt halte; auf dieſe Beſchuldigung hin, wurde er ſeines Herzogthums entkleidet und nach Utrecht in Haft gebracht. Sein Bruder Udalrich, von dem ſich der König ein kräftigeres Regiment verſprach, wurde nach Merſeburg beſchieden und hier mit der Herrſchaft belehnt, die er ſich eigenmächtig angemaßt hatte. Man verwunderte ſich über dieſe auffällige Entſcheidnng des Königs. Man ſtaunte und murrte auch über ſeine Strenge, als er jene ſächſiſchen Herren, die ſich mit Boleſlaw verbündet hatten, mit der Acht belegte. Aber die Ordnung kehrte zurück, und zugleich wurden neue ausgedehnte Rüſtungen gegen Boleſlaw betrieben.

Indeſſen hatte der König eine große Synode auf den 11. November nach Coblenz berufen, um nun auch mit geiſtlichen Waffen ſeine inneren Feinde zu bekämpfen. Er ſelbſt begab ſich in die Mitte der Biſchöfe, und dieſe beſchloſſen, was er von ihnen verlangte. Dem Biſchof Dietrich wurde bis zu ſeiner Unterwerfung das Meſſeleſen unterſagt und alle Rebellen mit dem Banne bedroht, wenn ſie dem Könige noch ferner den Gehorſam verſagten. Der Verluſt von Metz und dieſer Beſchluß der Synode brachten endlich in der That Dietrich und ſeine Genoſſen zur Beſinnung. Sie baten, vor dem König erſcheinen und ſeine Gnade nachſuchen zu dürfen. Er beſchied ſie nach Mainz vor ſeinen Richterſtuhl, wo ſich auch Einige von ihnen ſtellten, Verzeihung erbaten und erhielten; ſelbſt Biſchof Dietrich machte ſeinen Frieden mit dem Könige. Einzelne der Rebellen beugten ſich freilich auch jetzt noch nicht, aber ſie verkrochen ſich ſcheu in den Winkel und erregten für den Augenblick kaum ernſte Beſorgniſſe.

Der Sieg des Königs über die Aufſtändigen wirkte ſofort auf den Polen zurück. Eine Friedensgeſandtſchaft deſſelben ſtellte ſich unerwartet vor Heinrich ein, als er das Weihnachtsfeſt nach ſeiner Sitte zu Pöhlde beging. Boleſlaw wollte jetzt aufrichtig eine Verſtändigung; nicht minder der König, der eben damals den Gedanken zum Römerzuge mit Lebendigkeit ergriffen hatte. So führten die Unter-
1013 handlungen diesmal ſchnell zum glücklichen Ziele. Schon im Februar erſchien Mieczislaw, der Sohn des Polenherzogs, zu Magdeburg am Hoflager des Königs, um ihm den Lehnseid zu leiſten. Nach einer langwierigen Krankheit, die Heinrich damals überſtand, begab er ſich nach
24 April. Grona, wohin er einen Reichstag berief, auf dem er die Vorkehrungen für ſeinen Römerzug traf. Dann kehrte er in die öſtlichen Gegenden zurück und feierte das Pfingſtfeſt zu Merſeburg. Hier trat Herzog Boleſlaw ſelbſt vor das Angeſicht des Königs. Im feſtlichen Aufzuge trug der kühne Pole, der ſo oft ringsum ſeine Feinde zu Paaren ge-

trieben hatte, dem deutschen König abermals das Schwerdt zur Kirche 1013
vor. Große Geschenke brachte er dem Könige dar; größere empfing er als Gegengabe und überdies jene Länder, nach deren Besitz er lange getrachtet hatte, das Lausitzerland und das Land der Milzener, als Lehen des Reichs. Sie gingen so zwar nicht dem Reiche, wohl aber den Deutschen verloren; ein sechsjähriger Krieg hatte ihnen jetzt entwunden, was der Posener Friede ihnen einst noch beließ. Es war nicht der erwünschteste Ausgang des Kampfes, das entging dem Könige nicht; aber unmöglich war es bei der Lage des Reichs und der Unlust der Sachsen an diesem Kriege mehr zu erreichen.

Als die beiden alten Gegner, die rüstigsten Kriegsfürsten ihrer Zeit, in Merseburg schieden, wandten sich ihre Wege weit auseinander. Boleslaw zog gegen den russischen Zaren; Heinrich wandte seine Schritte über die Alpen, um von dem Nachfolger des heiligen Petrus die Kaiserkrone zu empfangen.

7.

Heinrichs II. Römerzug und Kaiserkrönung.

Im Jahre **1008** erschien einst, wie erzählt wird, dem Könige ein merkwürdiges Traumgesicht. Es war ihm, als sei er im Kloster des heiligen Emmeram zu Regensburg und bete am Grabe seines alten Lehrers, des Bischofs Wolfgang; dieser selbst aber trete zu ihm und verweise ihn auf eine Schrift an der nahen Wand. Hier standen nur die zwei Worte geschrieben: „Nach sechs!“ Nach sechs Tagen, glaubte der König, würde er sterben, und widmete sich ganz frommen Werken. Aber die sechs Tage gingen vorüber, ohne daß ihn ein Unfall betraf; ebenso sechs Monate und sechs Jahre. Als zum siebentenmal der Jahrestag jenes Traums wiederkehrte, wurde Heinrich in Rom zum Kaiser gekrönt.

So unvermuthet, wie ihm, war diese Erfüllung des Traums seinen Zeitgenossen, die dem schwächlichen und kränkelnden Mann nur ein kurzes Leben geweissagt hatten. Mit höhnischer Freude hatten seine Feinde oft verkündet, der König könne unmöglich lange regieren und werde niemals die Kaiserkrone gewinnen. Nun regierte er

1013. ſchon im zwölften Jahre und ſtieg rüſtig zu den Stufen des kaiſerlichen Throns hinan.

Was aber war es, was ihn gerade damals, als er den Polenkrieg kaum beendigt, die inneren Feinde noch nicht vollſtändig unterworfen hatte, bewog nach Rom zu ziehen, um eine Krone zu ſuchen, nach der er bis dahin ſich wenig lüſtern gezeigt hatte? Unfehlbar wirkten auf ſeinen Entſchluß ebenſoſehr die Verhältniſſe Italiens ein, als die innere Lage Deutſchlands.

Wie ſchwere Kämpfe er auch zu beſtehen hatte; er war bisher entſchieden im Uebergewichte geblieben. Boleſlaw hatte ſich aufs Neue als ſein Vaſall bekannt; ſeine inneren Gegner waren theils überwältigt, theils hatten ſie wenigſtens für den Augenblick die Waffen niedergelegt; überdies war in ſeinem Dienſt bereits ein neues Geſchlecht emporgekommen, das in ſeinem eigenen Intereſſe die königliche Sache vertreten mußte. Gerade in den letzten Jahren hatte der König Gelegenheit gefunden, die erſten weltlichen und geiſtlichen Würden des Reichs mit Männern ſeiner Wahl zu beſetzen. Im Februar 1011 waren raſch nach einander der Herzog Bernhard I. von Sachſen und Erzbiſchof Willigis von Mainz geſtorben. Sachſen ging von Herzog Bernhard auf ſeinen gleichnamigen Sohn über, auf dem ſich die Treue des Vaters gegen den König zu vererben ſchien. Zu Willigis Nachfolger wurde der Abt Erkanbald von Fulda beſtellt, ein ſtiller Mönch, der ſich zu beſcheiden wußte. Noch in demſelben Jahre ſtarb Herzog Konrad von Kärnthen, der ſieben Jahre lang nach dem Tode ſeines Vaters Otto das Herzogthum bekleidet hatte. Konrad hinterließ einen gleichnamigen Sohn, der aber noch im Knabenalter ſtand. Nicht dieſem, ſondern wider ſeine Gewohnheit einem Manne aus einem andern Hauſe übertrug der König das erledigte Herzogthum. Adalbero aus dem Geſchlecht der Eppenſteiner, deſſen von ſeinem Vater Markward ererbte Grafſchaften im Mürzthale lagen, wurde der neue Herzog von Kärnthen. Schon ſeit einer Reihe von Jahren hatte er eine Markgrafſchaft im öſtlichen Kärnthen bekleidet und durch die Gunſt Ottos III. und Heinrichs II. große Schenkungen und Lehen gewonnen. Seine Gemahlin war die Tochter des Herzogs Hermanns II. von Schwaben, eine Schweſter der Wittwe des ebenverſtorbenen Konrad. Im Jahre 1012 ſtarb auch der junge kinderloſe Herzog Hermann III. von Schwaben. Mit ihm endete der Mannsſtamm jenes fränkiſchen Hauſes, das einſt König Heinrich I. mit Schwaben belehnte und das ſich dort unter vielen Wechſelfällen doch zuletzt im Herzogthum behauptet hatte. Es lebten noch mehrere Schweſtern Herzogs Hermanns III.; außer

Brigitta, der Gemahlin Adalberos, und außer Mathilde, die sich nach 1013.
dem Tode Herzog Konrads in zweiter Ehe mit Graf Friedrich, dem Sohn des Herzogs Dietrich von Oberlothringen, vermählte, lebte noch Gisela, die älteste Schwester, vermählt mit dem ritterlichen Babenberger Graf Ernst, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Oestreich. Diese Frauen, die Basen des Königs, hatten durch ihren vom Vater ererbten Reichthum, durch ihren Einfluß am Hofe und vor Allem durch ihre Ansprüche an die burgundische Erbschaft eine große Bedeutung. Es war Gisela, die ihrem Gemahl damals das Herzogthum Schwaben gewann; Herzog Ernst, ein gedemüthigter und versöhnter Gegner des Königs, zeigte sich dieser Auszeichnung würdig. Bald danach erlosch mit Herzog Otto von Niederlothringen der Mannsstamm der Karolinger; durch seinen Tod wurde abermals ein Herzogthum erledigt, das überdies bei den besonderen Verhältnissen des Königs von der größten Wichtigkeit war. Er übertrug es dem tapferen Gottfried von Verdun, einem Bruder jenes Grafen Friedrich, der die Welt verlassen und die Cluniacenser nach Lothringen geführt hatte. Ein anderer Bruder, Hermann, war damals Graf von Verdun und entsagte später ebenfalls der Welt; der vierte Bruder Gozelo war Graf von Antwerpen. Dieses Geschlecht wurde jetzt weithin das mächtigste Lothringens und eine der kräftigsten Stützen der königlichen Sache. Um dieselbe Zeit erhob der König, da die erzbischöflichen Stühle von Magdeburg und Hamburg erledigt wurden, gegen den Willen des Klerus und der Stiftsvasallen seine Kapellane Gero und Unwan auf diese ersten Bischofssitze des sächsischen Landes. Beide waren Sachsen von Geburt, aber ganz in die Reichspolitik Heinrichs eingeweiht; Unwan von Bremen stand überdies als Neffe des Bischofs Meinwerk von Paderborn in weitläuftiger Verwandtschaft mit dem Könige.

So gewiß durch diese Ernennungen und Belehnungen die Absichten des Königs für das Reich mannigfache Förderungen fanden, so gewiß erweckten sie ihm doch zu seinen alten Feinden manche neue. Was in Kärnthen geschehen war, mußte ihm die Nachkommenschaft des Herzogs Otto, das erste Geschlecht des rheinischen Frankens, vollends entfremden. Die Erhebung Gottfrieds von Lothringen reizte nicht nur aufs Neue die luxemburgischen Brüder und ihren mächtigen Schwager, den reichen Grafen Gerhard, dessen Güter und Lehen sich weithin durch ganz Lothringen und den Elsaß erstreckten, sondern verfeindete ihn auch mit der Nachkommenschaft der ersten Landesherzöge, die in dem Grafen Lambert von Löwen ihr Oberhaupt hatte. Es

1013. war vorauszusehen, daß diese neue Ordnung der Dinge abermals zu schweren inneren Kämpfen führen würde. Wie wenig aber der königliche Name genügte, um die widerstrebenden Mächte Deutschlands dauernd im Zaum zu erhalten, hatten die letzten Jahre hinreichend gezeigt. Es bedurfte daher für den König einer glanzvolleren Stellung, einer höheren Weihe, neuer Auspicien, wenn die deutsche Krone wieder so hell leuchten sollte, wie einst in den Tagen Ottos des Großen. Ohne den Glanz des Kaiserthums war einmal der deutsche Adel nicht dauernd zu beherrschen, wie, ohne sich des Papstthums zu versichern, der König auch seine gebietende Stellung über den Klerus nicht sicher behaupten konnte. So war es vor Allem die Lage Deutschlands selbst, die den König zum Römerzug trieb.

Aber auch die Verhältnisse Italiens selbst riefen Heinrich über die Alpen. So tief der erste Zug des Königs nach der Lombardei Arduin gedemüthigt hatte, war dieser doch nicht vernichtet und hatte sich, sobald die Deutschen die lombardischen Städte geräumt hatten, wiederum den Augen der Welt gezeigt. Allmählich gewann er hier und da von Neuem Anerkennung; vor Allem in Pavia, das die Herrschaft der Deutschen am Tiefsten haßte. Aber zu einer gesicherten Herrschaft brachte es Arduin doch nicht wieder. Die mächtigsten Bischöfe stellten sich jetzt in die Mitte der streitenden Parteien und benutzten die Verwirrung, um sich selbst zu größerer Selbstständigkeit zu erheben. So der Erzbischof Arnulf von Mailand und der Erzbischof Adalbert von Ravenna, der ohne königliche Genehmigung seine Würde nach Friedrichs Tode gewonnen und selbst dann behauptete, als König Heinrich seinen Halbbruder Arnold, einem natürlichen Sohn Herzog Heinrichs, das erledigte Erzbisthum übertragen hatte. Die kleineren Bischöfe der Lombardei, am Meisten von Arduin bedrängt, suchten dagegen eine Stütze jenseits der Alpen zu finden; sie waren die treuesten Anhänger Heinrichs und stellten sich häufig an dessen Hofe ein. Ergebene Anhänger fand Arduin vornehmlich unter dem Adel. Die kleinen Vasallen des Landes hatten von jeher ihr Interesse mit seiner Sache verbunden, aber auch unter den mächtigsten Herren zählte er Freunde. So stand ein Sohn jenes Markgrafen Otbert, der einst Otto I. den Weg nach Rom bereitet hatte, Otbert II. nebst seinem ganzen Hause mit Arduin in geheimer Verbindung. Dieser Otbert, einer der Voreltern des ruhmreichen Hauses Este, führte den Titel eines Pfalz- und Markgrafen; seine Besitzungen erstreckten sich weit durch die Lombardei und Toscana; in Mailand und Genua standen ihm die letzten Reste der gräflichen Gewalt

zu, und nach dem Tode Herzog Hugos war auch das Markgrafen- 1013
thum in Tuscien an Adalbert III., einen Verwandten seines Hauses, gefallen. Aber schon wurde die Macht des weltlichen Adels in Italien nicht allein durch die bischöfliche Hoheit, sondern auch durch den nicht mehr zu hemmenden Freiheitsdrang der Bürgerschaften beschränkt; schon stiegen namentlich die toscanischen Städte zu einer Macht und einem Reichthum, welcher die Markgrafen immer mehr in den Schatten stellte. Pisa wetteiferte im Handel bereits mit Amalfi und Venedig und vertheidigte sich mit eigener Macht gegen die Angriffe der Sarazenen. Als Pisas Nebenbuhlerin glänzte Lucca, der Sitz des Markgrafen. Auch Luni war eine blühende Handelsstadt, und Florenz kam eben empor. Mit den toscanischen Städten wetteiferte Genua, am Meisten vorgeschritten in bürgerlicher Freiheit, mit seinen Schiffen die See bedeckend. Alle diese Städte, die von der Uebermacht des Adels vor Allem für ihre junge Freiheit zu fürchten hatten, hielten damals beharrlich zu König Heinrich; keine größere Stadt jenseits des Apennin erkannte Arduins Herrschaft an. Wunderbarer Zustand, in dem sich Italien befand! Zwei Könige beherrschten dem Namen nach das Land, und indessen führte der Erzbischof von Mailand auf eigene Hand sein Heer gegen Asti, um das Gebiet der Stadt zu verwüsten, und die toscanischen Städte schlugen bald untereinander, bald gegen die Araber blutige Schlachten.

Und welche Stellung nahm endlich Rom in diesen Zeiten ein? Als Otto III. starb, war es in vollem Aufstande, aber nichtsdestoweniger erhielten sich die äußeren Formen, die er geschaffen. Das Patriciat und die Präfectur dauerten fort, nur daß der alte engherzige Geist des römischen Stadtadels sofort diese Formen erfüllte. Johannes Crescentius, der Sohn des von Otto III. enthaupteten Crescentius, bemächtigte sich des Patriciats. Aber die nahe Macht Arduins fürchtend und das Schicksal seines Vaters bedenkend, hütete er sich doch den Zorn des deutschen Königs zu reizen. Er erkannte Heinrich als den Kaiser der Zukunft an, ehrte ihn durch Gesandtschaften und Geschenke, suchte aber ängstlich zu verhüten, daß er jemals seine Schritte nach Rom lenke. Hatten die allgemeinen Interessen der abendländischen Kirche die letzten Päpste erhoben, so waren es nun abermals die kleinlichsten Rücksichten, welche bei der Besetzung des Stuhls Petri entschieden. Auf Papst Silvester II., der am 12. Mai 1003 bald nach seinem kaiserlichen Zöglinge starb, folgten rasch nacheinander Johann XVII. XVIII. und Sergius IV., sämmtlich Römer von Geburt. Wir wissen wenig mehr von ihnen, als daß sie willig Werkzeuge des

1013 Patricius waren oder doch es sein mußten. Als dann im Jahre 1012 Papst Sergius IV. und Crescentius bald nacheinander starben, erhob sich eine Adelsfaction in Rom, welche die Herrschaft der Crescentier zu brechen suchte; an ihrer Spitze standen die Grafen von Tusculum. Bei der Wahl des neuen Papsts theilten sich sofort die Stimmen. Die Mehrzahl entschied sich für Benedict, den Sohn des Grafen Gregor von Tusculum, einen klugen und hochbegabten Priester, dem die Macht seines Hauses als Stütze diente; die Partei der Crescentier warf dagegen einen unbedeutenden Menschen, mit Namen Gregor, zum Papste auf. Ein Kampf entspann sich in der Stadt zwischen den beiden Päpsten; das Glück entschied für Benedict VIII., der nach der alten Sitte geweiht und gekrönt wurde. Mit der Kriegsmannschaft seines Hauses brach er dann die meisten Burgen der Crescentier und stellte die päpstliche Herrschaft im römischen Gebiet her. Mit seinen Brüdern Romanus und Alberich, die sich Consuln, Herzöge und Senatoren der Römer nannten, theilte er die Macht in der Stadt. Das Patriciat war seiner Bedeutung nach von den Crescentiern auf die Tusculaner übergegangen, wenn sie gleich den Namen desselben nicht annahmen.

Indessen hatte sich der Gegenpapst flüchtig an den Hof des deutschen Königs begeben. Weihnachten 1012 empfing ihn Heinrich zu Pöhlde. Er versprach demnächst nach Rom zu kommen, um dort die Sache nach den Bestimmungen der Kirche zu entscheiden, verbot aber dem Flüchtling inzwischen alle Amtshandlungen und nahm ihm das päpstliche Kreuz, das Abzeichen seiner Würde. Seitdem waren Heinrichs Gedanken in der That auf die Romfahrt gerichtet, doch war er nicht von fern gewillt, sich für das gedemüthigte Geschöpf der Crescentier mit dem zu Rom anerkannten Papste in einen Kampf zu stürzen. Vielmehr sandte er alsbald den Bischof Walter von Speier nach Rom, um mit Benedict VIII. über die Kaiserkrönung zu unterhandeln. Walter führte seine Sache mit Geschick. Benedict, schon im Besitze Roms, wurde von Heinrich als der rechtmäßige Nachfolger Petri anerkannt und erbot sich dagegen, dem Könige die Thore Roms zu öffnen und ihn in St. Peter zum Kaiser zu krönen. Durch Vertrag und Eide sicherte sich der Papst wie der König. In ähnlicher Weise, wie einst Otto der Große, sollte Heinrich zur Kaiserkrone gelangen.

Nachdem der König im Sommer 1013 noch einmal die rheinischen Gegenden besucht hatte und gegen den Herbst nach Sachsen zurückgekehrt war, eilte er mit seiner Gemahlin nach dem oberen Deutsch-

land, wo sich das Heer zum Römerzuge sammelte. Es war nicht 1013.
sehr zahlreich und fast ganz von den Bischöfen aufgebracht, aber es schien ausreichend, um einen italienischen Feind zu bekämpfen, zumal die Ritter dem Könige treu ergeben und alle guten Muthes waren. Im Winter überstieg man, ohne irgend einem Widerstand zu begegnen, die Alpen. Arduin, dem nach einer neuen Begegnung mit einem deutschen Heere nicht gelüstete, hatte sich in eine seiner Festen zurückgezogen und demüthigte sich so tief, daß er gegen eine Grafschaft in Heinrichs Reiche der Herrschaft Italiens für sich und seine Kinder zu entsagen versprach. Mit Verachtung wies unser König das feige Anerbieten zurück.

Pavia, wie ergrimmt auch immer gegen die deutsche Herrschaft, öffnete der furchtbaren Rache Heinrichs gedenkend, ihm ohne Zögern die Thore. Hier feierte der König das Weihnachtsfest; von allen Seiten strömten die Bischöfe und Aebte Italiens herbei, die in dem Deutschen ihren Beschützer gegen die Gewaltthaten der heimischen Herren sahen. Als Beschützer der Kirche vor Allem trat Heinrich auf. Die strenggesinnte Partei des Klerus knüpfte an seine Erscheinung die größten Hoffnungen; stellte sich doch auch Odilo, der Abt der Aebte, der Mittelpunkt aller reformatorischen Bestrebungen, an Heinrichs Hofe abermals in Pavia ein und blieb fortan der unzertrennliche Begleiter des Königs auf diesem Zuge.

Ohne Arduins weiter zu achten, setzte Heinrich seinen Zug nach 1014.
Ravenna fort, wohin ihm Papst Benedict entgegenkam. Eine große Synode wurde hier im Januar vor Kaiser und Papst gehalten; viele Uebelstände der Kirche wurden gerügt, alte Wunden geheilt, missachtete Ordnungen in Erinnerung gebracht. Der Eindringling Adalbert mußte den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna räumen und des Königs Bruder Arnold wurde auf denselben zurückgeführt. An alle Bischöfe und Aebte Italiens erging ein Befehl, Verzeichnisse über die ihnen entfremdeten Kirchengüter einzureichen und anzugeben, wie und wann sie dieselben verloren hätten und in wessen Händen sie sich zur Zeit befänden.

Nachdem sich die Synode aufgelöst hatte, eilte Papst Benedict dem Könige voraus nach Rom, wo er ihm den glänzendsten Einzug bereitete. Als er an den Stufen der Peterskirche den König empfing, überreichte er ihm als Geschenk einen goldenen Reichsapfel, ein Bild der beherrschten Welt, von kostbaren Edelsteinen in sich schneidenden Kreisen eingefaßt und auf der oberen Seite mit einem strahlenden Kreuze geschmückt. Heinrich verstand den Sinn des Kreuzes auf dem

1014. Reichsapfel und faßte die Bedeutung der Edelsteine als Symbol der christlichen Tugenden. Er betrachtete das Geschenk und sagte zum Papst: „Ein sinnreiches Werk, heiliger Vater! Du hast mir damit unter der Hand eine Lehre geben wollen, wie ich zu regieren habe.“ Darauf befahl er den Apfel mit anderen Geschenken seiner Huld nach Cluny zu bringen; für die Mönche dort, äußerte er, welche der Hoffart der Welt den Rücken gewendet und auf des Heilands Kreuz allein ihre Blicke zu richten hätten, eigne sich solches Geschenk mehr, als für ihn, der in die Kämpfe der Welt versetzt sei.

Am 14. Februar fand die feierliche Krönung Heinrichs und Kunigundens in St. Peter statt. Im glänzenden Zuge begaben sich beide zum Dom, rechts und links von zwölf römischen Großen umgeben. Einen mystischen Sinn legte man in die Zwölfzahl, wie in die Art des Aufzugs; sechs gingen in jugendlicher Tracht mit geschorenem Barte, sechs dagegen ungeschoren und auf Stäben gestützt. An der Pforte der Kirche trat der Papst, von dem römischen Klerus umgeben, dem königlichen Paare entgegen und fragte den König, ob er ein treuer Schutzherr und Schirmvogt der römischen Kirche sein und ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen Treue beweisen wolle. Als es der König bejahte, öffneten sich die Thore des Heiligthums für ihn und seine Gemahlin. Beide empfingen sodann nach dem alten Brauche der Vorfahren die heiligen Weihen und die kaiserlichen Kronen. Die Krone, die Heinrich bisher als König zu tragen pflegte, brachte er auf dem Altare des h. Petrus dar, wo sie über demselben zum bleibenden Andenken aufgehängt wurde. Daß Heinrich andere Geschenke zugleich dem Stuhle Petri gemacht habe, wird nicht überliefert; doch gedachte er, wie bereits erwähnt ist, noch am Tage der Krönung des Bisthums Bamberg und tauschte einige Besitzungen des Papsts in Deutschland ein, um sie seiner Lieblingsstiftung zu übergeben. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Heinrich die Rechte des Papsts über das Exarchat in allgemeinen Ausdrücken anerkannt haben wird; aber dies hinderte ihn nicht, wenig später seinen Bruder Erzbischof Arnold mit der Stadt Ravenna und den Grafschaften im Exarchat zu belehnen, die früher bereits Gerbert und ohne Zweifel auch dessen Nachfolger innegehabt hatte.

Recht und Ordnung in Rom herzustellen, ließ der Kaiser seine erste Sorge sein. Wie die geistlichen Angelegenheiten auf einer Synode geordnet wurden, so die weltlichen auf großen Tagfahrten vor Kaiser und Papst. Mit seinen und Benedicts Kriegsleuten brach Heinrich die Burgen des übermüthigen Adels in der Campagna und half dem

Papste die Reste der crescentischen Partei unterdrücken. Endlich wal- 1014
tete wieder einmal eine starke Hand über dem verwilderten Treiben des römischen Adels; es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich Unmuth und Widerstandslust in ihm regten. Am 22. Februar kam es zum Ausbruch einer Empörung. An die Spitze derselben stellten sich drei vornehme Lombarden, Hugo, Azo und Ezelin, die Söhne des Markgrafen Otbert. Auf der Engelsbrücke entspann sich der hartnäckigste Kampf zwischen den Aufständigen und den Deutschen. Erst die Nacht trennte den Kampf, der Vielen auf beiden Seiten das Leben gekostet hatte und sich mit dem Anbruche des Tages erneuerte. Da aber entschied sich der Sieg für die Deutschen; die Führer des Aufstands, jene drei Brüder, fielen in ihre Hände, und der Kaiser verurtheilte sie mit vielen gefangenen Römern zur Verbannung auf deutschen Boden.

Die Befürchtung lag nahe, daß sich Markgraf Otbert jetzt mit seinem ganzen Anhange offen für Arduin erklären und dem Kaiser in der Lombardei ein schlimmes Spiel bereiten würde. Der Kaiser verließ deshalb eiligst Rom und kehrte durch Tuscien nach der Lombardei zurück, wo er das Osterfest zu Pavia feierte. Arduin hatte sich indessen nicht zu regen gewagt, und selbst Otbert, obwohl ihm der Kaiser die Pfalzgrafschaft nahm und dem Grafen Otto von Lomello übertrug, verhielt sich ruhig. Ohne Gefahr glaubte der Kaiser Italien verlassen zu können. Nachdem er noch die alte reiche Abtei Bobbio in eine bischöfliche Kirche verwandelt und so auch für Italien ein neues Bisthum gestiftet hatte, trat er den Rückweg an. Am 21. Mai war er zu Verona und feierte das Pfingstfest bereits zu Bamberg.

Trotz des Gewinns der kaiserlichen Krone und gewaltiger Schätze, die Heinrich aus Italien heimbrachte, war der Eindruck, den der Römerzug auf die Deutschen gemacht hatte, nicht eben der günstigste gewesen. Man fing schon an über die Opfer an Menschenleben nachzudenken, welche die Züge nach dem Süden kosteten; man empfand den Gegensatz der Nationen und ahnete, daß die deutsche Herrschaft unter den Italienern doch nie recht feste Wurzeln schlagen würde. „Die Bewohner jenes Landes," sagt Thietmar, „sind unserer Natur fremd; Hinterlist und Tücke sind bei ihnen im Schwange; wenig Liebe begegnet dort den Fremden, der alle seine Bedürfnisse theuer bezahlen muß und meist doch noch betrogen wird. Und wie Mancher findet dort seinen Tod durch Gift!"

Obwohl der Kaiser zahlreiche Gefangene über die Alpen geführt und von den lombardischen Städten Geißeln als Bürgschaft ihrer Treue mitgeschleppt hatte, erhob sich doch, nachdem er kaum den Rü-

1014. cken gewandt hatte, von Neuem der Aufstand. Markgraf Otbert und einige andere Große des Landes ergriffen jetzt offen für Arduin die Waffen. Ein neuer Sturm brach los, der sich zunächst gegen die deutschgesinnten Bischöfe richtete. Bischof Leo wurde aus Vercelli vertrieben, aus Novara der Bischof Peter, der sich unter den größten Drangsalen zum Kaiser nach Deutschland flüchtete; auch Como und andere Städte fielen in Arduins Hände. So gewaltig aber das Unwetter auch war, brauste es doch schnell vorüber. Es gelang Bischof Leo alsbald seine Stadt wiederzuerobern. Arduin sah sich unvermuthet aufs Neue ringsum von Feinden umgeben. Müde der unruhigen und erfolglosen Kämpfe, krank an Leib und Seele, begab er sich endlich in das Kloster Fruttuaria bei Turin, legte hier die königlichen Insignien auf dem Altare nieder, ließ sich den Bart scheeren und nahm die Tracht der Brüder an. Etwa ein Jahr später, am 14. December **1015**, starb er in diesem Kloster. Ueber Arduins Gefährten hatte der Kaiser ein strenges Gericht ergehen lassen; wenn er ihnen auch das verwirkte Leben schenkte, so wurden ihnen doch ihre Güter und Lehen genommen und Viele überdies aus der Heimath verbannt. Die Zeit der Gnade und einer versöhnlicheren Stimmung ließ indessen nicht allzu lange auf sich warten. Die Verbannten wurden allmählich sämmtlich entlassen und kehrten nach Italien zurück; Viele erhielten selbst einen großen Theil ihrer Güter und Lehen wieder. So auch Markgraf Otbert und seine Söhne, von denen zuletzt Ezelin nach langer Haft auf Giebichenstein am 25. Januar **1018** in Freiheit gesetzt wurde.

Seitdem wurde Heinrichs Herrschaft in Italien nicht mehr angefochten. Das Regiment übte er dort durch deutsche Sendboten, die jetzt dauernd in den größeren Städten der Lombardei, Tusciens und des Exarchats ihren Sitz nahmen. Durch fortwährende Begünstigungen der Bischöfe suchte der Kaiser den Uebermuth des weltlichen Adels in Schranken zu halten; die Besetzung der Bisthümer nahm er auch hier als sein unantastbares Recht in Anspruch und brachte eine nicht geringe Zahl deutscher Geistlicher aus seiner Kapelle in die italischen Bisthümer. Häufig mußten die Großen Italiens zu den Hof- und Reichstagen des Kaisers über die Alpen kommen; auf deutschem Boden entschied er ihre Streitigkeiten, nahm er die Investituren und Belehnungen für Italien vor und stellte die Gesetze für sein Reich jenseits der Alpen fest. Deutschland war wieder zum Mittelpunkt der Kaiserherrschaft geworden.

8.

Der letzte Krieg mit Boleſlaw Chrobry.

Die vollſtändige Unterwerfung Italiens war die nachreifende 1014
Frucht des glücklichen Römerzuges geweſen; unmittelbarer noch traten die Wirkungen deſſelben in den inneren Verhältniſſen der deutſchen Länder hervor. Schon während der Abweſenheit des Kaiſers hatten ſich nirgends ſeine Feinde geregt; noch weniger wagten ſie es ſich gegen ihn zu erheben, als er, mit der höchſten Krone der Chriſtenheit neugeſchmückt, wieder in Deutſchland erſchien. Seine Schwäger hielten ſich zwar noch grollend vom Hofe fern und hofften auf eine ihnen günſtigere Wendung der Dinge, aber ſie hatten es aufgegeben, dieſe durch Waffengewalt herbeizuführen. Als Heinrich im Jahre **1014** die deutſchen Länder als Kaiſer durchzog, fand er überall eine ungewöhnliche Ruhe. Schon konnte er daran denken, den Kampf mit dem Polen abermals aufzunehmen, der nicht allein noch immer ſeine ſtolzen Ideen von einem großen, unabhängigen Slawenreiche nährte, ſondern auch bereits offen die beſchworene Vaſallenpflicht gebrochen hatte.

Boleſlaw hatte ſich, ſobald er im Jahre **1013** ſeinen Frieden mit den Deutſchen gemacht hatte, in den Kampf gegen den ruſſiſchen Zaren geworfen. Auch hier hatte er es mit einem alten Gegner zu thun, mit dem er ſchon früher ſeine Waffen gemeſſen hatte. Es war Zar Wladimir, der Enkel jener Olga, die den Hof Ottos des Großen um deutſche Prediger beſchickt hatte. Wladimir hatte im Anfange die Herrſchaft mit ſeinen Brüdern getheilt; durch den Untergang derſelben hatte er ſich dann, ähnlich wie Boleſlaw, den Weg zur Alleinherrſchaft bereitet. Auch er trug ſich mit dem Gedanken eines großen Slawenreichs, und es gelang ihm die öſtlichen Stämme der Slawen zum größten Theil unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Schon hatte er Wolhynien und Podolien unterworfen und war durch die Bezwingung der tſcherweniſchen Städte und der oſtgaliziſchen Länder der unmittelbare Nachbar des Polen geworden. Das durch Eroberung gewonnene Reich ſollten die Ordnungen der chriſtlichen

1014. Kirche ſichern und befeſtigen. Wladimir ſchwankte längere Zeit, ob er ſich für das abendländiſche oder morgenländiſche Bekenntniß erklären ſollte; er wählte endlich den Glauben der Griechen und vermählte ſich mit Anna, der kaiſerlichen Fürſtin von Byzanz, der jüngeren Schweſter der deutſchen Kaiſerin Theophano. Seitdem beſtand zwiſchen den Polen und Ruſſen nicht allein die Eiferſucht der Herrſchſucht, ſondern auch die Feindſchaft des Glaubens. Kaum hatte Wladimir die Götzenbilder zu Kiew geſtürzt und dieſe ſeine Hauptſtadt zu einer der größten Metropolen der griechiſchen Chriſtenheit gemacht, als er ſeine Waffen aufs Neue gegen den Weſten richtete. Es war zu derſelben Zeit, als Boleſlaw das polniſche Reich antrat; die Eroberungen ſeines Vaters gegen den Ruſſen zu ſchützen, war die erſte Sorge ſeiner Regierung geweſen. Während des andauernden Krieges mit den Deutſchen hatte ſich Boleſlaw alsdann mit dem Zaren vertragen und einem Adoptivſohne deſſelben, Swätopolk mit Namen, ſeine eigene Tochter vermählt. Aber gerade dieſe Ehe war es, die zu neuen Mißhelligkeiten führte. Sei es, daß Swätopolk, auf ſeines polniſchen Schwiegervaters Einflüſterungen hörend, wie Thietmar erzählt, Verſchwörungen gegen den Zaren, ſeinen Vater, anzettelte, ſei es, daß dieſer an dem lateiniſchen Chriſtenthum ſeiner Schwiegertochter und ihrem Einfluß auf den Gemahl Anſtoß nahm; der Zar ließ ſeinen Sohn, die polniſche Fürſtin und deren Beichtvater, den Biſchof Reinbern von Kolberg, in den Kerker werfen und ihnen die ſchmählichſte Behandlung angedeihen. Da machte Boleſlaw, in ſeinem Vaterherzen aufs Tiefſte gekränkt, ſeinen Frieden mit den Deutſchen und führte ſeine Heere gegen den Zaren. Von deutſchen Hülfsvölkern und den Petſchenegen unterſtützt, drang er im Sommer 1013 tief in das ruſſiſche Gebiet ein und durchzog daſſelbe verheerend, ohne jedoch nachhaltige Erfolge zu erreichen. Bald darauf muß er mit dem Zaren abermals Friede und Freundſchaft geſchloſſen haben; er vermählte ſich ſogar ſelbſt mit einer Tochter deſſelben, nachdem er ſeine bisherige Gemahlin verſtoßen hatte. Wenig ſpäter, im Juli 1015, ſtarb Zar Wladimir, und Swätopolk bemächtigte ſich der Herrſchaft zu Kiew, die er durch Mord und Gewaltthaten gegen ſeine Brüder zu behaupten ſuchte, indem er vor Allem auf den Beiſtand ſeines weithin gefürchteten Schwiegervaters, des Polenherzogs, zählte.

Während des Krieges im Oſten hatte Boleſlaw die Verhältniſſe des Weſtens niemals aus den Augen gelaſſen. Schon als Heinrich II. zur Romfahrt aufbrach, knüpfte Boleſlaw neue Verbindungen mit dem Stuhle Petri an; man traf ſeine Kundſchafter in der Lom-

bardei, wo sie die Stimmung des Volks gegen die Deutschen zu er- 1014
spähen suchten. Und zu derselben Zeit erhob sich in Böhmen eine Bewegung gegen Herzog Udalrich, die nur mit blutiger Strenge unterdrückt wurde. Ueberall begegnete man den Ränken des Polen, der nicht allein selbst dem Könige den Zuzug zum Heere verweigert, sondern auch den Böhmen gehindert hatte, seiner Vasallenpflicht zu genügen. Noch klarer wurden die Absichten des Polen während der Abwesenheit des Kaisers von Deutschland. Er schickte damals seinen Sohn Miecziſlaw an Herzog Udalrich, gemahnte ihn an ihre Verwandtschaft und forderte ihn zu einem Bündniß auf, um sich vereint ihrer gemeinsamen Feinde zu erwehren. Mit Recht mistraute Udalrich diesem nur auf sein Verderben abzielenden Antrag. Er ließ den jungen Polenfürsten mit seinem Gefolge gefangen nehmen und in den Kerker werfen; sie sollten ihm als Waffe gegen die Anschläge des Polen dienen.

Kaum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, so verlangte er von Herzog Udalrich die Auslieferung Miecziſlaws. Nur widerstrebend gab der Böhme „das Junge des Löwen" heraus, aber fügte sich endlich doch in den Willen des Kaisers, der ihn gegen die Rache des Polen zu schützen versprach. Boleslaw ließ darauf dem Kaiser für die Befreiung des Sohnes seinen Dank bezeugen, versprach diesen auch in der Folge mit der That darzuthun und bat um die Rücksendung seines Kindes. Nicht ungenützt wollte indessen der Kaiser die Gunst des Augenblicks verstreichen lassen. Er verlangte, Boleslaw solle sich in Person vor ihm in Merseburg stellen; dort wolle er ihm den Sohn ausliefern, wenn es den Fürsten genehm sei. Boleslaw weigerte sich jedoch hartnäckig, vor dem Kaiser zu erscheinen; er war sich der gebrochenen Pflicht zu klar bewußt, um sich mit ruhigem Herzen vor seinen Richterstuhl zu begeben. Durch Versprechungen und wiederholte Gesandtschaften suchte er indessen seinen Zweck zu erreichen und brachte es so mindestens dahin, daß der Kaiser im November 1014 zu Merseburg im Fürstenrath darüber verhandeln ließ, ob der junge Miecziſlaw dem Vater auszuliefern sei. Manche waren dagegen und riethen, den Sohn des treulosen und höchlich gereizten Polenfürsten als Geißel für die Zukunft festzuhalten; die Mehrzahl aber, die nach Thietmars Meinung bestochen war, sprach für die Auslieferung, und der Kaiser verfuhr nach dem Beschlusse der Mehrzahl. Gegen allgemeine Versicherungen getreuer Vasallenpflicht empfing Boleslaw seinen Sohn zurück; Versicherungen, die sich nur allzubald als trügerisch erwiesen. Denn jede Aufforderung

1015. des Kaiſers, perſönlich vor ihm zu erſcheinen, wies Boleſlaw mit dem Bemerken zurück, daß man zu lange ihm ſeinen Sohn vorenthalten habe, als daß er auf die Treue der Deutſchen noch bauen könne.

Der Kaiſer hatte wahrlich deutlich genug ſeine Geneigtheit, mit dem Polen den Frieden zu erhalten, an den Tag gelegt. Niemand konnte es ihm verargen, wenn er jetzt daran dachte, mit Gewalt den ungetreuen Vaſallen zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Dennoch verſuchte er noch einmal den Weg der Güte. Als er ſich in den erſten Tagen des Jahres 1015 zu Magdeburg aufhielt, beſchwerte er ſich laut vor den Fürſten über die Untreue Boleſlaws und erreichte, daß die Anweſenden einmüthig beſchloſſen, ihn vorzuladen, um ſich entweder zu rechtfertigen oder Genugthuung zu leiſten. Die Vorladung ſollte Markgraf Hermann, Boleſlaws Schwiegerſohn, überbringen. Dieſer machte ſich mit ſeiner Botſchaft nach Poſen auf den Weg, während der Kaiſer ſich in die fränkiſchen und rheiniſchen Gegenden begab. Zum Oſterfeſt kehrte Heinrich nach Sachſen zurück und feierte die heiligen Tage zu Merſeburg. Vergebens erwartete er hier Boleſlaw; auch Markgraf Hermann war noch nicht zurückgekehrt, erſchien aber wenig ſpäter mit Stoignew, einem polniſchen Abgeſandten.

Stoignew ſah damals am Hofe Heinrichs, wie die Luxemburger barfuß vor ihrem kaiſerlichen Schwager erſchienen, ihn um ſeine Gnade anflehten und Verzeihung erhielten, er ſah die Dienſtbefliſſenheit des böhmiſchen Herzogs; aber voll tückiſcher Ränke und nur bedacht, den Frieden der Völker zu ſtören, trat er dennoch hochmüthig vor dem Kaiſer auf, der hiedurch gereizt, die Geſchenke des Polen verächtlich zurückwies, mit ungnädiger Antwort ſeinen Geſandten entließ und ihn aufs Neue vor ſeinen Richterſtuhl beſchied. Obwohl der Kaiſer öffentlich an Stoignew Beſcheid gegeben hatte, meldete dieſer doch, abſichtlich den Hader ſchürend, andere Dinge, als ihm aufgetragen waren. Markgraf Hermann, der aufrichtig den Frieden wünſchte, enthüllte dem Kaiſer die Bosheiten des Zwiſchenträgers. Noch einmal erging deshalb eine Mahnung an Boleſlaw ſich zu rechtfertigen, die jedoch abermals erfolglos blieb, da er ſich auch jetzt weigerte, vor des Kaiſers Gericht zu erſcheinen; nur den Fürſten allein wolle er Rede ſtehen. Der Kaiſer ſoll darauf nach dem Bericht des Quedlinburger Annaliſten die Zurückgabe der Marken verlangt haben, mit denen er Boleſlaw zwei Jahre zuvor belehnt hatte. Aber der Pole gab ihm die trotzige Antwort, er werde behalten, was ſein ſei, und, was ihm noch fehle, gewinnen. Ein neuer Polenkrieg war zur Nothwendigkeit geworden.

Der Kaiſer, der das Pfingſtfeſt zu Imshauſen in Weſtfalen ge- 1015.
feiert hatte, kehrte bald nach demſelben in die öſtlichen Gegenden Sachſens zurück. Gleich nach Johannis begab er ſich nach Magdeburg, um den heiligen Moritz um einen glücklichen Feldzug zu bitten. Im Anfang Juli ſammelte ſich an der Elbe unweit Torgau das Hauptheer, das der Kaiſer ſofort über den Fluß ſetzen ließ und dann ohne erhebliche Gefahr durch das Lauſitzer Land bis an die Oder bei Kroſſen führte, wo das andere Ufer des Fluſſes die Polen unter dem jungen Mieczislaw beſetzt hielten. Indeſſen war auch ein zweites ſächſiſches Heer, von den Liutizen begleitet, unter Anführung Herzog Bernhards ausgerückt und bis zur unteren Oder vorgedrungen, wo ihnen den Uebergang ein polniſches Heer unter Boleſlaws eigener Führung wehrte. Ein drittes Heer, das aus Böhmen und Baiern beſtand und unter der Anführung des Herzogs Udalrich und der Markgrafen Heinrich von Oeſtreich dem Kaiſer zuziehen ſollte, kam gar nicht bis an die Oder; die Böhmen wurden durch die Belagerung und Eroberung Bautzens aufgehalten, und Markgraf Heinrich fand ſchon in der Nähe volle Arbeit, da ihn die Polen von Mähren aus angriffen.

Nachdem der Kaiſer vergeblich einen Verſuch hatte machen laſſen, Mieczislaw auf ſeine Seite zu ziehen, ging er am 3. Auguſt mit ſeinem Heere über die Oder. Die Polen hatten zwar beim Uebergange die Deutſchen angegriffen und einen Kampf angeſponnen, der jedoch ſchmerzlichere Verluſte auf ihrer Seite, als in dem Heere des Kaiſers zur Folge hatte. Die Polen zogen ſich darauf zurück, und die Deutſchen beſetzten das rechte Ufer der Oder, den Zuzug der anderen Heereshaufen erwartend. Aber die beſtimmte Friſt verſtrich, und nicht allein die Böhmen mit den Baiern blieben aus, ſondern auch Herzog Bernhard mit ſeinen Sachſen und Liutizen. Lange Zeit hatte der Herzog vergeblich nach einer Gelegenheit geſucht, über die Oder zu kommen; Herzog Boleſlaw hatte mit ſeiner Reiterei mehrfache Verſuche vereitelt. Zwar war der Uebergang endlich bewerkſtelligt worden, und Boleſlaw hatte ſich, nach ſeiner Weiſe einem offenen Kampfe ausweichend, zurückgezogen; aber erſt als es Herzog Bernhard unmöglich ſchien, in der beſtimmten Friſt noch den Kaiſer zu erreichen. Er kehrte deshalb mit dem Heere über die Oder zurück und ſuchte durch Boten dem Kaiſer hiervon Nachricht zugehen zu laſſen. Wirklich erreichten die Boten den Kaiſer, der zu derſelben Zeit auch die Auflöſung des böhmiſchen Heeres erfuhr. Da beſchloß auch er den Rückzug, weil ihm ohne die erwarteten Unterſtützungen ſein Heer nicht ſtark genug ſchien, um tiefer in Feindesland einzudringen. Vergebens ſuchte Boleſlaw den Deut-

1015. ſchen die Rückkehr über die Oder zu verſperren; ungefährdet führte der Kaiſer ſein Heer über den Fluß zurück und blieb auf dem Rückzuge unangefochten, bis am 1. Sept. ſein Nachtrab in einer ſumpfigen Gegend am Bober angegriffen wurde. Boleſlaws Bogenſchützen überſchütteten zuerſt aus einem waldigen Verſteck mit einem Pfeilregen die ſächſiſchen Ritter und machten dann auf ſie einen furchtbaren Angriff. Die Sachſen widerſtanden dieſem und noch einem zweiten Sturm, aber beim dritten löſten ſich ihre Reihen auf, und die Meiſten von ihnen erlagen den Feinden. Dort fiel Markgraf Gero von der Lauſitz, Graf Folkmar und mit ihnen zweihundert der trefflichſten Ritter. Nur Wenige retteten ſich mit dem verwundeten Erzbiſchof Gero zu dem Kaiſer, der mit der Hauptmacht vorausgeeilt war. Auf die Nachricht von dieſem Unfalle wollte Heinrich ſogleich nach der Unglücksſtätte zurückkehren; aber auf den Rath der Fürſten ſetzte er den Marſch zur Elbe fort und begnügte ſich den Biſchof von Meißen abzuſchicken, um für die Beerdigung der Todten zu ſorgen und die Auslieferung der Leiche des Markgrafen zu erbitten. Treulich vollführte der Biſchof ſeinen traurigen Auftrag, während der Kaiſer ſein Heer bei Strehla über die Elbe führte.

Der Kaiſer begab ſich ſofort nach Merſeburg, wo Kunigunde ihres Gemahls harrte, befahl aber zugleich dem Markgrafen Hermann ſchleunigſt nach Meißen zu ziehen und für die Vertheidigung der Feſte zu ſorgen. Denn ein polniſches Heer unter Mieczislaw war den Deutſchen auf dem Fuße gefolgt, ging am 13. September, da es die Elbe bei Meißen unvertheidigt fand, über den Fluß und begann ſofort die Belagerung der wichtigen Burg, die bis dahin noch allen Angriffen der Polen widerſtanden hatte. Die untere Vorſtadt, aus Holzhütten beſtehend, wurde ſogleich ein Raub des feindlichen Feuers, und unausgeſetzt beſtürmten die Polen die obere Feſte, die eines Tages bereits an zwei Stellen Feuer fing. Der Männer waren zu wenig in der Burg, um zugleich den Flammen und den anſtürmenden Feinden zu begegnen; da legten auch die Frauen Hand an die Kriegsarbeit und retteten Meißen. Sie trugen auf den Wällen den Männern Steine zu und löſchten das Feuer, da es an Waſſer fehlte, mit Meth. Ueberall waren ſie hülfreich. An ihrem Muthe brach ſich des Feindes Wuth und Verwegenheit, der endlich überaus erſchöpft beim Einbruch der Nacht vom Sturme abließ. Mieczislaw ſelbſt lag auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt und erwartete nur die Rückkehr eines auf einen Beutezug ausgeſchickten Reiterſchwarmes, um ſogleich ſelbſt mit demſelben aufzubrechen und vor Meißen zu ziehen. Jene Reiter kehrten auf

völlig ermüdeten Pferden zurück; Miecziſlaw mußte den Aufbruch zum 1013.
andern Morgen verſchieben. Da bemerkten die Polen plötzlich ein gewaltiges Steigen der Elbe. Miecziſlaw, voll Beſorgniß für ſeinen Rückzug, ging darauf noch in der Nacht mit ſeiner ganzen Macht über den Fluß. Er war hocherfreut, daß es ihm gelungen war, ſein Heer auf das jenſeitige Ufer zu bringen. Meißen war gerettet und erhielt bald darauf Verſtärkungen vom Kaiſer. Die Holzhütten der Unterſtadt wurden hergeſtellt; am 8. October begann der Bau, ſchon am 22. war er vollendet. Gegen den Winter begab ſich der Kaiſer in die rheiniſchen Gegenden, nachdem er mindeſtens das linke Elbufer überall geſichert und die Oſtmark an Thietmar, den Sohn des Markgrafen Gero, verliehen hatte.

Der Kaiſer, der das Weihnachtsfeſt zu Paderborn verlebte, kehrte 1016.
zwar in der Faſtenzeit in die öſtlichen Gegenden Sachſens zurück, war aber damals nicht gewillt, mit Heeresmacht in das Land des Polen einzudringen. Seine Gedanken waren zu jener Zeit ſchon auf die Erwerbung des burgundiſchen Reiches gerichtet; damit begann eine Reihe von Verwicklungen, denen er ſich, wie wir in der Folge zeigen werden, nur mühſam entwand. Schon vor Oſtern verließ er Sachſen wieder, um das Oſterfeſt in Bamberg zu feiern; die Vertheidigung des Reichs gegen die Polen übertrug er ſeiner Gemahlin und den ſächſiſchen Fürſten, indem er von jedem größern Unternehmen nach dieſer Seite hin für jetzt Abſtand nahm. Unerwarteter Weiſe verhielt ſich auch Boleſlaw ruhig. Der letzte Einfall der Deutſchen hatte doch auch ſeiner Macht empfindliche Wunden geſchlagen, ſo daß der Kaiſer, wie wenigſtens Thietmar von Merſeburg verſichert, ohne Schwerdtſtreich, wenn er jetzt den Zug des vorigen Jahres wiederholt hätte, die verlornen Marken hätte wiedergewinnen und den Polen zu einem demüthigenden Frieden zwingen können. Aber ohne Waffenthaten gegen den Feind verging das Jahr, und die ſächſiſchen Fürſten begannen, vor dem Polen geſichert, ſofort wieder die blutigen Fehden untereinander. Markgraf Bernhard überfiel Magdeburg bei Nachtzeit mit Heeresmacht; der Erzbiſchof ſchleuderte gegen den Friedensbrecher den Bann. Die Fehde zwiſchen dieſen beiden Herren erfüllte lange die öſtlichen Gegenden Sachſens, während in Weſtfalen der Biſchof von Münſter mit dem Grafen Hermann, einem nahen Verwandten des Kaiſers, in blutiger Fehde lag. Nicht eher ruhten dieſe Streitigkeiten, als bis der Kaiſer nach dem burgundiſchen Kriege im Winter nach Sachſen kam, wo er das Weihnachtsfeſt zu Pöhlde feierte. Hier und auf einem Reichstage zu Altſtädt am 6. Januar 1017 machte

1017. der Kaiser, bald durch Milde versöhnend, bald durch Strenge schreckend, den Zwistigkeiten der sächsischen Herren ein Ende. Markgraf Bernhard mußte barfuß vor dem Erzbischof erscheinen und fünfhundert Pfund Silbers zur Erstattung des der Magdeburger Kirche verursachten Schadens zahlen; dagegen mußte ihn der Erzbischof von dem Banne lösen und wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen. In ähnlicher Weise wurden die anderen Fehden geschlichtet.

Auch der Krieg mit dem Polen kam auf dem Reichstage zur Sprache. Der Kaiser wollte damals sofort einen neuen Kriegszug nach Burgund unternehmen, stand aber davon ab, theils wegen der Schwierigkeit des Auszuges zu solcher Jahreszeit, theils um seine Sache mit Boleslaw endlich zu beendigen. Es war ihm sehr erwünscht, daß dieser versöhnliche Botschaft an ihn gelangen ließ. Er gab ihm auf dieselbe zur Antwort, die Fürsten des Reichs wären gerade um ihn versammelt, und wenn Boleslaw annehmbare Vorschläge machen könne, würde er gern nach dem Rathe der Fürsten auf dieselben eingehen. Gesandtschaften gingen nun hin und wieder, und ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen.

Um die Verhandlungen zu beschleunigen, sandte der Kaiser die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, den Bischof von Halberstadt, die Grafen Siegfried und Bernhard mit anderen Großen des Reichs an die Mulde, um dort eine Zusammenkunft mit dem Polenherzog zu halten. Aber trotz aller Aufforderungen stellte sich Boleslaw, der sich jenseits der schwarzen Elster damals an einem Ort, Sciciani genannt, aufhielt, dieser glänzenden Gesandtschaft nicht. Die deutschen Fürsten erboten sich, ihm bis zur Elster entgegen zu kommen, aber trotzig antwortete der Pole: „Auch nicht über diese Brücke setze ich den Fuß!" So kehrten in den ersten Tagen des Februar die Abgeordneten höchlich entrüstet zum Kaiser zurück, der den Ausgang der Sache noch zu Merseburg erwartete und nun das Aufgebot zu einem neuen Polenkrieg für den Sommer ergehen ließ. Sorglich erwog er mit den Fürsten den Plan des Feldzugs, dem er eine entscheidende Bedeutung zu geben gedachte. Nicht allein an der Elbe und unteren Oder sollte Boleslaw angegriffen werden, sondern zugleich von Oestreich aus in Mähren und von Ungern in der Slowakei; zum Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes wurde Schlesien bestimmt. Selbst mit den Russen trat der Kaiser in Bundesgenossenschaft. Es war das erste Mal, daß Deutsche und Russen ihre Waffen verbanden, um ein gemeinsames Interesse zu verfechten. Denn nicht mehr Swätopolk, der Eidam des Polen, saß auf dem Throne der Zaren; von Jaroslaw, einem der ächten

Söhne Wladimirs, entthront, hatte er sich flüchtig zu seinem Schwie- 1017.
gervater nach Polen begeben, während Jaroslaw sich in Kiew fest-
gesetzt hatte und jetzt dem Kaiser die Hand bot. Indem Heinrich
von Westen Boleslaw bedrängte, versprach Jaroslaw von Osten mit
seinen Russen in das polnische Gebiet einzufallen. Ein gewaltiger
Bund aller Fürsten des östlichen Europas bildete sich gegen den küh-
nen Polenfürsten, und trotz seines gepriesenen Scharfsinnes stand kaum
zu erwarten, daß er sich den Garnen, mit denen er von allen Seiten
umstellt war, entwinden würde. Damit er sich nicht nach seiner Ge-
wohnheit durch das Anstiften innerer Spaltungen im Reiche den ihm
drohenden Gefahren entziehen könne, erließ der Kaiser das strengste Ge-
bot, Niemand in seinem Reiche solle fortan in besondere Verhandlungen
mit dem Polen treten. Zugleich wurde genau ermittelt, wer sich bis
dahin solcher Verbindungen verdächtig gemacht hatte.

Die Zwischenzeit bis zum Auszug des Heeres benutzte der Kai-
ser zu einer kurzen Reise in die rheinischen Gegenden, wo er zu In-
gelheim das Osterfest feierte. Vor Allem suchte er hier die Sache mit
seinen Schwägern, die sich bereits von Neuem regten, zum Austrag
zu bringen. Unter dem Beistande des Erzbischofs von Köln gelang
es auf einem Reichstage zu Achen in der That, eine vollständige
Versöhnung herbeizuführen. Von zweien seiner Schwäger, dem ehe-
maligen Herzog Heinrich und Bischof Dietrich, begleitet, kehrte der
Kaiser darauf nach Sachsen zurück. Das Pfingstfest feierte er zu
Verden; am 6. Juli war er in Magdeburg; am 8. setzte er über
die Elbe und kam nach Leitzkau, wo sich sein Heer gesammelt hatte.
Noch einmal hatte der Kaiser seinen Schwager Heinrich als Unterhänd-
ler an Boleslaw abgeschickt, aber auch diese Verhandlungen zeigten
sich ebenso erfolglos, wie alle früheren. So entbrannte denn ein
Kampf, der den ganzen Osten Europas in Flammen setzte und dessen
Ausgang für die Zukunft desselben von unberechenbaren Folgen sein
konnte; ein Kampf, wie ihn die früheren Zeiten nicht gekannt hatten,
der Völker in Verbindungen brachte, die bis dahin ohne auf einander zu
achten ihre besonderen Wege gewandelt waren; ein Kampf, der die
Deutschen in die schlesischen Gegenden führte, die sie bis dahin nie-
mals betreten hatten und die sie sich doch in der Folge nicht allein mit
den Waffen, sondern auch mit ihrer Sprache, ihrer Sitte und Denk-
art dauernd gewinnen sollten.

Am 10. Juli brach der Kaiser mit seiner ganzen Heeresmacht
von Leitzkau auf. Herzog Bernhard und viele andere sächsische Gro-
ßen begleiteten ihn, wie auch die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Bre-

1017. men und Magdeburg, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Minden, Münster, Paderborn, Halberstadt, Merseburg und Havelberg mit ihren Vasallen. Indem der Kaiser durch die Lausitz vorrückte, zogen ihm sehr starke Hülfsschaaren der Böhmen und der heidnischen Liutizen zu. So drang er bis zur Oder bei Glogau vor, nicht ohne Besorgniß vor gefährlichen Hinterhalten, weshalb er achtsam jeden Kampf vermied. Am 9. August lag er mit dem Hauptheere, wie mit den Böhmen und Liutizen bei Glogau, das Boleslaw besetzt hielt; doch hatte dieser, des Feindes Absichten errathend, eine Abtheilung seines Heeres auf den Weg nach Nimptsch gesandt, das damals einer der festesten Plätze Schlesiens war. Zwölftausend Mann, den besten Theil seines Heers, sandte der Kaiser in Eile ab, um Nimptsch zu besetzen, noch ehe die Polen einrückten. Auf seinem Marsche stieß dieses deutsche Heer auf die Polen und brachte ihnen eine Niederlage bei, konnte jedoch nicht verhindern, daß diese vor ihnen die Burg besetzten. Nimptsch wurde sofort belagert; drei Tage später kam auch der Kaiser selbst vor der Burg an, die er von allen Seiten eng umschließen ließ. Die Belagerung zog sich in die Länge, und beide Theile bauten Maschinen zum Angriff und zur Vertheidigung. Nach drei Wochen versuchte der Kaiser den ersten Sturm, der aber von der tapfern und aufs Neue verstärkten Besatzung abgeschlagen wurde, und bald nachher gelang es den Polen, die Belagerungsmaschinen des Kaisers gänzlich zu zerstören. Boleslaw hatte sich inzwischen von Glogau nach Breslau begeben und erwartete hier den Ausgang des Kampfes um Nimptsch.

Während die Deutschen in Schlesien so nicht mit dem besten Erfolge kämpften, waren zugleich glückliche Streifzüge der Polen nach anderen Seiten unternommen worden. Von Mähren aus hatte zuerst eine polnische Schaar den Markgraf Heinrich von Oestreich mit seinem Heer in einen Hinterhalt gelockt und ihm große Verluste beigebracht. Zweimal war dann auch Böhmen angegriffen worden. Einmal hatte, während der Kaiser durch die Lausitz vorrückte, der junge Mieczislaw mit zehntausend Mann in das unvertheidigte Land einen Einfall gemacht, es zwei Tage verheerend durchzogen und war mit reicher Beute zu seinem Vater zurückgekehrt. Wenig später war sodann das mährische Heer Boleslaws in Böhmen eingebrochen und hatte das Land plündernd durchschwärmt, ohne dort einem Widerstand zu begegnen; erst auf dem Heimwege hatte es einen Kampf zu bestehen, indem Markgraf Heinrich, begierig, den ihm angethanen Schimpf zu rächen, ihm nacheilte, es überfiel, zerstreute und einen großen Theil

deſſelben zu Gefangenen machte. Auch die Lauſitz hatten inzwiſchen 1017.
im Rücken des Kaiſers Boleſlaws Leute verheert und am 15. Auguſt Belgern an der Elbe angegriffen. Zu derſelben Zeit war eine lutiziſche Schaar, die dem Kaiſer zuziehen wollte, in einen Kampf mit den Polen verwickelt worden, in dem ſie nicht geringe Verluſte erlitt, ſo daß ſie nach der Verwüſtung des Lauſitzerlandes ſich beeilte in ihre Heimath zurückzukehren.

Die Nachrichten, die der Kaiſer von allen dieſen Seiten empfing, waren nichts weniger als tröſtlich; von der Unterſtützung der Ruſſen, auf die er vor Allem gerechnet hatte, verlautete überdies Nichts, und noch immer hielt ſich Nimptſch. Ein neuer Sturm, den Herzog Udalrich mit den Böhmen verſuchte, mislang; ein anderer Angriff der Liutizen hatte keinen beſſern Erfolg, und ſchon brachen anſteckende Krankheiten im Heere des Kaiſers aus, die Viele der Seinen fortrafften. Da faßte er den Entſchluß, die Belagerung aufzuheben und Schleſien zu verlaſſen, um wenigſtens Böhmen und Sachſen vor den feindlichen Angriffen zu ſchützen. Da die Lauſitz ganz von den Feinden beſetzt war, zog er auf ſehr beſchwerlichen Wegen über die Sudeten im September nach Böhmen, ſetzte das Land in Vertheidigungszuſtand und kehrte dann mit ſeinem ſächſiſchen und wendiſchen Heere über Meißen nach Merſeburg zurück. Auch auf dieſem Wege muß man auf Feinde geſtoßen ſein, denn der Abzug aus Böhmen war nach Thietmars Zeugniſſe noch gefahrvoller, als der Einmarſch. Dazu kamen innere Zerwürfniſſe im Heer, die ſchwere Folgen nach ſich ziehen konnten. Schon einmal waren die Liutizen höchlich erbittert worden, als von den Leuten des Markgrafen Hermann eines ihrer Götterbilder mit einem Steine geworfen war, und nur durch eine Buße von zwölf Pfunden hatte der Kaiſer ihren Zorn beſchwichtigt. Als ſie nun auf dem Heimwege bei Wurzen über die Mulde ſchifften, fiel ein anderes ihrer Götterbilder in den Fluß und verſank. Ein Zeichen göttlichen Zorns ſahen ſie in dieſem Unfall; voll Unmuth gegen ihre chriſtlichen Bundesgenoſſen zogen ſie ab und kehrten in ihre Heimath zurück. Sie wollten ſich ganz von dem Dienſt des Kaiſers losſagen; nur mit Mühe hielten ſie ihre Häuptlinge vom offenen Abfall zurück.

Ueber den Abzug Heinrichs von Nimptſch hatte Boleſlaw triumphirend frohlockt und ſogleich den Befehl erlaſſen, daß ſeine Kriegsſchaaren in der Lauſitz über die Elbe gehen ſollten. Schon am 19. September waren daher die Polen in das Land zwiſchen der Elbe und Oder eingebrochen und hatten es unter den fürchterlichſten Verwüſtungen durchzogen; große Beute und mehr als tauſend Gefangene führ-

1017. ten sie von dort über die Elbe zurück. Zu derselben Zeit war von einem nur etwa 600 Mann starken polnischen Heereshaufen ein dritter Einfall in Böhmen gemacht, der aber einen üblen Ausgang nahm und von dem nur Wenige der Polen heimkehrten. Während Boleslaw so die Deutschen und Böhmen nicht allein zum Rückzug genöthigt, sondern auch in ihren eigenen Ländern hatte angreifen lassen, war von den Seinen auch der russische Angriff zurückgewiesen Denn Zar Jaroslaw war in der That mit Heeresmacht in das polnische Gebiet eingefallen und hatte eine Burg Boleslaws belagert. Da er aber hier einem hartnäckigen Widerstande begegnete, war er nicht tiefer in das Land des Feindes eingedrungen und hatte alsbald den Rückzug angetreten. Glücklich scheint allein König Stephan gekämpft zu haben; wenigstens gelang es diesem, eine Burg an der polnischen Grenze zu erobern, die Boleslaw der Obhut des Gyula, eines Oheims des ungerschen Königs, übergeben hatte, der aus der Herrschaft über Siebenbürgen vordem von seinem Neffen verjagt war.

Der Kriegszug, von dem sich der Kaiser die größten Erfolge versprochen hatte, war vollständig gescheitert. Unsägliche Mühseligkeiten hatte sein Heer ausgehalten und trotzdem nur überall beklagenswerthe Einbußen erlitten. Sein eigenes Land war den Angriffen der Polen ausgesetzt, die Treue der Liutizen schwankte, und die sächsischen Großen verlangten sehnlichst nach Frieden. Auch der Bund mit den Russen hatte ihm keine Vortheile gewährt. Der Kaiser, der erst spät zu Merseburg von dem Ausrücken des Zaren vernahm, scheint lange geglaubt zu haben, daß dieser ihn absichtlich in seinen Hoffnungen getäuscht habe. Alles konnte ihm den Frieden nur erwünscht machen, und doch verlangte er weniger nach demselben, als Boleslaw. So heroisch und umsichtig zugleich sich der große Polenfürst in diesem Kampfe gezeigt hatte — es war der größte und gefährlichste seines Heldenlebens — so reichten die Hülfskräfte seiner Herrschaft doch nicht von ferne aus, so vielen Gegnern zugleich dauernd die Spitze zu bieten. Wie durch ein Wunder war er seinen Feinden entgangen; er war viel zu vorsichtig, um sich auf ein neues Wunder zu verlassen. Unter günstigeren Umständen glaubte er ohnehin nie seinen Frieden mit dem Kaiser abschließen zu können. Er schickte deshalb sofort einen Boten nach Merseburg, der über die Auslieferung der Gefangenen unterhandeln, zugleich aber auch anfragen sollte, ob ein Friedensunterhändler beim Kaiser Zutritt finden würde. Auf das unablässige Drängen der sächsischen Großen erklärte sich der Kaiser endlich bereit, Vorschläge des Polen anzunehmen.

So begannen im Oktober die Verhandlungen über den Frieden. 1017.
Der Kaiſer ſelbſt verließ bald darauf Sachſen und ging über Bamberg und Würzburg nach Frankfurt, wo er das Weihnachtsfeſt feierte. Die ſächſiſchen Fürſten ſetzten inzwiſchen die Verhandlungen fort, und am 30. Januar 1018 wurde der Friede zu Bautzen von dem Erzbiſchof 1018.
von Magdeburg, dem Biſchof von Halberſtadt, dem Markgrafen Hermann, dem Grafen Dietrich und dem kaiſerlichen Kämmerer Friedrich auf des Kaiſers Geheiß feierlich beſchworen. „Die Bedingungen des Friedens waren", wie Thietmar ſagt, „nicht wie ſich geziemt hätte, aber doch ſo günſtig, wie ſie damals zu erreichen waren." Das Lauſitzer- und Milzenerland blieb, wie im Frieden des Jahrs 1013, auch jetzt dem Polen. Auch über ſein Lehnsverhältniß zum deutſchen Reiche ſcheint keine neue Beſtimmung getroffen, ſondern Alles vielmehr in den früheren Zuſtand zurückgekehrt zu ſein. Vier Tage nach dem Abſchluß dieſes Friedens wurde Oda, die Schweſter Markgraf Hermanns, um die der alte Polenherzog ſchon lange geworben hatte, ihm als Gemahlin zugeführt, nachdem er von der Ruſſin ſich bereits wieder getrennt hatte. Es war die fünfte Ehe, die Boleſlaw ſchloß, der mit ſeiner Politik die Frauen zu wechſeln pflegte. Trotzdem preiſt Biſchof Thietmar, der erbittertſte Feind des Polen, Oda wegen dieſes ruhmreichen Ehebunds glücklich. Auch Boleſlaws Sohn Mieczislaw vermählte ſich damals oder wenig ſpäter mit einer Deutſchen, mit Richeza, einer Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried und Enkelin Kaiſer Ottos II.

Die langen Kämpfe zwiſchen Kaiſer Heinrich und ſeinem größten und ihm ebenbürtigſten Gegner hatten ausgetobt; in Frieden verlebten die beiden mächtigen Kriegsfürſten die letzten Jahre ihres Lebens. Boleſlaw hatte allerdings die Marken, die er nach Ottos III. Tode an ſich riß, ſchließlich behauptet, und Niemand könnte ſagen, daß Heinrich als Sieger aus dieſen Kämpfen hervorgegangen ſei. Aber doch hatte er ſo viel erreicht, daß Boleſlaw weit ab von dem letzten Ziele blieb, das er ſeinen Thaten geſtellt hatte und dem er ſich einſt mit Rieſenſchritten zu nähern ſchien. Meißen und Böhmen behaupteten die Deutſchen; jenes große Weſtſlawenreich blieb im Plan; das Lehnsverhältniß Polens zum deutſchen Reiche wurde nicht gelöſt; ſo lange Heinrich lebte, wagte der Pole nicht ſein Haupt mit einer Königskrone zu ſchmücken.

Der Friede mit dem Kaiſer gab Boleſlaw freie Hand gegen die Ruſſen, und Heinrich ſelbſt ſcheint befliſſen geweſen zu ſein, den raſtloſen Geiſt des ſtreitluſtigen Mannes nach einer anderen Seite zu

1018 lenken. Mit einem großen polnischen Heere, dreihundert deutschen Rittern, fünfhundert Magyaren und tausend Petschenegen stürmte Boleslaw im Sommer 1018 gegen das russische Reich an, um seinen Eidam Swätopolk in die verlorene Herrschaft zurückzuführen. Am 22. Juli kam es am Bug zur Schlacht; aber gleich beim ersten Angriff floh Jaroslaw mit seinen Russen vor der Tapferkeit der Polen, Deutschen und Ungern. Siegreich und ohne weiterem Widerstand zu begegnen, drang Boleslaw tief in Rußland ein. Nach kurzer Belagerung öffnete auch Kiew dem Sieger die Thore. Am 14. August zog er in die Stadt ein; der Erzbischof empfing ihn mit den Reliquien der Heiligen in der Kirche der heiligen Sophia. Damals soll Boleslaws Schwerdt „das schartige", mit dem dann Jahrhunderte lang die polnischen Könige bei ihrer Krönung umgürtet wurden, das Ehrengeschenk Ottos III., an der goldenen Pforte seine giorreichen Scharten erhalten haben. Kiew war eine Stadt, wie sie Boleslaw in seinem weiten Reiche nicht kannte, der Mittelpunkt eines weitverzweigten Handels, der Sammelplatz der verschiedensten Völker. Slawisches Volk aller Art sah man in derselben mit scandinavischem Kriegsvolk gemischt, das Ruriks Geschlecht immer von Neuem an die Ufer des Dniepr lockte. Acht Marktplätze zählte man, wie Thietmar berichtet, in der Stadt und mehr als vierhundert Kirchen. Zum Herrn dieser Stadt setzte Boleslaw jetzt seinen Eidam ein und legte sein Heer ringsum in die Festen des eroberten Landes. Dann schickte er Boten mit kostbaren Geschenken von der Beute zu Kaiser Heinrich und bat ihn, indem er ihn seiner Ergebenheit und Dienstwilligkeit versicherte, um seinen ferneren Beistand. Zugleich aber gingen Boten Boleslaws nach Constantinopel, welche dem griechischen Hofe ein Friedensbündniß antrugen; verschmähe man seine dargebotene Rechte, ließ er melden, so würden die Griechen einen tödtlichen und unbezwingbaren Feind in ihm finden. Welch ein Moment für Polen, das erst vor Kurzem in die Geschichte eingetretene Reich, da Boleslaw so als der kühnste Degen der abendländischen Christenheit dem Griechenthum gegenübertrat, da unter seinen Fahnen deutsche Ritter am Bug stritten und in die Thore von Kiew einzogen!

Während der Name des Polen in dem hellsten Siegesglanze strahlte, war unser Kaiser Heinrich in neue Unternehmungen bedenklicher Art verwickelt worden, die leider wenig dazu beitragen konnten, das Ansehen seiner Herrschaft zu erhöhen.

9.

Heinrichs Kämpfe um das burgundiſche Reich.

Schon im Jahre 1006 hatte der kinderloſe König Rudolf III. 1016—1018.
von Burgund, wie erzählt worden iſt, um ſeine zuſammenbrechende Macht zu ſtützen, Heinrich die Erbfolge im Burgundiſchen Reiche zugeſichert und ihm die Stadt Baſel gleichſam als Unterpfand der Erbſchaft abgetreten. Unfraglich war Heinrich als Sohn der Giſela, der älteſten Schweſter des Königs Rudolf, bei dem Ausſterben der männlichen Linie des burgundiſchen Königshauſes der nächſtberechtigte Erbe des Reichs, wofern das Erbrecht der weiblichen Linie anerkannt wurde. Aber der burgundiſche Adel war mit Nichten gewillt, ein Erbrecht der Frauen gelten zu laſſen; er meinte vielmehr nach Rudolfs Tode frei über die Krone verfügen zu können. Je mächtiger aber im Lande der Adel war, um ſo mehr war ſeine Einſprache zu fürchten. Man konnte daher vorausſehen, daß Heinrich nicht ohne große Kämpfe ſein Erbrecht durchſetzen würde. So lange Heinrichs Herrſchaft noch unbefeſtigt ſchien, zeigte ſich der Adel Burgunds um die Zukunft weniger beſorgt, obſchon ſich die Verbindungen ihres Königs mit dem deutſchen Reich immer feſter ſchlangen und die burgundiſchen Biſchöfe häufig bereits auf den deutſchen Synoden erſchienen. Als aber Heinrich die Kaiſerkrone gewann und es in Italien zu allgemeiner Anerkennung brachte, ſteigerte ſich in Burgund die Furcht vor dem mächtigen deutſchen Herrſcher, und der Widerſtand regte ſich zunächſt gegen den alten König, der das Reich den Deutſchen überantworten wollte.

An der Spitze des burgundiſchen Adels ſtand Otto Wilhelm, ein Mann, den ein wunderbar bewegtes Leben in die mannigfaltigſten Kämpfe verwickelte. Er war ein Lombarde von königlichem Geſchlecht, der Sohn jenes Adalbert und Enkel jenes Berengar, denen Otto I. die Herrſchaft Italiens entriſſen hatte; ſeine Mutter Gerberga ſcheint dem Königshauſe von Burgund verwandt geweſen zu ſein. Bei dem Fall ſeines Hauſes war er, noch ein Knabe, in Sicherheit gebracht worden und blieb lange im Verborgenen, bis er endlich durch einen Mönch wieder ſeiner Mutter zugeführt wurde, die ſich inzwiſchen mit

1016—1018. Heinrich, jenem Bruder Hugo Capets, dem das französische Herzogthum Burgund zugefallen war, in zweiter Ehe vermählt hatte. Als Herzog Heinrich im Jahre 1001 kinderlos starb, erhob Otto Wilhelm Ansprüche auf das Kronlehen seines Vaters. Aber König Robert zog Burgund ein, um es später einem seiner Söhne zuzuwenden. Otto Wilhelm erhob nun die Waffen gegen König Robert, erreichte aber doch nach langen Kämpfen nicht mehr als ein Abkommen, das ihm gegen Verzichtleistung auf das Herzogthum bedeutende Besitzungen in dem östlichen Theile desselben sicherte. So in seinen Erwartungen getäuscht, suchte der unruhige Mann, der durch Familienverbindungen mit mehreren französischen Großen bereits eine glänzende Stellung gewonnen hatte, in dem Arelatischen Reich eine hervorragende Rolle zu spielen. Es gelang ihm durch die Gunst König Rudolfs bedeutende Lehen dort zu gewinnen, und bald war Niemand im Lande ihm an Macht, Reichthum und Einfluß zu vergleichen. Selbst wohl nach der Krone begierig, wurde er jetzt ein Gegner der deutschen Herrschaft und, indem er sich zugleich an die Spitze des misvergnügten Adels stellte, aus dem ersten Dienstmanne des schwachen Königs dessen ärgster Dränger und Peiniger.

Im Anfange des Jahrs 1016 war die Noth Rudolfs so hoch gestiegen, daß er den Entschluß faßte, seinem sorgenvollen Regiment schon bei Lebzeiten zu entsagen und es sofort in Heinrichs Hände niederzulegen. Besonders wirkte auf Rudolfs Entschluß seine Gemahlin Irmengard ein, die ihren beiden Söhnen aus einer früheren Ehe so eine glänzende und gesicherte Stellung zu bereiten hoffte. Nach dem Wunsche des burgundischen Königspaars hatte Kaiser Heinrich am Pfingstfest desselben Jahrs mit ihm eine Zusammenkunft zu Straßburg; hier übertrug König Rudolf in Form einer Belehnung seinem Neffen die Regierung Burgunds und versprach ohne dessen Einwilligung in allen wichtigen Angelegenheiten Nichts mehr zu entscheiden. Der Kaiser übte auch sogleich die wichtigsten Regierungsrechte für Burgund aus, investirte einen Bischof, sprach Otto Wilhelm die Lehen im Königreiche ab und ertheilte dieselben den Söhnen der Irmengard. Mit verschwenderischer Freigebigkeit wurde die Königin, ihr Gemahl und die burgundischen Großen, die sie begleiteten, vom Kaiser beschenkt. Froh des schnell und glücklich beendeten Geschäfts zogen die Burgunder von dannen; der Kaiser selbst aber rüstete ein Heer, um nach Burgund zu ziehen und von seinem neuen Reiche Besitz zu ergreifen.

Wenn der Kaiser geglaubt hatte, daß das Straßburger Abkom-

men allein genügen würde, seiner Herrschaft ein neues Königreich hinzuzufügen, so fand er sich alsbald bitter enttäuscht. Kaum hatte Otto Wilhelm von den letzten Vorgängen Kunde erhalten, so rüstete er sich zum offenen Widerstande gegen die Deutschen, setzte seine Burgen in wehrhaften Zustand und bereitete sich, den Feind an den Grenzen mit bewaffneter Macht zu empfangen. Den von Heinrich eingesetzten Bischof hatte er mit Hunden aus seinem Bisthum hetzen lassen. Indessen rückte Heinrich selbst gegen Ende des Juni vor Basel und überschritt die Grenzen Burgunds. Aber es gelang ihm nicht, die festen Burgen, die auf seinem Wege waren, zu brechen. Obwohl er während des ganzen Sommers und bis gegen das Ende des Oktobers in den burgundischen Gegenden lag, mußte er sich damit begnügen, die Grenzdistricte mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten, und endlich ohne einen irgend nennenswerthen Erfolg das Land räumen. Voll Unmuth über den üblen Ausgang des Zuges kehrte er heim; um so mehr in seinen Hoffnungen getäuscht, als König Rudolf selbst schon in seinem Entschlusse wankend gemacht war. Mit heuchlerischer Ergebenheit hatte sich der burgundische Adel wieder dem Könige genähert, Treue, Gehorsam und Dienstpflicht ihm bis in den Tod versprochen, wenn er nur die Fremden vom Lande fern hielte. Der weibische und wetterwendische König hatte sich wirklich erweichen lassen; er söhnte sich mit seinen Großen aus und bat den Kaiser, den Straßburger Vertrag rückgängig zu machen. Heinrich scheint in der That zuletzt aus Mitleid mit seinem Oheim seinen Rechten an der Regierung Burgunds wieder entsagt zu haben, wenigstens setzte er den Kampf um dieselben für den Augenblick nicht fort, da ihm der Polenkrieg noch vollauf zu thun gab. 1016—1018.

König Rudolf erkannte bald, wie trügerisch die Versprechungen seines Adels gewesen waren. Das alte Spiel der Ränke, Gewaltthaten und offnen Verhöhnungen seiner Majestät begann von Neuem, und schon nach Jahresfrist sah er sich abermals genöthigt, den Beistand seines Neffen in Anspruch zu nehmen. Er erschien mit seiner Gemahlin, seinen Stiefsöhnen und einem großen Gefolge von Hofleuten im Februar 1018 wiederum am Hofe des Kaisers zu Mainz, und erneuerte nicht nur den früheren Vertrag, der feierlich beschworen wurde, sondern übergab auch zugleich die Krone und das Scepter Burgunds an seinen Neffen. Unabänderlich schien jetzt sein Entschluß, den drückenden Herrschaftssorgen zu entsagen; mindestens glaubte dies Heinrich, der für den Sommer sich zu einer neuen Fahrt nach Bur-

1018. gund rüſtete, wo er diesmal mit größerer Heeresmacht auftreten wollte, um jeden Widerſtand gleich im Keime zu erſticken.

Nachdem der Kaiſer die Oſterzeit in den niederlothringiſchen Gegenden, die Pfingſtzeit in dem rheiniſchen Franken verlebt und zu Bürgel am Main zwiſchen Offenbach und Hanau einen großen Fürſtentag gehalten hatte, brach er gegen Burgund auf. Aber ſchon ſah er ſich abermals von König Rudolf verlaſſen. Die jämmerliche Schwäche deſſelben war von Neuem von dem burgundiſchen Adel benutzt worden, ihn von ſeinem Neffen abzuziehen und die gegebenen Verſprechungen zu brechen. Der Kaiſer mußte ſeine Waffen jetzt ſogar gegen ſeinen Oheim ſelbſt richten und drang verheerend bis zur Rhone vor. Aber aller Anſtrengungen ungeachtet blieb auch dieſer zweite Zug ohne erhebliche Erfolge. In den letzten Tagen des Auguſt traten die Deutſchen den Rückzug an, auf dem Herzog Dietrich von Oberlothringen von einem burgundiſchen Heere überfallen wurde und nur mit genauer Noth den Feinden entkam; es fehlte wenig daran, daß ſich ſein Unfall von Odernheim wiederholte. Der Kaiſer begab ſich nach Zürich, wo er zur Vertheidigung des Landes und zur Fortſetzung des Kriegs auf einem Landtage die nöthigen Ordnungen traf und volle fünf Wochen verweilte. Dann ging er nach Baſel, wo er im Oktober der Einweihung der von Biſchof Adalbero erbauten Kathedrale beiwohnte*) und bald darauf im höchſten Unmuth über die abermals misglückte Unternehmung den Rhein hinabfuhr. Den Anfang des Winters verlebte er in Lothringen und begab ſich ſpäter nach Sachſen, wo er zu Paderborn bei Biſchof Meinwerk das Weihnachtsfeſt feierte.

Der burgundiſche Krieg wurde fortgeſetzt, ohne daß der Kaiſer weiteren Antheil an demſelben nahm. Wir wiſſen von den Vorgängen deſſelben nicht mehr, als daß Biſchof Werner von Straßburg, Graf Welf und mehrere andere ſchwäbiſche Große im Jahr 1020 einen neuen Einfall in Burgund machten und eines Sieges ſich rühmten, der aber doch ohne erhebliche Folgen gebliebeu ſein muß, da ſich die deutſche Herrſchaft in Burgund nicht feſtzuſetzen vermochte. Als im September 1023 der Kaiſer abermals nach Baſel kam, ſcheint endlich ein Friede abgeſchloſſen zu ſein und Heinrich in demſelben ſeinen Regie-

*) Damals wurde wahrſcheinlich jene koſtbare und überaus merkwürdige Altartafel zu Baſel vom Kaiſer geſtiftet, die leider in neueſter Zeit nach Paris verkauft iſt.

rungsrechten in Burgund für die Lebzeiten Königs Rudolf von Neuem 1018
entsagt zu haben.

Für Burgund war es unfraglich ein schweres Misgeschick, daß es nicht schon damals unter die Herrschaft unserer Kaiser gerieth. Die Faust regierte allein fortan in dem herrenlosen Lande; ein wüster, gesetzloser Zustand ohne Gleichen riß ein, bei dem sich endlich die Bischöfe des Landes berufen fühlten, einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten, den sie die Eingebornen des Landes zu beschwören zwangen, indem sie jeden Eidweigerer mit Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft bedrohten. Dennoch steuerte dieser Landfriede weder den Fehden des Adels auf die Dauer, noch sicherte er die niederen Klassen und die Geistlichkeit vor roher Gewalt. Der kluge Bischof Gerhard von Cambray hatte ganz Recht, wenn er einen solchen durch bischöfliche Gewalt errichteten Frieden für einen Eingriff in die königlichen Rechte erklärte und durch denselben die Zahl der Meineide freventlich zu mehren warnte.

10.

Vollständiger Sieg Heinrichs über die inneren Feinde.

Der erste frische Glanz der Kaiserkrone war in den mühereichen und zuletzt doch wenig ergiebigen und ruhmvollen Kämpfen mit Polen und Burgund nur allzuschnell getrübt worden. Die Gegner Heinrichs erhoben sich deshalb wieder in ihrem alten Trotze gegen sein strenges und unbequemes Regiment, und eine lange Reihe innerer Fehden lief neben jenen äußeren Kriegen her oder knüpfte unmittelbar an dieselben an.

Vor Allem war das untere Lothringen von diesen Kämpfen betroffen, wo Herzog Gottfried noch immer schwer an der Eifersucht und dem Hasse der alten im Lande mächtigen Geschlechter zu tragen hatte und wo überdies die luxemburgische Verwandtschaft, nachdem sie sich einmal gegen den Kaiser erhoben hatte, nicht so leicht zum Gehorsam zurückzuführen war. Wenn auch die Schwäger des Kaisers die mit so wenigem Glücke geführten Waffen nicht wieder er-

1015—1018. griffen, so sah man sie doch — und gewiß nicht mit Unrecht — noch immer als die geheimen Triebfedern des fortschleichenden Aufstandes an. Von allen Seiten fand sich Gottfried deshalb von Feinden und Widersachern umgeben. Hier befehdete ihn der Graf Gerhard, der Kaiserin Schwager; dort lag der holländische Graf Dietrich, der Kaiserin Neffe, bald mit den Friesen, bald mit dem Utrechter Bischof in Kampf und machte das Einschreiten des Herzogs nöthig. Dazu kamen die alten unversöhnlichen Feinde seines Hauses, die Nachkommen des ersten Herzogshauses, die Grafen von Löwen und dem Hennegau, die ihre alten Ansprüche auf das Herzogthum durch die Vermählung des Grafen Lambert mit einer Tochter des letzten karolingischen Herzogs noch verstärkt zu haben glaubten und aus Haß gegen Herzog Gottfried seinen anderen Feinden willig die Hand boten.

Erst durch mehrjährige schwere Kämpfe gelang es, Lothringen zu beruhigen und das Ansehen Gottfrieds zu sichern. Zuerst unterlag Graf Lambert seinem Schicksal. Am 12. September 1015 wurde er auf dem Felde von Fleurus geschlagen und fand mit Vielen der Seinen den Tod. Niemand trauerte sonderlich um ihn, denn er war ein wüster Geselle und wilder Raufbold gewesen, der oft selbst an heiliger Stelle unmenschliche Frevelthaten verübt hatte. Dennoch fand die Fehde mit seinem Tode nicht ihr Ende. Die Blutrache trieb seinen Sohn Heinrich und seinen Neffen Raginar in den Kampf gegen den Herzog. Und, während Gottfried noch mit diesen Gegnern zu schaffen hatte, war auch bereits der Graf Gerhard mit seinem zahlreichen Anhang in den Waffen und beunruhigte die Gegenden an der Eifel. Vielfache Raubzüge, Streifereien, Ueberfälle hatten geringen Erfolg für die Dauer und zeigten nur, daß die Streitkräfte beider Theile sich ziemlich gewachsen waren. Endlich kamen die Fehdenden über Zeit und Ort überein, wo sie mit voller Macht im offenen Kampfe entscheiden wollten; ein großes Gottesgericht sollte den langen Hader schlichten. Gerhard stellte sich mit den Seinen, unter denen sich auch sein einziger Sohn Siegfried, sein Schwestersohn der fränkische Graf Konrad, der noch einst zum Kaiserthron aufsteigen sollte, Graf Balderich und viele andere edele Herren befanden. Ihm gegenüber erschien Herzog Gottfried, dem eine nicht geringere Anzahl tüchtiger Kämpfer folgte. Am 27. August 1017 wurde die Schlacht geschlagen, *) und das Gottesurtheil fiel gegen Gerhard aus. Seine

*) Der Schlachtplatz ist unbekannt.

Leute geriethen in wilde Flucht; sein Sohn wurde gefangen; Konrad verließ schwerverwundet den Platz. Unter den Todten, die Gerhard verlor, war auch ein gewisser Walter, ein Burgunder von Geburt, der einst in Gerhards Gefangenschaft gerathen und dann in seine Dienste getreten war. Er war ein Geistlicher seinem Stande nach und trug noch das geistliche Kleid, aber angeborne Wildheit des Gemüths hatte ihn das Brevier mit dem Schwerdte vertauschen lassen. So wurde er einer der gefürchtetsten Räuber seiner Zeit und die Schrecken des Kriegs seine größte Freude; nur an dem Tage, heißt es, fand man ihn heiterer Laune, an dem er seinen Speer mit Blut gefärbt und ein Gotteshaus eingeäschert hatte. 1015–1018.

Dieser Sieg Gottfrieds über Gerhard trug vor Allem dazu bei, einen friedlicheren und gesetzlicheren Zustand in Lothringen herzustellen. Bis zu welchem Grade man aber doch noch das Gesetz zu verhöhnen und des Kaisers zu spotten wagte, zeigen die Frevelthaten der Gräfin Adela, die damals alle Gemüther mit Schrecken erfüllten und die zugleich einen so tiefen Blick in das Sittenverderbniß werfen lassen, welches schon hier und da die höchsten Klassen unseres Volkes ergriffen hatte, daß wir dieser Gräuel ausführlicher gedenken müssen. Es ist ein düsteres Bild, das wir entrollen.

Gräfin Adela, die deutsche Medea.

Adela war aus einem vornehmen sächsischen Geschlecht, die Tochter eines Grafen Wichmann, der in Westfalen, Friesland und im niederen Lothringen reich begütert war und eine Zeit lang auch die Grafschaft Gent bekleidet hatte. Graf Wichmann stand nicht allein in dem Rufe eines reichen und kriegstüchtigen Mannes, sondern hatte auch den Ruhm frommer Gesinnung gewonnen, da er um das Jahr 970 ein Kloster zu Elten bei Emmerich gestiftet und mit einem großen Theil seiner Stammgüter reichlich ausgestattet hatte.

Wichmann starb, ohne Söhne zu hinterlassen; es überlebten ihn nur zwei Töchter, so unähnlicher Natur, wie sie selten demselben Stamme entsprießen. Liudgarde, die ältere, war ein Muster aller weiblichen Tugenden, sanft, sittsam, fromm; sie hatte ihr Leben dem Dienste Gottes geweiht und war die erste Aebtissin des von ihrem Vater gestifteten Klosters. Ihre Schwester Adela dagegen, dem sächsischen Grafen Immed, einem der vornehmsten Männer, der selbst dem kaiserlichen Hause verwandt war, in früher Jugend vermählt,

1015–1018. war habgierig, prunksüchtig, herrisch, stolz und hoffärtig ohne Gleichen; schon ihr trotziger Blick und ihre schreiende Stimme verriethen sie als ein Mannweib der schlimmsten Art. Aber Geist, Muth und Geschicklichkeit rühmten ihr selbst ihre Feinde nach, die sie zu allen Zeiten im Uebermaße hatte. Weit und breit kannte man keine feineren Stickereien als von ihrer Hand, keine kunstreicheren Gewebe, als die sie von ihren Mägden anfertigen ließ.

Sofort nach des Vaters Tode brach ein Zwist zwischen den unähnlichen Schwestern aus. Adela erhob Ansprüche auf die Erbgüter, die der Vater dem Kloster geschenkt hatte; Liudgarde vertheidigte die Rechte ihres Klosters. Der Zwist wurde zur tödtlichen Feindschaft, als auch Liudgarde ihr Erbe dem Kloster zuwandte. Da die Aebtissin nicht lange darauf an Gift starb, meinte Jedermann, daß die Schwester die Mörderin sei, und der Verdacht schien sich dadurch zur Gewißheit zu steigern, daß Adela sich gleich mit Gewalt der Erbgüter ihres Vaters, die an das Kloster gefallen waren, bemächtigte. Auf ein kaiserliches Gebot mußte Adela freilich weichen und dem Kloster sein Eigenthum zurückstellen, aber Niemand fand sich, der die Anklage des Mords gegen die mächtige Frau erhoben hätte.

Inzwischen war Adela früh ihres Gemahls beraubt worden, der ihr außer zwei Töchtern zwei Knaben hinterließ: Dietrich, der in des Vaters Ehren und Würden eintreten sollte, und Meinwerk, der, schon als Knabe für den geistlichen Stand bestimmt, in die kaiserliche Kanzlei eintrat und dann als Bischof von Paderborn einen so berühmten Namen gewann. Adela, die ihre Wittwenschaft in offenkundiger Zügellosigkeit verlebte, fühlte dennoch bald, daß sie eines verwegenen Gemahls bedürfe, der ihr Interesse zu dem seinigen mache und es erforderlichen Falls mit gewaffneter Faust durchzukämpfen bereit sei. Sie fand einen solchen in einem Ritter, mit Namen Balderich; er war der Neffe eines lothringischen Grafen Gottfried, der am unteren Rhein sehr begütert war und nur einen schwachsinnigen Sohn zum Erben hatte, so daß Balderich nach dem Tode seines Oheims dessen Grafschaft im Gau der Attuarier zu erlangen hoffte. Auch Balderich war reich, Reichthum häufte sich so auf Reichthum; doch Adela dachte nur an das, was ihr nach ihrer Meinung unrechtmäßiger Weise entrissen war. Nicht eher ruhte sie, als bis Balderich mit seinen und ihren Mannen das Kloster Elten überfiel, sich der nahe gelegenen Burg bemächtigte und in den geweihten Räumen nach ihrem Willen schaltete. Abermals trat kaiserliches Gebot dem Raube entgegen; Otto III. nöthigte Balderich, seine Beute fah-

ren zu lassen, und verurtheilte ihn überdies zu einer hohen Geldbuße. 1013—1018.
Dennoch wußte es Adela dahin zu bringen, daß im Jahre 997 ein Vergleich zwischen ihr und dem Kloster vor dem Kaiser geschlossen wurde, in dem sie wenigstens einen Theil der beanspruchten Güter erhielt.

Der lange Streit schien beseitigt. Kaum hatte indessen Otto III. die Augen geschlossen, als Adela glaubte, die Stunde, volle Genugthuung zu erlangen, sei endlich erschienen, und Balderich noch einmal das Kloster überfiel. Doch auch diesmal nöthigte ihn das Gebot des Kaisers, dem Kloster zurückzugeben, was ihm gehörte. Balderich und Adela wurden inne, daß sie nach dieser Seite hin nichts zu gewinnen vermöchten, und alsbald richteten sie ihre habgierigen Blicke nach einem andern Raube.

Graf Gottfried, der Oheim Balderichs, hatte nehmlich dem sächsischen Grafen Wichmann, jenseits des Rheins im Gau Hamaland, einem trefflichen jungen Mann, der mit dem Hause der Billinger in naher Verwandtschaft stand, eine Tochter zur Ehe gegeben und hoffte in dem angesehenen Eidam seinem schwachen Sohne eine Stütze zu gewinnen. Als Gottfried bald darauf starb, wurde in der That sein Sohn, trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit und geistigen Stumpfheit, mit der Grafschaft des Vaters belehnt; doch geschah dies vornehmlich mit Rücksicht auf Wichmann, der in allen Dingen nun die Rechte der Grafschaft vertrat. Balderich, in seinen lange genährten Erwartungen getäuscht, sah mit finsterem Groll, wie Wichmann sich nicht allein im Attuariergau jetzt als Graf gebärdete, sondern auch mehr und mehr diesseits des Rheins festsetzte und Burgen neben Burgen erbaute. Adela fachte den Groll zur verzehrenden Rachsucht an. Die Fehde entspann sich, und die Waffen wütheten unter den lothringischen und sächsischen Mannen der beiden Herren. Balderich erstürmte eine Burg Wichmanns an der Maas und drängte ihn über den Rhein zurück, wo Wichmann eine schon von Natur feste Burg, Munna mit Namen, noch auf alle Weise verstärkte und von hier aus glückliche Streifzüge gegen den Feind über den Rhein unternahm. Der König machte endlich der Fehde ein Ende. Er gebot Beiden, bei seinem königlichen Zorn Frieden zu halten; vor seinen Augen mußten sie sich versöhnen.

Wichmann traute dem Frieden und trat bald darauf eine Pilgerfahrt nach Rom an. Aber die Zeit seiner Abwesenheit wußten Balderich und Adela für ihre Zwecke zu nützen. Balderich hatte sich inzwischen durch mehrfache Dienste die Gunst des Königs gewonnen;

1015-1018 Adela erfreute sich der einflußreichsten Verbindungen am Hofe — ihr Sohn Meinwerk war bereits zum Bischof von Paderborn erhoben und stand dem Herzen des Königs nahe — sie ließ deshalb nicht ab, in ihren Gemahl zu dringen, die Gunst der Umstände zu benutzen, um die Grafschaft, die der Sachse an sich gerissen, ihm zu entwinden. Balderich ging an den Hof, und königliche Gunst und reiche Geschenke gewannen ihm, was er verlangte. Sein schwachsinniger Vetter wurde des Grafenamtes entsetzt; mit der Grafschaft und mit dem königlichen Befehl, daß Niemand es wagen solle, sich dem Willen des Herrschers zu widersetzen, kehrte Balderich heim. Wie erstaunte Wichmann, als er auf dem Rückwege von diesen Vorgängen vernahm. Für seine und seines Schwagers Sache griff er sofort nach seiner Heimkehr zum Schwerdte; die Fehde entbrannte aufs Neue, und schlimmer als zuvor. Der Bischof Adelbold von Utrecht, ein bei dem König sehr angesehener Mann, suchte alsbald eine Ausgleichung herbeizuführen. Er brachte es wirklich dahin, daß die Hadernden einen Waffenstillstand schlossen; aber so erbittert waren sie schon, daß kaum einen Tag der Vertrag gehalten wurde. Wichmann, der eine günstige Gelegenheit sah, sich des gehaßten Gegners zu bemächtigen, glaubte diese nicht ungenützt vorübergehen lassen zu dürfen. Er überfiel Balderich aus einem Hinterhalt, aber dieser entkam über den Rhein, und die Fehde nahm trotz des Vertrags ihren Fortgang, bis nach geraumer Zeit abermals ein Waffenstillstand geschlossen wurde.

Inzwischen war nach dem Tode des schwachen Herzogs Otto Gottfried von Verdun mit Niederlothringen belehnt worden. Lambert und Gerhard, den Feinden des Herzogs, schloß sich der unruhige Balderich an und ging dadurch mit seinem Weibe der kaum gewonnenen Gunst des Königs verlustig, während seine Stiefsöhne, Meinwerk von Paderborn und dessen Bruder Graf Dietrich, immer höher an Einfluß bei Hofe stiegen. Umsonst versuchte Adela ihre Söhne und durch sie den Kaiser zu gewinnen. Meinwerk mied jeden Verkehr mit seiner lasterhaften Mutter; so sehr er sonst mit ihrem Unternehmungsgeist auch ihre Habgier ererbt hatte, wies er doch ihre Geschenke mit Abscheu zurück. Da flammte in der Brust dieser Furie der Haß gegen ihr eigen Fleisch und Blut, ihre eigenen Kinder auf. Als Bischof Meinwerk den König auf seiner Romfahrt begleitete, vollführte sie eine verruchte Höllenthat, die sie lange bei sich erwogen hatte. Sie ließ ihren Sohn Dietrich am 7. April 1014 auf seiner Burg Upplan bei Citen überfallen und ermorden. Balderich nahm sofort von der Burg Besitz und wurde nun der thätigste Bundesgenoße aller derer,

die in Lothringen den Landfrieden ſtörten und Herzog Gottfried das Ge- 1015—1018.
genſpiel hielten. Während dieſer, von Wichmann unterſtützt, im Sommer 1015 nach Brabant gegen Lambert zog, eilte Balderich dem Grafen Gerhard zu Hülfe, der damals die Burg Heimbach in der Eifel belagerte. Auf der Heimkehr von hier wurde Balderich von einem Vaſallen Wichmanns bei Köln überfallen, gefangen genommen und nach Munna geſchleppt. Nur mit ſchwerem Gelde kaufte er ſich frei und mußte, von allen Seiten bedrängt, nicht allein Frieden ſchließen, ſondern ſich ſogar Wichmann als Freund erbieten.

Balderichs und Adelas Sterne waren augenſcheinlich im Sinken, aber bald ſollte ihre Bedrängniß noch wachſen. Im Anfange des Jahrs 1016 wurden ſie vor den Richterſtuhl des Kaiſers nach Dortmund beſchieden und hier die Anklage des Kindesmordes gegen Adela erhoben. Biſchof Meinwerk, der ſeinen Bruder wie ſeinen Augapfel geliebt hatte, trat ſelbſt als Ankläger ſeiner Mutter auf und forderte die ſtrengſte Strafe für den Mord ſeines einzigen Bruders. Adela wurde des Kindesmordes und des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, Balderich der Theilnahme ihrer Schandthaten überführt und Adela zum Tode verurtheilt. Dennoch ſchenkte der Kaiſer ihr das Leben, aber nur gegen Opfer, die ihrem habgierigen Gemüthe am Schwerſten fielen. Den größten Theil ihrer Eigengüter mußte ſie der Kirche von Paderborn zum Eigenthum überlaſſen, und auch Balderich ſich durch Abtretungen von ſeinem Eigenthum von der Strafe löſen. Seitdem ſannen Beide nur darauf, wie ſie ſich an Biſchof Meinwerk, an dem Kaiſer, an Wichmann, an Gottfried, an Allen, die es mit jenen in Lothringen hielten, auf das Empfindlichſte rächten.

Adela und Balderich ſahen ſich, da ihre Lage ſchon immer bedenklicher wurde, nach neuen, mächtigen Bundesgenoſſen um, und ſie fanden einen ſolchen in Erzbiſchof Heribert, der meiſtentheils nur allzu geneigt war, die Widerſacher des Kaiſers zu unterſtützen. Balderich wurde Heriberts Vaſall; Adela zeigte ſich wider ihre Gewohnheit gegen fromme Stiftungen freigebig. Aber ihre Frömmigkeit hatte keinen andern Grund, als ſich ſo die Freundſchaft des Erzbiſchofs zu gewinnen und zugleich ihrem Sohn Meinwerk ſein Erbe zu entziehen. Meinwerk wurde hier an ſeiner empfindlichſten Stelle verwundet. Als alle ſeine Vorſtellungen umſonſt waren, legte er zuletzt ſelbſt Hand an die Mutter, verſicherte ſich ihrer Perſon nnd führte ſie gefangen fort. Er entließ ſie zwar bald wieder, aber nur nach den dringlichſten Ermahnungen, ihren Wandel zu beſſern, die indeſſen bei ihr keinen Erfolg haben konnten. Blindlings ſtürzte ſich Adela in das Verder-

1015—1018. ben, das endlich über sie einbrach, als sie sich einer neuen Mordthat erfrechte.

Graf Wichmann hatte mit seinem Vetter Balderich zuletzt ein freundliches Verhältniß herzustellen gesucht. Er lud ihn zu einem festlichen Gelage und entließ seinen Gast mit allen Ehren und reichen Geschenken. Erfreuet darüber bat ihn Balderich um einen Gegenbesuch, und Wichmann begab sich trotz vieler Warnungen, der Treue seines Vetters vertrauend, als Gast nach Upplan. Als er in die Burg trat, verhehlte er seinem Wirth nicht, mit welchen Besorgnissen man sein Herz erfüllt habe, aber der Wahrheit gemäß betheuerte Balderich, daß er nichts Uebles im Schilde führe. Auch Adela nahm mit großer Freundlichkeit den Gast auf, der sich bald in völlige Sicherheit einwiegen ließ. Nichtsdestoweniger umlauerte ihn der Verrath. Trotz ihrer gleißnerischen Freundlichkeit hatte Adela vom ersten Augenblicke an, wo Wichmann ihre Burg betrat, auf seinen Untergang gesonnen. Da sie auf ihres Gemahls Hülfe nicht glaubte zählen zu können, traf sie allein alle Anstalten zum Morde. Erst wollte sie Wichmann durch Gift beim Mahle tödten; dieser Plan schien ihr indessen unausführbar und wurde verworfen. Auf seiner Heimkehr sollte nun Wichmann von ihren Schergen überfallen werden; einer ihrer Vasallen sollte mit einem Knechte die Unthat vollführen. Als Wichmann heiter und wohlgemuth am 6. Oktober 1016 Upplan verließ, gab ihm Balderich das Ehrengeleit aus der Burg. Herzlich sich begrüßend, trennten sich Beide, und Wichmann zog heimwärts, nur von wenigen Mannen begleitet. Als diese eine Strecke Weges zurückblieben und Wichmann mit einem seiner Knechte allein durch das Feld ritt — es war etwa eine Meile von Upplan —, brachen die von Adela gedungenen Mörder plötzlich aus einem Versteck, drangen auf ihn ein, stießen ihn nieder und ergriffen dann schleunigst die Flucht. Wichmanns Mannen kamen erst zur Stelle, als die Mörder nicht mehr zu erreichen waren.

Der Mord wurde bald aller Orten ruchbar. Adela triumphirte laut über die gelungene Rache; Balderich fluchte ihr, die ihn ruchlos in das Verderben stürze. Sein weibisches Zagen warf ihm mit Hohn das nur allzu verwegene Weib vor; was hülfe es, in den Augen der Welt werde er doch für den Mörder Wichmanns gelten; wolle er nicht untergehen, so müsse er Haus und Hof jetzt schützen. So brachte sie Balderich wenigstens zu dem Entschluß, Upplan zu bewehren. Bald stürmten Wichmanns Vettern, Freunde und Mannen heran. Bischof Dietrich von Münster hatte zuerst Kunde von dem Ereigniß erhalten, die Leiche seines Freundes nach Vreden begleitet und dort

bestattet; dann rückte er sofort, nachdem er die Verwandtschaft Wich- 1015–1018.
manns aufgeboten hatte, gegen Upplan. Auch Herzog Bernhard von Sachsen, der Stammvetter des Erschlagenen und Vormund seines kleinen Sohns, eilte herbei, tröstete die um ihren Herren trauernden Mannen und führte sie gegen Balderichs Burg. Von anderer Seite zog zugleich Bischof Adelbold mit seinen Rittern vor Upplan. Da brach Balderichs Muth; flüchtig verließ er die Burg. Adela übernahm die Vertheidigung derselben und leitete sie mit männlichem Muthe. Mit Hitze wurde Upplan berannt, mit Hartnäckigkeit vertheidigt; selbst die Weiber zogen, mit Helmen bedeckt, auf die Mauer, um die Belagerer über die Stärke der Besatzung zu täuschen. Aber die Noth in der Burg stieg mit jedem Tage höher und höher, und schon nahte sich der Kaiser selbst, aus dem ersten burgundischen Feldzuge heimkehrend. Da bebte selbst die freche Adela; sie machte mit den Belagerern einen Vertrag, der ihr mit ihrer Habe freien Abzug gewährte. Upplan fiel in die Hände ihrer Feinde und wurde bis auf den Grund zerstört. Als der Kaiser nach Köln kam, hatte ihn Erzbischof Heribert, der Balderichs Burg retten wollte, dringend gebeten, ihm die Belagerung derselben zu überlassen und der Kaiser hatte Heriberts Bitten gewährt; aber ehe Heribert zur Stelle kam, war die Burg bereits in einen Schutthaufen verwandelt.

Einst, wird erzählt, hatte Balderich in den Tagen des Glücks auf einem Söller seiner Burg Rabinheim gestanden, und indem er das fette Land ringsumher und den reichen Ertrag der Felder überblickte, waren gotteslästerliche Gedanken in seiner Seele aufgestiegen. „Gott," sagte er zu den Umstehenden, „soll Alles vermögen — und doch kann er mich in der Fülle meines Reichthums nicht zu einem armen Mann machen. Der Rhein fließt an meinem Lande vorüber und bietet mir Alles im Ueberfluß, was Auge und Gaumen ergötzt, der nahe Wald liefert mir Wildpret in Fülle. Wie sollte ich von solchem Reichthum zur Armuth herabsinken können?" Jetzt war Balderichs Reichthum dahin; Erzbischof Heribert und Graf Gerhard gaben ihm das Gnadenbrod.

Als bald darauf der Kampf zwischen Gerhard und Herzog Gottfried aufs Neue ausbrach, vertheidigte Balderich für Gerhard die Burg Heimbach in der Eifel. Um ihn sammelten sich Flüchtlinge und wüstes Gesindel; Leute, die keine Heimath mehr hatten, gleich ihm. Auch der sächsische Graf Berthold, der Bruder des entsetzten Markgrafen Werner, trat zu ihm. Es gelang diesem Berthold durch Verrath am 1. April 1017 Munna einzunehmen, das Herzog

1015—1018. Bernhard einem seiner Vasallen zur Vertheidigung übergeben hatte. Noch einmal fiel da ein Strahl der Hoffnung in das verschuldete Elend Balderichs und Adelens; aber schnell, wie er hervorgeblitzt war, verschwand er von Neuem. Wenige Monate darauf entschied der Kampf für Herzog Gottfried gegen Graf Gerhard, und Balderich selbst gerieth in die Gefangenschaft seiner Feinde. Ob er derselben durch Flucht entkam, oder sich auslöste, wissen wir nicht; aber gewiß ist, daß er bald darauf sein unstätes räuberisches Leben von Neuem begann.

1018. Als der Kaiser im März 1018 nach Nymwegen kam, um dort eine Synode zu halten, ließ er seine eifrigste Sorge sein, den Landfrieden im niederen Lothringen herzustellen. War es die Milde des hereinbrechenden Alters, war es die Einsicht, daß nur durch Nachgiebigkeit die aufgeregten Gemüther in Lothringen zu beruhigen seien, mit ungewohnter Versöhnlichkeit trat der Kaiser jetzt auf. Auf einem großen Fürstentage glich er den Streit zwischen Herzog Gottfried und Graf Gerhard aus; Erzbischof Heribert wurde durch Gunstbeweise gewonnen; auch Lamberts Neffe Raginar erschien am Hofe und wurde zu Gnaden angenommen. Selbst Graf Berthold mit seinem Anhange ergab sich dem Kaiser und lieferte ihm Munna aus, das Graf Gerhard und Erzbischof Heribert zum Zeichen ihrer aufrichtigen Friedensgesinnungen zerstörten. Ein allgemeiner Landfriede wurde ohne Zweifel aufgerichtet; für einen Wegelagerer, wie Balderich, schwand jede Hoffnung einer bessern Zukunft.

Verzweifelnd folgte daher endlich auch Balderich der Mahnung des Kaisers nach Nymwegen. Unter der Zusicherung freien Geleits erschien er am Hofe und erbot sich durch jeden verlangten Beweis seine Unschuld an Wichmanns Morde zu erhärten. Aber die Herzöge Gottfried und Bernhard waren so ergrimmt gegen ihn, daß sie ihm nicht einmal das Wort zur Vertheidigung verstatteten. Wenig fehlte, daß er mitten in der Versammlung der Fürsten vor den Augen des Kaisers erschlagen wurde. In der höchsten Seelenangst rief Balderich die Barmherzigkeit des Kaisers an, der ihn den Händen der Wüthenden entriß und ihm mindestens die Möglichkeit der Flucht sicherte.

Bettelnd sollen darauf Balderich und Adela im Lande umhergezogen sein, bis ihnen endlich Heribert abermals das Gnadenbrod und eine Zufluchtsstätte gewährte. Drei Jahre später starb Balderich zu Heimbach und wurde zu Zyfflich begraben, wo er ein Kloster gestiftet hatte. Adela starb, wie es scheint, schon vor ihrem Gemahl zu Köln und wurde dort vor der Petrskirche bestattet. Aber die Asche der

Schwester- und Kindesmörderin schien der Stadt schweres Unheil zu 1018.
bringen; man riß sie aus dem Grabe und warf sie in den Rhein. Mehrere Tage lang — so wird erzählt — tobte und brauſete der alte Rhein, gleich als wären durch die Aſche der Verbrecherin ſeine reinen Fluthen enweiht.

Die Siege Gottfrieds und die Verſöhnlichkeit des Kaiſers bahnten allmählich einen friedlicheren Zuſtand im niederen Lothringen an. Dennoch erlitt das Land im Jahre **1018** noch einmal durch einen inneren Kampf einen harten Schlag, der lange nachgefühlt wurde. Ein Neffe der Kaiſerin war es, der ihn führte.

Es iſt oben erzählt worden, wie im Jahre **1005** König Heinrich die Rechte ſeiner Schwägerin Liudgarde und ihres unmündigen Sohns Dietrich gegen die Frieſen ſchützte. Inzwiſchen war Graf Dietrich zu männlichen Jahren erwachſen und hatte ſelbſt die Kämpfe gegen die Frieſen aufgenommen, die ihm einſt den Vater erſchlagen hatten. Aber das Glück war ihm nicht hold, und der vergeblichen Anſtrengungen endlich müde, ſuchte er ſein Gebiet nach einer andern Seite zu erweitern. Die Gegenden um Rotterdam und Dortrecht zwiſchen den Waal- und Maasmündungen waren damals faſt ganz unbebaut; ungelichtete Waldungen und ausgedehnte Sümpfe nahmen den Landſtrich ein, den man Mirivido (Merwe) nannte, ein Name, der jetzt noch einem Arme der Maas geblieben iſt. Nur einzelne Fiſcher und Jäger trieben hier ihr Gewerbe und zinsten von demſelben dem Biſchof von Utrecht, dem der größte Theil des bis dahin herrenloſen Bodens von den Kaiſern geſchenkt war, während auch der Erzbiſchof von Köln und einige nahe Klöſter kleinere Beſitzungen hatten. Neben dieſer dünnen und flüchtigen Bevölkerung hatten ſich in der letzten Zeit einzelne frieſiſche Koloniſten angeſiedelt, als auch Graf Dietrich auf dieſe ihm benachbarten Gegenden ſein Auge warf. Das waſſerreiche Land war günſtig, eine feſte Burg zu erbauen, von der man die Schiffe, die aus der Maas in die See fuhren, einem Zoll unterwerfen konnte. Dietrich nahm alſo, ohne auf die Rechte des Biſchofs von Utrecht zu achten, von der Merwe Beſitz, legte ein Caſtell in derſelben an, machte die frieſiſchen Koloniſten ſich zinsbar und erhob von den in See gehenden Schiffen einen willkührlichen Zoll. Die Handelsleute von Thiel klagten über himmelſchreiende Gewalt, nicht minder der Biſchof von

1018. Utrecht, dem seine Einkünfte geschmälert und einige Mannen erschlagen waren. Auf ihre Klagen wurde Ostern 1018 Graf Dietrich nach Nymwegen vor den Kaiser beschieden. Der Spruch des Kaisers lautete dahin, daß Herzog Gottfried mit dem Bischof von Utrecht die friesischen Kolonisten verjagen und die Burg Dietrichs niederreißen solle; die Merve aber dem Bischof zurückzugeben sei. Vergebens versuchte Dietrich den Spruch des Kaisers zu wenden; als es ihm nicht gelang, verließ er den Hof mit der Drohung, er werde seinen Feinden zu begegnen wissen.

Im Sommer 1018 zog ein lothringisches Heer gegen ihn aus, das Herzog Gottfried selbst führte, um den Spruch des Kaisers zu vollstrecken. Es war zahlreich und wohlgerüstet; Bischof Adelbold von Utrecht führte selbst seine Leute an, auch die Bischöfe von Lüttich, Köln und Cambray hatten ihre Mannen gesendet. Aber so geübt sie alle im Reiterdienst waren, so wenig waren sie gewohnt, zu Fuße zu streiten. Es entmuthigte sie daher nicht wenig, daß sie ihre Rosse zurücklassen mußten, von denen in jenem sumpfigen Lande kein Gebrauch zu machen war. Das Heer fuhr die Maas hinab und landete bei Vlaardingen. Der Herzog schiffte es aus und wollte es sogleich gegen Dietrich führen, dessen Hauptkraft in seinen friesischen Bauern und Schiffern bestand, stämmigen Leuten, die sich ebensosehr auf die Schnelligkeit ihrer Füße, als die Kraft ihrer Fäuste verlassen konnten. Als Gottfried landeinwärts seinen Marsch nahm, fand er alsbald den Weg durch Gräben und Sümpfe so behindert, daß er sich zur Umkehr genöthigt sah. Er ließ die vorderen Reihen kehren und erregte dadurch in den hinteren Gliedern die Meinung, er sei vorn von den Friesen angegriffen und weiche zurück. Eine furchtbare Bestürzung ergriff durch diesen Irrthum die lothringischen Ritter, welche die Friesen, die sich in gedrungenen Haufen auf eine Anhöhe gezogen hatten, sofort zu einem Ueberfall benutzten und über die eines solchen Kampfs ganz ungewohnten und ohnehin vollständig betäubten Feinde einen glänzenden Sieg davontrugen; Viele fielen beim ersten Ansturm der Bauern; die dem Kampf Entflohenen stürmten zu den Schiffen und fanden bei der Hast des Einschiffens und der Ueberlastung der Fahrzeuge meist ihren Tod in den Fluthen. Dreitausend Ritter sollen so umgekommen sein, ohne daß die Bauern einen nennenswerthen Verlust erlitten. Die benachbarten Bischöfe hatten den größten Theil ihrer Vasallen verloren; kein ritterliches Haus war in den nächstgelegenen Gauen ohne Trauer. Man hat lange Jahre an die Friesen von Vlaardingen nur mit Seufzen zurückgedacht.

Biſchof Adelbold hatte ſich, wie durch ein Wunder auf einen 1018.
Nachen gerettet. Herzog Gottfried war ſchwerverwundet in die Hände der Frieſen gefallen, die ihn nach Dietrichs Burg ſchleppten. Graf Dietrich erſchrak ſelbſt, nachdem er ſeinen Rachedurſt geſtillt hatte, über das angerichtete Blutbad und fürchtete die volle Schwere des kaiſerlichen Zornes. Er ſetzte deshalb alsbald den Herzog gegen das Verſprechen, beim Kaiſer ſein Fürſprecher zu ſein, wieder auf freien Fuß. In der That zeigte der Kaiſer jetzt gegen Dietrich große Nachgiebigkeit. Als er gegen Ende des Jahres abermals in die niederrheiniſchen Gegenden kam, nahm er ſeinen Neffen wieder zu Gnaden an und ſöhnte ihn mit Biſchof Adelbold aus. So gerechte Urſache dem Grafen zu zürnen der Biſchof auch hatte, konnte er ſich doch um ſo weniger einer Ausgleichung weigern, als ſeine noch vielfach durch Normannenſchwärme beunruhigten Beſitzungen keinen anderen mannhaften Vertheidiger hatten, als eben den Grafen.

Während ſo das untere Lothringen Ruhe gewann, erholte 1015—1018.
ſich allmählich auch Oberlothringen von den langen und ſchweren Leiden, welche die früheren Kriegszüge des Kaiſers über das Land und vornehmlich über die Gegenden von Metz und Trier gebracht hatten. Den furchtbaren Zuſtand des Landes um das Jahr **1015** ſchildert uns ein Zeitgenoſſe, der Biograph des Biſchofs Adalbero **II.** „Welche Zeiten!“ ruft er aus. „Man verflucht das Leben und fleht um Nichts, als den Tod. Die Städte ſind entvölkert, die Dörfer und Höfe eingeäſchert, die Wälder und Gärten verwüſtet, die Weinberge ausgerodet. Krieg, Hungersnoth, Peſtilenz und Feuer rafft das Volk maſſenweiſe hin. Viele Edle ſind verarmt und an den Bettelſtab gebracht. Die Gotteshäuſer ſtehen ringsum verödet.“ Beſonders in der Gegend von Trier wüthete lange der Bürgerkrieg fort, und Megingaud, der vom Kaiſer anerkannte Erzbiſchof, konnte niemals von ſeiner Hauptſtadt Beſitz ergreifen, wo ſich der junge Adalbero ſeinem kaiſerlichen Schwager zum Trotz behauptete. Erſt als in den letzten Tagen des Jahres **1015** Megingaud ſtarb und der Kaiſer den Babenberger Poppo, den Bruder des Markgrafen Heinrich von Oeſtreich und des Herzogs Ernſt von Schwaben, vom Probſt zu Bamberg zum Erzbiſchof von Trier beförderte, gewannen die Dinge eine andere Geſtalt. Poppo, in dem das Blut ſeiner tapferen Ahnen rann und dem die Macht und das Glück ſeines ſich jetzt gewaltig erhebenden Hauſes zur Seite ſtanden, demüthigte bald den Luxemburger, gewann Trier und ſchloß endlich einen Vergleich mit ſeinem Widerſacher, der dieſem nur das Kloſter des h. Paulinus beließ, deſſen Abt er vordem gewe-

1015—1018. ſen war. Der wichtigſte Streitpunkt, der den Kaiſer noch von ſeinen Schwägern trennte, war damit erledigt. Sofort ließ der Kaiſer durch Erzbiſchof Poppo ſeine Schwäger verſichern, daß er an Herzog Heinrich das ihm abgeſprochene Herzogthum zurückzugeben geneigt ſei. Im December 1017 wurde Heinrich zum zweitenmal mit der Fahne von Baiern belehnt und im folgenden Sommer von ſeiner Schweſter, der Kaiſerin, in ſein Herzogthum zurückgeführt. Die Wurzel war ausgeriſſen, aus der die böſe Saat der Bürgerkriege in Lothringen ſo üppig aufgeſchoſſen war; dieſe Saat erſtarb, und fortan gediehen auf dieſem Boden beſſere Früchte.

1019. Im Jahre 1019 wurde auch Schwaben der Schauplatz einer gefährlichen inneren Fehde, die jedoch ſchnell ein Ende fand und ohne dauernde Folgen blieb. Am 31. Mai 1015 war nehmlich Herzog Ernſt I. aus dem babenbergiſchen Hauſe geſtorben. Ein jäher, unglücklicher Tod raffte den edlen Mann in den Jahren friſcheſter Manneskraft hin. Auf der Jagd traf ihn der Fehlſchuß eines ſeiner Vaſallen. Als der Herzog fühlte, daß der Pfeil ihn tödtlich verwundet habe, bat er zunächſt ſeines unglücklichen Mörders zu ſchonen, beichtete dann einem aus dem Jagdgefolge, da kein Prieſter in der Nähe war, ſeine Sünden und bat mit ſeinen letzten Worten die Freunde, ſeiner geliebten Giſela an das Herz zu legen, daß ſie ihre Ehre und Keuſchheit wahre und ſeiner nimmer vergeſſe. Giſela, die ihrem Gemahl zwei Söhne geboren hatte, erlangte leicht von dem Kaiſer, ihrem Vetter, daß der erſtgeborne Sohn, der kleine Ernſt, mit dem Herzogthum Schwaben belehnt wurde. Sie ſelbſt, eine in den Geſchäften wohlerfahrene Frau, übernahm die vormundſchaftliche Regierung. So wurde Ernſt II. als Kind Erbe der Macht ſeines Vaters, aus der ihm nur ſchweres Unheil während ſeines kurzen Lebens erwachſen ſollte. Sein Unglück begann, als ſich kaum ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls Giſela von Neuem vermählte. Schön, klug, reich und mächtig, mußte ſie die Augen aller Männer auf ſich ziehen. Sie war die Herrin Schwabens, ihr väterliches Erbe war überaus ſtattlich, und ſchwerer noch wogen die Anſprüche, die ihre Mutter ihr auf die burgundiſche Erbſchaft hinterlaſſen hatte. Sie kannte ganz den Werth ihrer Perſon und wußte, daß ſie Königen und Kaiſern entſtammte und die Reihe ihrer Ahnen bis auf Karl den Großen zurückführen konnte. Nicht ohne große Anſprüche an das Leben, war ſie nicht ge-

willt einem andern, als einem hoch über der Maſſe des Volks her- 1019.
vorragenden Manne ihre Hand zu reichen. Es war Konrad von Franken, ein hochedler Mann aus kaiſerlichem Geſchlecht, der wackerſte Ritter ſeiner Zeit, der ihre Liebe gewann. Gegen den Willen der Kirche, die in der nahen Verwandtſchaft beider Ehehinderniſſe fand, gegen den Willen des Kaiſers, der niemals dem Hauſe Konrads ſich geneigt bewieſen hatte, vermählte ſich Giſela im Sommer **1016** mit Konrad und gebar ihm am 28. Oktober **1017** einen Knaben, der den Namen Heinrich empfing. Giſelas Söhne der früheren Ehe fanden ſämmtlich, wie ihr Vater, ein beklagenswerthes Ende; ihren neuen Gemahl und deſſen Sohn erhob das Glück auf die höchſten Gipfel des Lebens und machte ſie zu den mächtigſten Fürſten, die Deutſchland jemals beherrſcht haben.

Aber die erſten Jahre der Ehe Giſelas waren nicht vom Glücke verſchönt. Den Unwillen des Kaiſers über ihre Verbindung mußten ſie und ihr Gemahl bitter empfinden. Giſela verlor die Vormundſchaft über ihren Sohn und damit die Regierung Schwabens, die der Kaiſer dem Erzbiſchof Poppo von Trier übertrug. Konrad, längſt dem Kaiſer zürnend, der ſeinem Vetter Konrad das Herzogthum Kärnthen vorenthalten und dem Eppenſteiner Adalbero gegeben hatte, hätte nicht er ſelbſt ſein müſſen, wenn er ſich jetzt nicht den Gegnern Heinrichs überall angeſchloſſen hätte. Wir wiſſen bereits, wie er im Sommer **1017** ſeinen Oheim Gerhard gegen die Kaiſerlichen in Lothringen unterſtützte. Zwei Jahre ſpäter griff er Adalbero in Schwaben an, wo dieſer durch ſeine Gemahlin, die Schweſter Giſelas, reich begütert war. Seinem Vetter Konrad, der, als Knabe aus Kärnthen verdrängt, eben zum Jüngling heranwuchs, wollte er das väterliche Herzogthum erkämpfen und zugleich unfehlbar Giſelas Einfluß in Schwaben herſtellen. Konrad ſiegte über Adalbero im Jahre **1019** bei Ulm, aber erreichte doch ſeinen Zweck nicht. Adalbero blieb Herzog in Kärnthen; Erzbiſchof Poppo behauptete das Regiment in Schwaben; Konrad ſelbſt mußte auf des Kaiſers Befehl in die Verbannung gehen, aus der er jedoch nicht lange nachher zurückkehrte und dann in Ruhe beſſerer Zeiten harrte.

Wenn damals die Ruhe im oberen Deutſchland ſchnell hergeſtellt wurde und in dieſen ſchweren Zeitläuften Baiern und Schwaben meiſt in der Treue beharrten, ſo verdankte es der Kaiſer vor Allem den trefflichen Dienſten des babenbergiſchen Hauſes. Der Markgraf Heinrich auf dem Nordgau und ſein Vetter gleichen Namens in Oeſtreich hielten, nachdem ſich Heinrich einmal in der Herr-

1019. schaft befestigt hatte, mit unerschütterlicher Treue zu ihm; die Säulen des Reichs und des Kaisers Mitarbeiter nennt sie Thietmar. Diese Dienste blieben dem Hause nicht unbelohnt: der Bruder und Neffe des Oestreichers erhielten, wie wir sahen, nach einander die Belehnung mit Schwaben; ein anderer Bruder des Oestreichers wurde zum Erzbischof von Trier erhoben; als dann die beiden Markgrafen schnell nach einander starben, *) blieben ihre Marken in ihrer Familie. Die Mark auf dem Nordgau kam an Heinrichs Sohn Otto; die Mark Oestreich, da der andere Heinrich ohne Leibeserben starb, an seinen Bruder Adalbert. Die böhmische Mark und die baiersche Ostmark, das Herzogthum Schwaben und das Erzbisthum Trier waren so diesem Geschlechte zugefallen. Wer von den Marken Ungerns und Böhmens bis an die burgundischen und französischen Grenzen ritt, fand kein mächtigeres Haus weit und breit, als die Babenberger.

1018—1023. Bei weitem schwieriger, als im oberen Deutschland, war Heinrichs Lage in Sachsen. Immer größer wurde hier die Spannung zwischen den weltlichen Großen und den Bischöfen des Landes, die nebst ihren eigenen Interessen vor Allem die Rechte der Krone schützten. Mit schweren Klagen über die Gewaltthätigkeit und den Uebermuth des Adels, über den Druck, der auf den Bischöfen laste, schließt Thietmar seine Chronik, die er fast unmittelbar bis zu seinem Tode fortgesetzt hat, der am 1. December 1018 erfolgte. Damals stand bereits seit geraumer Zeit der Bischof Dietrich von Münster mit dem Grafen Hermann, einem nahen Verwandten des Kaisers, und den Söhnen dieses Grafen in Fehde. Zu derselben Zeit hatte der alte Bischof Bernward von Hildesheim schwer von den Bedrückungen seines Nachbarn, eines Grafen Brun, zu leiden, der den Billingern, wie dem königlichen Hause verwandt war. Die Billinger haderten aller Orten mit den Immedingern, in deren Händen das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Paderborn waren und die überschwängliche Gunst bei dem Kaiser genossen. Erzbischof Unwan ließ damals Bremen mit einem Walle umgeben, um sich vor den Angriffen Herzog Bernhards

*) Heinrich von Schweinfurt starb am 18. September 1017, sein Vetter Heinrich von Oestreich am 23. Juli 1018.

zu schützen; Bischof Meinwerk lebte in unablässigen Streitigkeiten mit Thietmar, dem Bruder Herzog Bernhards. Die anderen Bischöfe hatten mit anderen Feinden zu thun. Es wäre ein Zustand, sagt Thietmar, als gäbe es gar keinen König und Kaiser im Lande; Verräther spännen stets aufs Neue äußere Verwickelungen an, um den Kaiser zu hindern, die Ruhe im Innern zu schützen. 1018—1020.

Besonders gefährlich wurde die Lage Sachsens, als sich eine feindliche Spaltung zwischen dem Kaiser selbst und dem Hause der Billinger herausstellte, das nun schon in der dritten Generation das sächsische Herzogthum behauptet und bis dahin treu zu den Kaisern gehalten hatte. Schon daß der Kaiser den Mörder ihres Stammvetters, des Grafen Wichmann, hatte entschlüpfen lassen, konnte ihren Zorn reizen. Gewiß sahen sie auch die Stellung der Immedinger am Hofe nicht ohne Argwohn. Vornehmlich scheint aber doch ein furchtbarer Schlag, der um diese Zeit unmittelbar ihre Herrschaft traf, sie gegen den Kaiser bis zur Empörung getrieben zu haben. Es war der Aufstand der Wagrier und Abodriten, welcher nicht allein die Gewalt der Billinger in Gegenden zu vernichten drohte, die sie länger als ein halbes Jahrhundert beherrscht hatten, sondern auch der christlichen Kirche schwere und erst spät geheilte Wunden schlug.

Der größte Vorwurf gegen Heinrichs Regiment war und blieb die Duldung des hergestellten Götzendienstes bei den Liutizen. Je wichtiger dem Kaiser die Bundesgenossenschaft mit diesen kriegerischen Stämmen war, je mehr mußte er jedem Angriff auf ihr Heidenthum vorbeugen. Es schien fast, als ob er dasselbe mit scheuer Sorgfalt pflege. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg weilten am Hofe des Kaisers; das Christenthum war in ihren Sprengeln fast erstorben. Als damals ein gewisser Günther, ein vornehmer und reicher Thüringer, der aus Ueberdruß an dem weltlichen Leben sich in das Kloster Hersfeld zurückgezogen hatte, dann nach Altaich gewandert war und endlich längere Zeit im Böhmerwalde als Einsiedler lebte, den hochherzigen Entschluß faßte, das Missionswerk unter den Liutizen aufzunehmen, fand er bei dem Kaiser nicht die geringste Unterstützung. Günther erkannte bald die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen und kehrte nach seiner Einsiedelei zurück. Nicht lange nachher ging sogar von den Liutizen ein Angriff gegen jenes halbe Christenthum aus, das sich seit den Tagen Ottos III. noch bei den Abodriten erhalten hatte und bisher von den sächsischen Herzögen geschützt war.

Mistislaw, damals Fürst der Abodriten, war mit seinem Hause

1018—1020. der christlichen Kirche ergeben und ein getreuer Dienstmann der Billinger. Gerade deshalb fand er bei seinem Volke geringe Gunst, das über die Habsucht der sächsischen Herzöge und der deutschen Priester große Beschwerde führte, und auf das Aeußerste wurde bald seine Stellung gefährdet, als er mit den Liutizen in Streit gerieth und ihnen den versprochenen Zuzug während des letzten Kriegs mit den Polen verweigerte. Im Anfang des Jahres 1018 griffen die Liutizen Mistislaw mit Heeresmacht an, und sogleich sah sich dieser von seinem ganzen Volke verlassen. Nachdem er sich eine Zeit lang in Schwerin zu vertheidigen gesucht hatte, räumte er das Land und floh zu den Sachsen. Diese Empörung der Abodriten gegen ihren Herzog war zugleich eine Auflehnung gegen die Herrschaft der Billinger und Abfall vom Christenthum. Alle Kirchen im Lande wurden eingeäschert und zerstört, die Kreuze niedergerissen, die Priester in Ketten gelegt und unter den schrecklichsten Qualen hingerichtet. Am Grausamsten wütheten die Abodriten in Oldenburg, wo ihr Bischof seinen Sitz gehabt hatte. Ein großer Theil des Klerus wurde hier sogleich niedergehauen; die man in der ersten Wuth verschonte, waren nur für schlimmere Martern gespart. Denn man schnitt ihnen mit ausgesuchter Bosheit das Zeichen des Kreuzes in die Kopfhaut ein und trieb sie mit gebundenen Händen unter Geißelhieben von Ort zu Ort, bis sie endlich leblos hinsanken. So starben in Oldenburg sechszig Priester, unter ihnen auch der Probst Oddar, ein Verwandter des dänischen Königshauses. Mit einem Schlage war das Christenthum unter den Abodriten und Wagriern vernichtet.

Bischof Bernhard von Oldenburg eilte sofort an den kaiserlichen Hof, um die entsetzliche Botschaft zu melden und den Kaiser zu Hülfe zu rufen. Auch Herzog Bernhard, dessen slawische Mark verloren war und der sich sogar in seinem Sachsenlande bedroht sah, konnte es an den dringlichsten Vorstellungen nicht fehlen lassen. Aber der Kaiser verschob mit seiner gewohnten Nachsicht gegen seine Bundesgenossen, die Liutizen, alle ernstlichen Schritte. Er versprach die Sache um Ostern in reifliche Erwägung zu ziehen, und auch da geschah Nichts, da die lothringischen Angelegenheiten überdies die Aufmerksamkeit des Kaisers noch in Anspruch nahmen. So verging das Jahr 1018; so verstrich das folgende Jahr. Das Heidenthum wucherte weiter und weiter um sich, und die Herrschaft der Sachsen im Wendenlande war so gut wie vernichtet.

Die feindliche Spaltung zwischen dem Kaiser und den Billingern trat schon im Sommer 1019 offen zu Tage. Thietmar, der

Bruder Herzog Bernhards, griff zuerſt zu den Waffen, und die Söhne 1018—1020.
des Grafen Hermann, die eigenen Vettern des Kaiſers, ſchloſſen ſich ſofort ihm an. Sie griffen zunächſt die vom Kaiſer begünſtigten Biſchöfe an. Ein großer Kampf zwiſchen dem Adel und der mit dem Klerus verbundenen Krone ſchien ſich über das ganze Sachſenland zu entſpinnen. Aber ſchon im Ausbruch wurde der Aufſtand unterdrückt. Graf Thietmar und die Vettern des Kaiſers wurden zur Haft gebracht und, wie ſie der Kaiſer mit großer Nachſicht behandelte, alsbald wieder entlaſſen. Heinrich konnte hoffen, durch ſeine Milde dem Ausbruche einer allgemeinen Empörung in Sachſen vorzubeugen. Aber er hatte ſich geirrt, wenn er Herzog Bernhard ſo zu verſöhnen meinte. Dieſer ſammelte vielmehr im Winter um ſich ein Heer von Weſtfalen und beſetzte mit demſelben die Schalksburg. *) Schon ſtand er in offenem Aufſtand gegen den Kaiſer und rief den Adel Sachſens zu den Waffen. Bald nach dem Weihnachtsfeſt, das der Kaiſer in Würzburg gefeiert hatte, begab er ſich ſelbſt nach Sachſen 1020.
und belagerte Bernhard in der Schalksburg. Alles fürchtete den Ausbruch eines langen gefahrvollen Bürgerkrieges. Aber über Erwarten ſchnell kam eine Ausgleichung zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog zu Stande, hauptſächlich durch die Vermittlung der Kaiſerin und der Immedinger Meinwerk und Unwan, die ſich jetzt ſelbſt für den Billinger verwandten. Alle Streitpunkte wurden ausgeglichen, und vor allen Dingen ein beſſeres Verhältniß zwiſchen dem Herzog und dem Erzbiſchof Unwan hergeſtellt.

Hierauf wandten ſich der Herzog und der Erzbiſchof vereint gegen die Abodriten und Wagrier und brachten ſie unter die ſächſiſche Herrſchaft zurück. Aufs Neue wurden dieſe Stämme den Billingern zinspflichtig, und ſelbſt Miſtiſlaw ſcheint in ſein Land zurückgekehrt zu ſein. Minder ſtand es um die Herſtellung der kirchlichen Einrichtungen. Zwar ging Biſchof Bernhard in ſeinen Sprengel zurück und ſuchte das verfallene Kirchenweſen dort aufzurichten; aber er ſtieß dabei auf unüberwindliche Schwierigkeiten und konnte die Zehnten gar nicht oder doch nur ſehr ſpärlich beitreiben. Als der Kaiſer zu Werben im Jahre 1021 mit den Wenden einen Landtag hielt, erſchienen auf demſelben auch die Häuptlinge der Abodriten, und Biſchof Bernhard trat als Kläger gegen ſie auf. Sie verſprachen das Beſte, aber ihre Verſprechungen blieben unerfüllt, und der Biſchof, an der Herſtellung

*) Jetzt Hausberge an der Weſer bei Minden.

1020 ſeines Bisthums verzweifelnd, verließ endlich das Abodritenland und begab ſich nach Hildesheim, wo er im Jahre 1023 ſtarb. Von ſeinem Nachfolger Reinold haben wir keine Spur, daß er jemals in ſeinen Sprengel gekommen ſei. Alle wendiſchen Stämme, die noch unter deutſcher Hoheit ſtanden, waren in das Heidenthum zurückgefallen, und nur zerſtreut erhielten ſich noch hier und da unter ihnen einige kleine chriſtliche Gemeinden. Indeſſen wirkte Erzbiſchof Unwan, ein eifriger Mann, der ſeinen fürſtlichen Reichthum freigebig für das Wohl ſeiner Kirche verwandte, ſo weit ſeine Macht in den überelbiſchen Gegenden reichte, mit unermüdlichem Fleiße. Hamburg erhob ſich erſt damals wieder aus den Trümmern und wurde mit einer Mauer umgeben, die eingeäſcherte Metropolitankirche wurde wieder aufgerichtet, das Domcapitel hergeſtellt, die heidniſchen Gebräuche unter der umwohnenden Bevölkerung mit Strenge bekämpft und zum guten Theil ausgerottet. Oft verweilte der Erzbiſchof ſelbſt mit dem Herzoge längere Zeit in Hamburg, und beide beſprachen ſich hier mit den wendiſchen Fürſten. Das gute Vernehmen der Billinger mit den Immedingern ſicherte nicht allein die Ruhe Sachſens, ſondern auch den Frieden an der wendiſchen Grenze.

Nach der Belagerung der Schalksburg mußte Kaiſer Heinrich noch zweimal im Jahre 1020 gegen aufrühriſche Vaſallen mit Heeresmacht ausziehen. Zuerſt im Sommer gegen den Grafen Balduin von Flandern, deſſen Stadt Gent am 5. Auguſt von dem Heere des Kaiſers beſetzt wurde und der ſich dann, wie es ſcheint, ſchnell zum Ziele legte. Hartnäckigeren Widerſtand erfuhr der Kaiſer von einem anderen Widerſacher, den Liebe und Gattentreue in einen verzweifelten Kampf gegen Kaiſer, Kirche und Reich ſtürzten.

Es war der Graf Otto, ein reicher und mächtiger Herr aus einem der edelſten fränkiſchen Geſchlechter, nach ſeiner feſten Burg Hammerſtein am Rhein, Andernach gegenüber, der Herr von Hammerſtein genannt. Der Geiſtlichkeit zum Trotz, hatte er ſich mit einer nahen Verwandten ſeines Hauſes, der ſchönen Irmingard, vermählt. Die heißeſte Jugendleidenſchaft hatte die Ehe geſchloſſen und ſteigerte ſich bei dem Widerſtande, den die Liebenden fanden, nur höher und höher. Die Vorſchriften der Kirche blieben ſchon damals nicht mehr bei dem Ehehinderniß in der dritten Generation ſtehen, ſondern dehnten es gegen

das alte Herkommen bereits bis zur fünften, ja bis zur ſiebenten Ge- 1020
neration aus. Strenger und eifriger, als ſelbſt die Biſchöfe, zeigte ſich der Kaiſer in dieſem Punkte; gewiß nicht ohne Rückſichten auf das Staatswohl, das bei den häufigen Familienverbindungen der erſten und mächtigſten Geſchlechter des Reichs vielfach gefährdet wurde. So hatte Heinrich gleich im Anfange ſeiner Regierung auf die Trennung der Ehe des Herzogs Konrad von Kärnthen mit der ſchwäbiſchen Mathilde beſtanden; ſo verlangte er auch jetzt, daß Otto von Irmingard ſich ſcheide. Aber vergebens blieben alle Ermahnungen des Kaiſers, vergebens alle Kirchenſtrafen, die der Klerus über die in ſeinen Augen blutſchänderiſche Ehe verhängte.

Schon im März 1018 hatte eine Synode zu Nymwegen über Otto und Irmingard den Kirchenbann ausgeſprochen und ihre Helfershelfer zur Unterſuchung gezogen. Nur ſoviel hatte man damals erreicht, daß ſich Graf Otto für den Augenblick gnadeflehend vor dem König und Erzbiſchof Erkanbald von Mainz beugte. Auf die Dauer vermochte er ſich von dem Weibe ſeiner Liebe nicht zu trennen, und die neuen Ermahnungen, die der Erzbiſchof alsbald an ihn richtete, hatten keinen anderen Erfolg, als daß ſie ſeine Leidenſchaft ſteigerten und ihn überdies mit Ingrimm gegen ſeinen geiſtlichen Hirten erfüllten. Wie nach der Liebe Irmingards dürſtete Otto bald nach Rache an dem Erzbiſchof. Auf einer Rheinfahrt lauerte er demſelben auf. Wenn auch der Erzbiſchof ſelbſt ſeinen Händen entging, fing er doch einen Theil ſeines Gefolges, der nach Hammerſtein geſchleppt und auf das Schmählichſte dort behandelt wurde. Der Kaiſer berief die Großen ſeines Reichs, um auf Mittel und Wege zu ſinnen, wie Otto noch in Güte zur Beſſerung ſeines Wandels zu beſtimmen ſei. Man ſandte Boten an ihn ab, aber ſie fanden kein Gehör. Der Kaiſer ſelbſt richtete noch einmal die dringendſten Vorſtellungen an ihn; es war vergebens. Man verhängte abermals den Kirchenbann über die Liebenden, aber ſie trennten ſich mit Nichten. Jetzt, da jedes friedliche Mittel erſchöpft war, rückte der Kaiſer im September 1020 mit Heeresmacht vor Hammerſtein und belagerte die von Natur faſt uneinnehmbare und überdies ſtark bemannte Burg. Keine Waffenmacht, nicht Tauſende von Rittern, rühmte ſich Otto, würden ihn zwingen können, die Burg zu übergeben. Und in der That zeigte ſich bald, daß ein Sturm unmöglich ſei und nur durch die engſte Umſchließung die Burgmannen zur Unterwerfung genöthigt werden könnten. Ueber drei Monate lag der Kaiſer vor Hammerſtein, endlich aber bezwang der Hunger die tapferen Vertheidiger,

1020. welche die Burg übergaben; es blieb ihnen Nichts, als das nackte Leben. Am Tage nach dem Weihnachtsfest **1020** zog der Kaiser in die Burg ein. Otto und Irmingard schweiften seitdem im Elend umher, ohne auch jetzt noch nach dem Spruche des Kaisers und der Väter ihre Ehe zu lösen. Sie gewannen, was sie auch sonst gefehlt haben mochten, den Ruhm der Märterer treuer Liebe.

Nicht lange danach starb Erzbischof Heribert von Köln, einst der vertrauteste Rath Kaiser Otto **III.**, für seinen Nachfolger zu allen Zeiten der Gegenstand gerechten Mistrauens. Schon der Erhebung Heinrichs war Heribert entgegen gewesen, und wenn er sich auch in der Folge dem gekrönten Haupte gebeugt, ja in entscheidenden Augenblicken ihm manche wichtige Dienste geleistet hatte, nie war doch ihr gegenseitiges Verhältniß ein offenes und vertrautes geworden. Nicht mit Unrecht schwand aus Heinrichs Seele nimmerdar ein Verdacht gegen den ebenso weltgewandten, für das Wohl seiner Kirche bedachten, als ränkesüchtigen und listenreichen Priester, bei dem alle Widersacher der Krone offen oder im Geheimen Unterstützung fanden. Auch als der Kaiser vor Hammerstein lag, hatte ihm der Erzbischof den Zuzug verweigert und sich mit körperlicher Gebrechlichkeit entschuldigt. „Ist er krank," sagte Heinrich, „so muß ich ihn wohl besuchen." Er eilte, sobald die Burg gefallen war, zornig nach Köln. Aber Heribert war diesmal wirklich im hohen Maaße leidend, und er, der mit Kaisern umzugehen verstand, wußte nicht allein den Zorn seines mächtigen Gebieters zu brechen, sondern sogar den Stolz desselben vor sich zu demüthigen. Am **16.** März **1021** starb Heribert. Auf dem Todtenbette befragt, wen er aus der kölnischen Geistlichkeit zu seinem Nachfolger wünsche, hatte er zur Antwort gegeben: „Kein Kölner wird mir folgen, sondern Piligrim." Dies war ein junger baierscher, dem Kaiser verwandter Kleriker, der an dessen Hofe erzogen war und seit vier Jahren der italienischen Kanzelei vorstand; ein äußerst gewandter, weltkluger und ehrgeiziger Mann. Piligrim wurde in der That Heriberts Nachfolger; seine Erhebung war für Köln ein Ereigniß.

Am **17.** August desselben Jahres starb auch der alte Erzbischof Erkanbald von Mainz, eine friedfertige, in der Stille des Klosters ausgebildete Natur. Nach seinem Tode bestieg den ersten deutschen Bischofsstuhl ein Vetter Piligrims, Aribo mit Namen, der ebenfalls längere Zeit in der kaiserlichen Kapelle gedient und sich in hohem Maaße die Gunst der Kaiserin gewonnen hatte; ein junger Mann voll Feuereifer und mit weitaussehenden Plänen. Da auch Trier seit Jahren in dem Babenberger Poppo einen Erzbischof hatte,

der in der baieriſchen Mark geboren war, befanden ſich die rheiniſchen 1021.
Metropolitankirchen jetzt ſämmtlich in den Händen von baierſchen, dem Kaiſer ſchon durch ihre Geburt nahe ſtehenden Männern. Es ſtand zu erwarten, daß ſie den unruhigen Lothringern Zaum und Zügel anlegen würden.

Heinrich hatte ſein großes Werk vollendet, in faſt zwanzigjährigen Kämpfen den Trotz des deutſchen Adels gebrochen und die Macht der Krone zu voller Anerkennung gebracht. Die ihm ſo lange verweigerte Bewunderung der Welt kam ihm jetzt freiwillig entgegen. Als er im Frühling 1021 in Sachſen erſchien, glich ſeine Reiſe einem Triumphzug. Ueberall umgab Friede und Frohlocken den ſiegreichen Kaiſer, der ſelbſt im vollen Gefühl der errungenen Erfolge ſchwelgte. Der Quedlinburger Annaliſt gedenkt der feſtlichen Tage zu Walbeck, wo der Kaiſer Palmſonntag feierte, zu Merſeburg, wo er das Oſterfeſt beging, dann zu Magdeburg und Altſtädt. Von allen Seiten Europas kamen Geſandtſchaften und ehrten den Kaiſer, der ſich in aller Fülle ſeiner Macht zeigte, die Treuen belobte und belohnte, die Ungehorſamen beſtrafte und züchtigte, die Ruhe des Vaterlandes durch weiſe Anordnungen ſchirmte. „Es war, als ob ſich alle Zonen willig vor ihm beugten, als ob die ganze Welt um ihn, den Herrn des Erdkreiſes, in heiterer Freude lache.“

11.

Papſt Benedict VIII. und Heinrichs dritter Zug nach Italien.

Die Geſchichtſchreibung hat Benedict VIII. bisher keinen Denk- 1012—1020.
ſtein geſetzt, und doch iſt er eines ſolchen vor anderen Päpſten würdig. So fragmentariſch auch die über ihn erhaltenen Nachrichten ſind, ſo erkennen wir doch in ihnen das Bild eines Mannes, der ſeinen Beruf, für das Wohl der geſammten abendländiſchen Chriſtenheit zu ſorgen, vollſtändig erkannte und nicht Mühe und Anſtrengung ſcheute, um

1012—1020. seiner Würde die verlorene Geltung wiederzugewinnen. Zwischen den hervorragenden Päpsten der ottonischen Zeit, einem Gregor **V.** und Silvester **II.**, und ihren größeren Nachfolgern, Leo **IX.** Gregor **VII.** und Urban **II.**, bildet Benedict **VIII.** das nothwendige Mittelglied, ohne daß der Zusammenhang in der Entwickelung der päpstlichen Macht unterbrochener erscheint, als er in der That war.

Benedict stammte aus einer vornehmen und mächtigen römischen Familie, dem Hause des Grafen von Tusculum, das sich der Abkunft von Julius Cäsar und Octavian rühmte. So unglaublich diese Genealogie der Tusculaner ist, so gewiß scheint ihr Zusammenhang mit Alberich und Octavian-Johann **XII.**, mit jenen mächtigen Tyrannen Roms, deren Herrschaft auf Otto **I.** als Kaiser überging. Denn in demselben Hause, in dem Alberich einst bei S. Apostoli seine Wohnung hatte, finden wir später die Tusculaner, wie sie denn auch selbst Alberich und Johann **XII.** zu den Gliedern ihres Geschlechtes zählten. Mit dem schmählichen Sturze Johanns **XII.** erblich der Glanz ihres Hauses, aber erlosch nicht; er strahlte von Neuem auf, als Otto **III.** dem Grafen Gregor, dem Vater des Papstes Benedict, seine besondere Gunst zuwandte und ihn mit gewohnter Freigebigkeit reich belohnte. Da erhoben sich die Tusculaner wieder neben den Crescentiern, deren Uebermacht sie eine geraume Zeit hatten ertragen müssen, und setzten endlich im Jahre **1012** die Erhebung Benedicts auf den päpstlichen Stuhl durch. Die Herrschaft in Rom, das seit dem Tode Ottos **III.** den Kaiser nicht mehr in seinen Mauern gesehen hatte, fiel dem Geschlechte Alberichs abermals zu.

Die Keime höherer geistiger Bildung, die Silvester **II.** in den Boden Roms zu legen gesucht hatte, hatten nur geringen Ertrag gebracht. Rom war im Anfange des elften Jahrhunderts nicht minder barbarisch, als in den Zeiten der Ottonen, und selbst in der Curie würde man umsonst nach einem hervorragenden wissenschaftlichen Talente gesucht haben. Auch Benedict **VIII.** war ohne höhere Bildung und von einer ungebildeten Geistlichkeit umgeben. Seine Bullen sind meist Copien Gerbertinischer Schriftstücke; gelegentlich bediente er sich auch der Feder des gelehrten Bischofs Leo von Vercelli, der aus Gerberts Schule hervorgegangen war. Ebenso war Benedict in seinen Sitten und Lebensgewohnheiten von dem Troß der ganz in weltliche Interesse versunkenen Geistlichkeit Roms kaum unterschieden. Die Cluniacenser fanden nach diesen und anderen Seiten hin sehr viel mit großem Recht an ihm zu tadeln und hegten um seine ewige Seligkeit große Sorge; aber sie erkannten in ihm mit

gleichem Recht einen ſeltenen Scharfblick an, den er in den weltlichen 1012—1020.
Geſchäften ſeines Amts bethätigte, und rühmten die große Geſchicklichkeit, mit der er die gefahrvollſten Unternehmungen zu einem erwünſchten Ziele leitete.

Ohne allen Zweifel benutzte Benedict VIII. die erſten Jahre ſeines Pontificats lediglich zu der Befeſtigung der Macht ſeines Hauſes in Rom. Es gelang ihm damit. Es war eine neue Erſcheinung, daß einmal ein Papſt wieder mit ſelbſtſtändiger Gewalt hier herrſchte und frei über die Kaiſerkrone verfügen konnte. Als Heinrich dieſe empfing, war Benedict bereits Herr der Stadt, und der neue Kaiſer leiſtete ihm hülfreiche Hand, um die Creſcentier aus ihren letzten Zufluchtsorten im Sabinergebirge zu vertreiben. Nur kurze Zeit verweilte Heinrich damals in Rom. Ein durchgreifendes Regiment hat er niemals daſelbſt geübt; die Macht blieb dem Papſte und ſeinem Bruder Romanus, der ſich, wie einſt Alberich, „Herr aller Römer" zu nennen pflegte.

Aber kaum hatte ſich Benedict ſeine Herrſchaft in Rom geſichert, ſo richtete er ſeinen Blick weit über die engen Grenzen ſeines unmittelbaren Gebiets hinaus auf die allgemeinen Intereſſen Italiens. Seit den Zeiten Gregors des Großen hatte ſich kein Papſt mit dem Gedanken erfüllt, daß der Stuhl Petri zum Schutz des ganzen italiſchen Landes verpflichtet ſei; Benedict nahm dieſen Gedanken auf und führte ihn kühn in das Leben. Wie oft hatte ſich bei den Ottonen der Entſchluß geregt, die Griechen und Araber aus der Halbinſel zu verdrängen und dieſelbe in ihrer ganzen Ausdehnung der abendländiſchen Welt wiederzugewinnen; jetzt erfaßte ihn ein Papſt und verfolgte ſeine auf eine Befreiung Italiens gerichteten Pläne mit bemerkenswerther Feſtigkeit.

Zuerſt wandte ſich Benedict gegen die Araber. Im Jahre 1012 war eine Flotte derſelben an der Mündung des Arno erſchienen und hatte Piſa, eine eben damals durch ihren Handel ſchnell aufblühende Stadt, angegriffen und zum großen Theil zerſtört. Vier Jahre ſpäter landeten dann abermals arabiſche Seeräuber, die von den Buchten Sardiniens aus an allen Geſtaden des mittelländiſchen Meeres plündernd umherſchweiften, unter der Anführung Mobſchaheds, eines weithin gefürchteten Räubers, an der toscaniſchen Küſte. Sie eroberten die alte Stadt Luni und hauſten fürchterlich in dem ihrer Wuth preisgegebenen Lande. Da eilte der Papſt ſelbſt in die von den Ungläubigen heimgeſuchten Gegenden, ſammelte ein Heer und vermochte die Piſaner und Genueſen mit ihren Schiffen auszuziehen, um der Sarraze-

1012–1020 nenflotte die Rückkehr zu verſperren. Modſchahed floh nach Sardinien, aber ſein zurückgelaſſenes Heer wurde von den Chriſten erreicht und in einem dreitägigen furchtbaren Kampfe gänzlich vernichtet. Auch ein Weib Modſchaheds fiel in die Hände der Chriſten und wurde enthauptet; die Juwelen ihres Diadems, das ſchönſte Beuteſtück, behielt der Papſt theils für ſich, theils überſandte er ſie dem Kaiſer. Die übrige Beute wurde unter das ſiegreiche Heer vertheilt. Indeſſen waren die Piſaner und Genueſen dem fliehenden Modſchahed nachgeeilt, an der ſardiniſchen Küſte mit ihm in Kampf gerathen und hatten ihm, der verzweifelnd das Weite ſuchte, ſchmerzliche Verluſte zugefügt. Wuthſchnaubend ſandte der Sarrazene dem Papſte einen großen Sack mit Kaſtanien; ſo viele Nüſſe darin, ließ er melden, mit ſo vielen Leuten werde er im nächſten Sommer über ihn kommen. Der Papſt aber ließ denſelben Sack mit Hirſe füllen und ſchickte ihn an Modſchahed mit der Botſchaft zurück, mit ſo vielen Kriegern werde er ihm begegnen, als jetzt Körner im Sacke.

Im nächſten Sommer zeigte ſich Modſchahed abermals an der ſardiniſchen Küſte. Er ſetzte hier feſt an und wüthete gegen die Chriſten der Inſel mit unmenſchlicher Grauſamkeit. Aber nach Italien wagte er ſich nicht, da die Genueſen und Piſaner einer Aufforderung des Papſtes, nach Sardinien hinüberzugehen, Folge leiſteten, hier Modſchahed angriffen und zur Flucht nach der afrikaniſchen Küſte nöthigten. Die Genueſen und Piſaner ſetzten dem fliehenden Sarrazenen nach und gründeten auf der Rückkehr ihre erſten Niederlaſſungen auf Sardinien, über die ſie jedoch bald ſelbſt unter einander in argen Hader geriethen, der mit der Verjagung der Genueſen endigte. Modſchahed kehrte in den nächſten Jahren nicht in die italiſchen Gegenden zurück; er richtete ſeine Plünderungszüge gegen die ſpaniſche Mark, wo er indeſſen von einigen abenteuernden Rittern aus der Normandie unter Anführung eines Grafen Roger ſchwere Niederlagen erlitt. Noch weniger Glück hatten die ſarrazeniſchen Seeräuber an der galliſchen Küſte; bei einem Ueberfall auf Narbonne wurden ſie von den Chriſten geſchlagen und verloren mit ihren Schiffen ihre ganze Habe.

Während Italien von dieſer Seite hauptſächlich durch die Bemühungen Papſt Benedicts geſichert wurde, erhob ſich eine andere, größere Gefahr vom Süden her, die nicht minder den Geiſt des Papſts beſchäftigte. Sie kam von den Griechen, die damals ernſtliche Anſtrengungen machten, ihre Herrſchaft in Unter-Italien zu ſichern. Nur die Erkenntniß, daß ſie auf dem Punkte ſtänden, Apulien und

Calabrien ganz zu verlieren, rief diese Anstrengungen hervor und hielt 1012.—1020.
sie eine Zeit lang rege.

Unmittelbar nach dem Tode Ottos III. hatten die sicilischen Araber mit großer Hartnäckigkeit ihre Angriffe auf das südliche Italien erneuert. Fünf Monate lang wurde im Jahre 1003 Bari, die Hauptstadt der Griechen, von den Arabern belagert und nur die kräftige Hülfe der Venetianer rettete endlich die Stadt. Sechs Jahre später fiel Cosenza, der festeste und sicherste Platz Calabriens, in die Hände der Ungläubigen, die von dort aus das Fürstenthum Salerno überschwemmten; Salerno selbst entging nur dadurch der Plünderung, daß die Stadt sich zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Wenig später drangen die Araber abermals in Apulien ein; und ihre Schaaren schwärmten von Neuem bis an die Thore Baris. Die italienischen Provinzen des griechischen Reichs, unaufhörlich der Verwüstung feindlicher Heere preisgegeben und überdies von den Auflagen der Kaiser fast erdrückt, waren in der verzweifeltsten Lage; aber trotz aller ihrer Klagen und Beschwerden geschah Nichts von Constantinopel, um ihre furchtbare Noth zu lindern. Da faßte ein reicher Bürger von Bari, der sich langobardischer Abkunft rühmte, Melus mit Namen, den Entschluß, der Herrschaft der Griechen in Italien für immer ein Ende zu machen. Vereint mit seinem Schwager Dattus rief er im Jahre 1010 seine Mitbürger zur Freiheit auf, und sofort erklärte sich nicht allein Bari, sondern ganz Apulien für unabhängig von dem griechischen Reiche.

So war der Zeitpunkt gekommen, wo die Kaiser in Constantinopel entweder auf Italien für immer verzichten oder den Kampf um ihre letzten Besitzungen auf der Halbinsel mit Entschiedenheit aufnehmen mußten. Sie entschieden sich für das Letztere und sandten im Jahre 1011 ein bedeutendes Heer nach Italien hinüber. Der Katapan Basilius belagerte Bari, das sich nach zwei Monaten ihm ergab. Melus und Dattus entflohen; vergebens versuchten sie noch zuerst sich in Ascoli zu vertheidigen, bald mußten sie weiter nach Benevent ihre flüchtigen Schritte richten. Umsonst bemühte sich Melus, dessen Weib und dessen Sohn Argyros in die Hände der Griechen gefallen waren, den Fürsten von Benevent in die Waffen zu bringen, umsonst flehte er um Hülfe an den Höfen von Salerno und Capua; Niemand hörte auf seine Worte als Papst Benedict, der sich des muthigen Bekämpfers der griechischen Herrschaft thatkräftig annahm. Nicht allein, daß er dem Dattus einen festen Thurm am Ufer des Garigliano übergab; er gewann überdies Melus die Hülfe eines Volks, das damals zu-

1012—1020 erſt in Italien bekannt wurde und bald auf die Geſchicke des Landes einen tiefgreifenden Einfluß üben ſollte.

Im Jahre 1016 waren vierzig Ritter aus der Normandie, von Jeruſalem zurückkehrend, zufällig bei Salerno gelandet, als die Stadt gerade wegen Verweigerung des in den letzten Jahren gezahlten Tributs von den Sarrazenen belagert wurde. Vom Grabe des Herrn kommend, meinten ſie nicht ruhig anſehen zu dürfen, daß das Volk des Herrn unter das Joch der Ungläubigen geriethe; Waffen und Pferde forderten ſie von dem Fürſten von Salerno und warfen ſich mit kühnem Muth in die Schaaren der Feinde, die bald vor ihren Streichen zerſtoben, nach ihren Schiffen eilten und das Weite ſuchten. Wundern gleich ſchienen die Thaten dieſer fremden Ritter dem verweichlichten Volke von Salerno, das keine Grenzen der Dankbarkeit gegen ſie kannte. Aber alle Geſchenke der Stadt wieſen die Ritter beharrlich zurück, die ihren Kampf als Gottesdienſt anſahen; noch weniger hörten ſie auf die Einladungen, hier im fernen Lande zu bleiben. Die Normannen kehrten in ihre Heimath zurück, begleitet von einer Geſandtſchaft der Salernitaner, welche normanniſche Ritter zum Kampf gegen die Ungläubigen in Italien einladen ſollte. Geſchenke von Mandeln, Orangen und überzuckerten Nüſſen, prächtigen Seidenmänteln, mit Gold ausgelegten Waffen und Zaumwerk führten die Geſandten mit ſich, um die Fruchtbarkeit und den Reichthum ihres Landes den nordiſchen Kriegern im blendendſten Lichte zu zeigen. Und in der That blieben ihre Bitten und ihre Geſchenke nicht ohne Erfolg. Wie zu derſelben Zeit abenteuernde Ritter aus der Normandie nach der ſpaniſchen Mark zogen, um dort gegen die Araber zu kämpfen, ſo machten ſich andere auf den Weg nach dem reichen Süden Italiens und ſtiegen alsbald von den Päſſen der Alpen in die lombardiſche Ebene hinab. Zweihundert und funfzig Ritter waren es, geführt von fünf Brüdern, von denen der eine Giſilbert, weil er den Vicomte Wilhelm erſchlagen hatte, die Ferne ſuchen mußte. Unter Giſilberts Brüdern ragte Rudolf, der nachher die oberſte Leitung des Zuges gewann, am Meiſten durch kriegeriſche Tugenden hervor. Ueberall fanden die ſtattlichen Ritter, wie ſie in ihrem glänzenden Waffenſchmuck durch die lombardiſchen Städte ritten, den ſchönſten Willkommen; wie Engel vom Himmel, heißt es, nahm man ſie auf. So kamen ſie nach Rom, wo ſich Giſilbert vor dem Papſt von ſeiner Blutſchuld reinigen wollte. Als Benedict die herculiſchen Geſtalten der Normannen ſah, denen Tapferkeit und Entſchloſſenheit aus den Augen blitzte, ergriff ihn ſofort der Gedanke ſie gegen die Griechen zu

ſenden. Er klagte vor ihnen laut über das ketzeriſche und weibiſche 1012—1020.
Volk der Griechen, das mit Unrecht noch immer auf italiſchem Boden herrſche, ermuthigte die Ritter, dieſen Schwächlingen Apulien zu entreißen, und wies ſie an Melus, der damals in Capua weilte. Kurze Zeit darauf war der Bund zwiſchen den Normannen und Melus geſchloſſen, der gleichzeitig in den langobardiſchen Fürſtenthümern ein Söldnerheer warb.

Sofort brach Melus mit ſeinen Söldnern und den Normannen von Norden her in Apulien ein. Im Mai **1017** ſchlug er am Fortore, der das Gebiet von Benevent und Apulien ſchied, die Macht der Griechen unter Leo Paclanus, dem Unterbefehlshaber des Katapan Andronikus. Trotzdem, daß die Griechen alsbald bedeutende Verſtärkungen erhielten, drang Melus weiter und weiter in Apulien ein, ſiegte in mehreren Schlachten und gewann alles Land bis Trani. Pacianus war im Kampfe geblieben; Andronikus, der durch ſchimpfliche Flucht ſeine Feldherrnwürde befleckt hatte, wurde abberufen und erhielt zum Nachfolger im Jahre **1018** den Katapan Baſilius Bugianus, der mit einer ungeheuren Streitmacht über das Meer kam. Der neue Katapan kämpfte mit größerem Glück. Auch ſein Heer beſtand zum großen Theil aus nordiſchen Streitern; ruſſiſche und ſcandinaviſche Waräger, abenteuerndes Volk kämpften unter den griechiſchen Fahnen. Am Ofanto bei Cannae — auf jenem Schlachtfelde, wo einſt Hannibal die römiſche Tapferkeit zu Schanden machte, — kam der römiſche Name wieder zu Ehren. Melus mit ſeinen Normannen wurde vollſtändig geſchlagen und das ganze Heer vernichtet; nur mit ſechs Normannen entkam er, wie erzählt wird, dem furchtbaren Blutbad und eilte nach Salerno, wo ſich inzwiſchen ſchon neue und ſtärkere Ritterſchaaren aus der Normandie geſammelt hatten. Voll Begierde, den Tod ihrer Genoſſen zu rächen, folgten ſie Melus bereitwillig in den Kampf, und mit dreitauſend Normannen ſtand er alsbald aufs Neue den Griechen gegenüber. Aber das Glück war von ihm gewichen; ſein Heer erlag abermals der Uebermacht der Feinde. Von den dreitauſend Normannen kehrten nur fünfhundert aus der Schlacht zurück; Viele waren im Kampfe geblieben, Viele wurden nach Konſtantinopel geſchleppt, wo ſie lange im Kerker ſchmachteten. Die Wenigen, die Melus zurückführte, dienten in der Folge dem Fürſten von Salerno und dem Abt von Monte Caſino und warteten beſſerer Zeiten, wo ſie an den Griechen ihren Rachedurſt ſtillen könnten. Melus ſelbſt eilte mit Rudolf, welcher der doppelten Niederlage entgangen war, über die Berge zu Kaiſer Heinrich und for-

1012—1020. derte ihn auf, Italien vor den Griechen zu retten. Er fand beim Kaiſer geneigtes Gehör, aber bald darauf auf deutſcher Erde ſein Grab. Im Jahre 1020 ſtarb Melus zu Bamberg, wo er auch beſtattet wurde; den Titel eines Herzogs von Apulien ſchrieb man auf ſeinen Leichenſtein.

Niemand kann bezweifeln, daß es der Papſt war, der Melus und Rudolfs Schritte nach dem Norden gelenkt hatte, trat er doch um dieſelbe Zeit ſelbſt jene Reiſe über die Alpen an, die ihn um die Oſterzeit des Jahres 1020 an das kaiſerliche Hoflager führte. Es war am grünen Donnerſtage, als der Papſt zu Bamberg eintraf, wo er mit der größten Pracht vom Kaiſer empfangen wurde. Noch an demſelben Tage hielt er die Meſſe in dem von Heinrich erbauten Dome. Auch am Oſterfeſte verſah er den Dienſt am Altare, zu ſeiner Seite der Erzbiſchof von Ravenna und der Patriarch von Aquileja. Am nächſten Sonntag weihte er dann mit den größten Feſtlichkeiten die neuerbaute Stephanskirche und ſchmückte ſie mit den prächtigſten Geſchenken. Zweiundſiebenzig Erzbiſchöfe und Biſchöfe mit einer großen Zahl weltlicher Fürſten ſollen ſich damals um den Kaiſer und Papſt zu Bamberg verſammelt haben; der höchſte Glanz der Welt umleuchtete einen Ort, den Heinrich vor einem Jahrzehend aus dem Nichts hervorgerufen hatte. In ganz Europa tönte Bambergs Name wieder. Von Bamberg begleitete der Papſt den Kaiſer nach Kloſter Fulda, wo beide am 1. Mai verweilten. Wie Bamberg wurde damals auch Fulda unter den beſondern Schutz des römiſchen Biſchofs geſtellt, dem heiligen Petrus gleichſam zum Eigenthum übertragen und zu gewiſſen Dienſten an die römiſche Kirche verpflichtet. Eine Urkunde ſtellte der Kaiſer darüber dem Papſte aus, die ſpäter zum Anhalt für die Fälſchung einer großen Schenkungs- und Beſtätigungsurkunde diente, durch welche Heinrich gleich Otto I. faſt ganz Italien dem heiligen Petrus übergeben haben ſollte.

Die Erſcheinung des Papſtes mitten im deutſchen Lande war ein ungeheures Ereigniß. Seit faſt zwei Jahrhunderten hatte man hier nur vertriebene oder entſetzte Päpſte geſehen; niemals hatte man dort ein Oſterfeſt gefeiert, an dem man die beiden höchſten Häupter der Chriſtenheit in ſeiner Mitte hatte. Selbſt Gregor V. und Silveſter II. waren nach ihrer Erhebung auf den Stuhl Petri niemals wieder dieſſeits der Alpen erſchienen. Der Beſuch des Papſtes gab dem Kaiſer und ſeiner Lieblingsſtiftung Bamberg einen unvergleichlichen Glanz, und man ſcheint in der That geglaubt zu haben, daß Benedict mit demſelben nichts anderes beabſichtigt habe, als den Kaiſer

und Bamberg zu ehren. Auch giebt in der That der Papſt 1012–1020.
ſelbſt in einer Bulle allein als Grund ſeiner Reiſe an, daß er den vielfachen Einladungen des Kaiſers, Bamberg mit ſeinem Beſuche zu beehren, ſich nicht länger habe entziehen können. Aber dennoch waren es noch andere und durchgreifendere Beweggründe, welche den Papſt zu derſelben Zeit mit Melus und dem Normannen Rudolf zur Reiſe über die Alpen vermochten. Die bedenkliche Lage Italiens, vor Allem die Gefahr, die ihm ſelbſt von den Griechen drohte, beſchäftigten den Geiſt des Papſtes und lenkten ſeine Schritte nach dem Norden. Schon im Sommer 1020 kehrte der Papſt nach Rom zurück; gewiß nicht ohne das Verſprechen des Kaiſers, in kurzer Friſt mit Heeresmacht nach Italien zu kommen, um den Kampf mit den Griechen aufzunehmen.

Immer gefahrvoller hatten ſich indeſſen die Verhältniſſe Unter-Italiens geſtaltet. Schon hatten die Griechen nicht allein ganz Apulien wiedergewonnen, ſondern auch bereits einen großen Theil des beneventaniſchen Gebiets an ſich geriſſen und hier eine ſtarke Feſte errichtet, der ſie den Namen Troja gaben. Der Fürſt von Benevent Landulf V. hielt zwar unter den ſchwierigſten Umſtänden treu zum Papſte und dem abendländiſchen Reiche; aber ſein Vetter Pandulf IV. von Capua, der für ſeinen altersſchwachen Oheim das Fürſtenthum regierte, begünſtigte mit ſeinem Bruder Atenulf, damals Abt von Monte Caſino, erſt im Geheimen, dann offen die Sache der Griechen. Auch Waimar II. von Salerno, dem capuaniſch-beneventaniſchen Hauſe verſchwägert, neigte ſich Conſtantinopel zu, wie denn das Abhängigkeitsverhältniß Salernos vom abendländiſchen Reiche ſtets nur vorübergehend geweſen war. Offenbar hatte der Papſt von den langobardiſchen Fürſten jetzt keinen oder doch nur geringen Schutz zu erwarten. Es war kein Geheimniß mehr, daß Pandulf die goldenen Schlüſſel Capuas nach Conſtantinopel geſandt und ſein ganzes Land dem Kaiſer unterworfen hatte; geſtattete er doch ſchon dem Katapan den Durchzug durch ſein Gebiet, um jene Burg am Garigliano zu belagern, die der Papſt dem Dattus übergeben hatte. Dieſe Burg fiel alsbald in die Hände der Griechen; Dattus gerieth in Gefangenſchaft, wurde nach Bari geſchleppt, dort in einen Sack genäht und in das Meer geſtürzt. So war im Anfange des Jahrs 1021 ſchon das Gebiet des Papſtes unmittelbar von den Griechen angegriffen, und noch immer zögerte die Hülfe des Kaiſers.

1021. Heinrich hatte die deutſchen Gegenden nicht eher verlaſſen wollen, als bis er alle inneren Feinde unterworfen hatte. Kaum aber ſah er ſich an dieſem Ziele, ſo rüſtete er zu dem Kriegszuge gegen die Griechen. Als er im Sommer 1021 von Sachſen in die Rheingegenden kam, berieth er bereits mit den Fürſten die erforderlichen Maaßregeln für dieſen Kriegszug. Noch einmal kehrte er dann im Herbſt nach Sachſen zurück und ordnete hier die Vertheidigung der Grenzen und alle inneren Angelegenheiten für die Dauer ſeiner Abweſenheit. Und nun zog er eilend durch Franken nach Schwaben, wo ſich ein lothringiſch-baieriſch-ſchwäbiſches Heer indeſſen geſammelt hatte. Mit ihm überſchritt er in den erſten Tagen des December den Brenner-Paß und traf am 6. December zu Verona ein, wo ihn die italieniſchen Biſchöfe mit ihren Vaſallen erwarteten. Unter ihnen war der ſtolze Aribert von Mailand, ein gewaltiger Mann, der einſt noch dem mächtigſten Kaiſer ein ſchweres Spiel bereiten ſollte; der im Kriegshandwerk wohl erfahrene Poppo von Aquileja, ein Baier von Geburt, dem der Kaiſer vor Kurzem das überreiche Bisthum, dem ein großer Theil des Friaul gehörte, übertragen hatte; dann der geſchäftskundige Heinrich von Parma, ebenfalls ein Deutſcher, der lange dem Kaiſer in der Kanzlei gedient hatte und vielfach zu Geſandtſchaften benutzt war; der gelehrte und verſchmitzte Leo von Vercelli, das Geſchöpf Silveſters II., und viele andere angeſehene Fürſten der Kirche. Auch die weltlichen Großen warteten dem Kaiſer auf. Markgraf Hugo, das Haupt der eſtenſiſchen Familie, jetzt mit dem Kaiſer ausgeſöhnt, war erſchienen; auch Markgraf Bonifacius wird nicht gefehlt haben, der die reiche Erbſchaft ſeines Vaters Thedald bereits ſeit mehreren Jahren angetreten hatte und wie ſein Vater und Großvater den ihrem Hauſe ſo vortheilhaften Bund mit den deutſchen Königen zu erhalten ſuchte. Nachdem zu Verona ein großer Landtag gehalten war, ſetzte der Kaiſer, dem ſich jetzt auch ein zahlreiches lombardiſches Heer anſchloß, ſeinen Marſch fort. Am 10. December war er in Mantua und begab ſich von dort nach Ravenna, wo er bei ſeinem Bruder, dem Erzbiſchof Arnold, das Weihnachtsfeſt prächtig nach ſeiner Sitte beging.

1022. Im Anfange des Jahrs 1022 brach der Kaiſer von Ravenna auf. Er theilte ſein Heer, das aus etwa 60,000 Mann beſtand, in drei Maſſen; die eine, gegen 20,000 Mann ſtark, ſchickte er unter dem Befehl des Erzbiſchofs Piligrim von Köln über Rom nach Campanien; die zweite, etwas minder ſtark, ſollte unter der Anführung des Patriarchen Poppo von Aquileja durch die Gebirgsgegenden des Marſerlands, welche zum Theil ſchon in den Händen der Griechen waren,

vordringen; die dritte und zahlreichſte Abtheilung wollte der Kaiſer 1022.
ſelbſt an den Küſten des adriatiſchen Meeres entlang gegen den Süden führen. Schon im Februar war Heinrich im Gebiet von Benevent; im Anfang März zog er in die Hauptſtadt ein, wo ihn der Fürſt und die Einwohner auf das Freudigſte aufnahmen. Auch Papſt Benedict ſtellte ſich hier ein und blieb, wie es ſcheint, während des ganzen Feldzugs der unzertrennliche Begleiter des Kaiſers; war er es doch, der als Urheber des ganzen Unternehmens gelten mußte. Nur kurze Zeit hielt man ſich in Benevent auf, wo bereits Poppo ſein Heer mit dem des Kaiſers wieder vereinte, da er nirgends den Griechen begegnet war und die Grafen des Marſerlandes ſich ihm freiwillig unterworfen hatten. Mit ſtarker Heeresmacht rückte nun ſofort der Kaiſer gegen Troja, das er um die Mitte des März zu belagern anfing.

Troja war ſo ſtark befeſtigt, daß auf eine ſofortige Uebergabe des Platzes nicht zu rechnen war. Der Kaiſer umſchloß deshalb die Stadt von allen Seiten und ließ große Kriegsmaſchinen bauen, mit denen er die Stadt zu berennen gedachte. Aber bei einem Ausfall der Beſatzung wurden dieſe Werke ein Raub der Flammen, und es blieb nichts übrig, als die Arbeit von Friſchem zu beginnen. Dies geſchah, und man überzog die neuen Maſchinen mit rohen Häuten, um ſie gegen das Feuer der Feinde zu ſchützen. Man berannte darauf die Mauern der Stadt, aber nur mit geringem Erfolg. Der Kaiſer ließ deshalb, da er eine lange Belagerung gern vermieden hätte, der Beſatzung günſtige Bedingungen für den Fall anbieten, daß ſie die Stadt übergeben wolle. Die Beſatzung, ſo hochmüthig, daß ſie prahlte, ſie hoffe Heinrich noch zu den Füßen ihrer Kaiſer zu ſehen, wies indeſſen alle Verhandlungen mit Verachtung zurück. Im höchſten Zorne hierüber gelobte der Kaiſer, Mann für Mann in der Stadt niederhauen zu laſſen, wenn ſie in ſeine Hände fiele. So zog ſich die Belagerung bis in den vierten Monat hin, länger als der Kaiſer erwartet hatte, und länger als die Beſatzung den Mangel an den nothwendigſten Lebensmitteln ertragen konnte. Vergebens hatte man bisher noch auf Erſatz gehofft; als die letzte Hoffnung ſchwand, mußte man nun doch an die Uebergabe des Platzes denken. Aber man bebte jetzt vor dem Zorn des Kaiſers und vor jener Drohung, die man früher verlacht hatte. Man ſuchte daher ſein Mitleid zu erregen, und es gelang dies auf folgende Weiſe. Die Städter ſchickten ihre Kinder in langem Zuge unter Vortragung des Kreuzes und unter der Führung eines frommen Eremiten vor die Thore der Stadt in das kaiſerliche Lager. Unter Thränen und Jammergeſchrei baten die

1022. Kleinen um Gnade für ſich und ihre Väter. Aber der Kaiſer bezwang die Rührung ſeines Herzens und ließ die Kleinen in die Stadt zurückführen. „Gott weiß es,“ ſagte er, „nicht ich, ſondern ihre eigenen Väter ſind ihre Mörder.“ Am andern Tage erſchien indeſſen von Neuem dieſelbe Proceſſion unter demſelben Angſtruf. Da wurde der Kaiſer gerührt, und mit einem Bibelwort, wie es ihm immer zur Hand war, ſprach er: „Mich jammert des Volks.“ Als jetzt die Einwohner ſich erboten, den feſteſten Theil ihrer Mauern niederzureißen und ſich zu ergeben, gewährte der Kaiſer ihnen nicht allein Verzeihung, ſondern erlaubte ihnen ſogar alsbald die Mauern wiederherzuſtellen. So fiel Troja mehr durch freiwillige Unterwerfung der Einwohner, als durch Eroberung, nachdem es dreizehn Wochen belagert war. Die von den Griechen angelegte Feſte ſollte fortan als Schutzwehr gegen die Griechen dienen.

Raſchere Erfolge hatte inzwiſchen Erzbiſchof Piligrim erzielt. Sobald er gegen das Gebiet von Capua vorrückte, hatte der Abt Atenulf die Flucht ergriffen. Als der Abt ſich zu Otranto nach Conſtantinopel eingeſchifft hatte, überfiel ihn ein Sturm, und er fand im Schiffbruch ſein Ende. Bei der Nachricht hiervon brach der Kaiſer in die Worte des Pſalmiſten aus: „Er iſt in die Grube gefallen, die er gemacht hat.“ *) Kaum minder ſchlimm war das Geſchick, das Atenulfs Bruder Pandulf von Capua betraf. Sobald Piligrim vor die Stadt rückte, erkannte er die Unmöglichkeit, ſie zu vertheidigen, und ergab ſich auf Gnade und Ungnade dem Feinde. Piligrim ließ ihn in ſicheren Gewahrſam bringen, nahm von Capua Beſitz und rückte dann gegen Salerno, das ſich nach vierzigtägiger Belagerung ebenfalls ergab. Der Fürſt Waimar ſtellte ſeinen Sohn als Unterpfand ſeiner Treue. Auch Neapel und Amalfi erkannte jetzt abermals, wie in den Tagen der erſten Ottonen, die Hoheit des abendländiſchen Reiches an, und mit frohen Siegesnachrichten kehrte der Kölner Erzbiſchof zum Kaiſer zurück, der noch vor Troja lag. Hier wurde ſogleich über Pandulf Gericht gehalten; der treuloſe Fürſt wurde zum Tode verurtheilt und nur auf die inſtändigſten Bitten des Erzbiſchofs dieſe Strafe in das Exil verwandelt. In Ketten ließ der Kaiſer Pandulf über die Alpen bringen; Waimars Sohn übergab er zur Bewachung dem Papſte.

Bald nach der Mitte des Juni brach der Kaiſer von Troja auf,

*) Pſalm 7, 16.

nachdem er noch Geißeln von der Stadt verlangt und empfangen hatte. 1022.
Da die heiße Jahreszeit eingetreten war, gab er den weiteren Zug nach Apulien auf; ohne sich mit den Griechen im offnen Felde gemessen zu haben, trat er den Rückzug an. Zunächst begab er sich nach Capua, wo er den Grafen Pandulf von Teano zum Fürsten einsetzte. Dann erstieg er die steile Anhöhe von M. Casino, wo er am 28. und 29. Juni mit dem Papste verweilte. Es geschah nicht allein, um dem heiligen Benedict seine Ehrfurcht zu bezeugen, sondern zugleich um dem alten Erzkloster einen würdigen Mann zum Abte zu setzen und das zügellose und verwilderte Leben im Kloster zu bessern. Der Mann seiner Wahl war ein gewisser Theobald, dem er den Hirtenstab übergab, und ihn dann vom Papste weihen ließ. Wenn unter dem Regiment dieses Abts bald darauf Odilo von Cluny nach M. Casino kam, geschah es gewiß weniger, um dort den Brüdern seine Verehrung an den Tag zu legen, als um die nothwendigen Reformen im Kloster durchzuführen. In den bergigen Gegenden nördlich von M. Casino bei Sora gab der Kaiser damals vier Neffen des Melus eine Grafschaft und bestellte zu ihrem Schutze fünfundzwanzig normännische Ritter. Einige Normannen ließ Heinrich auch in Salerno zurück; die Mehrzahl wandte sich, von Rudolf geführt, wieder der Heimath zu.

Nachdem der Kaiser so die langobardischen Fürstenthümer abermals in ihrem ganzen Umfange dem abendländischen Reiche gesichert hatte, richtete er den Marsch seines Heeres nach Rom. Auch dieser zweite Aufenthalt des Kaisers in der Weltstadt dauerte nur wenige Tage, die er benutzte, um sich durch reiche Geschenke die Ergebenheit des römischen Adels zu sichern. Schon gegen Ende des Monats Juli war er im Gebiet von Lucca und beschleunigte mehr und mehr die Heimkehr, da ansteckende Krankheiten in seinem Heere zu wüthen begannen. Von schweren Unglücksfällen war der Rückzug des Heeres durch die Lombardei begleitet. Bei Weitem der größte Theil der Deutschen wurde von Seuchen hingerafft, und nur mit sehr geringer Begleitung überstieg der Kaiser die Alpen. Aber ein stattliches Ritterheer sandten ihm die deutschen Länder entgegen, und in kaiserlichem Glanze erschien er im Herbst wieder in den rheinischen Gegenden. Gegen den Winter begab er sich nach Sachsen, wo er das Weihnachtsfest bei seinem Freunde, Bischof Meinwerk, feierlich und glänzend beging. Nirgends war während der Abwesenheit des Kaisers in Deutschland die Ruhe gestört worden, und der schnell beendigte Zug, der die abgelegensten Besitzungen dem Reiche gesichert hatte, wird die Achtung vor der kaiserlichen Gewalt nicht wenig erhöht haben, obschon man

1022. ſich nicht verhehlen mochte, wie große Verluſte an Menſchenleben der Krieg gekoſtet hatte.

Hatten dieſe letzten Waffenthaten des Kaiſers auch die Wünſche des Papſtes nicht befriedigt, da die griechiſche Herrſchaft in Italien beſtehen blieb, ſo hatte ſie dieſen doch in ſeiner Hauptſtadt geſichert und zugleich der Welt gezeigt, wieviel ſein Wort bei dem Kaiſer vermöge. In der That trat der Kaiſer hier weniger als der Herr, denn als der Schutzvogt des römiſchen Bisthums auf, welches Benedict wieder zu einer lange ungekannten Selbſtſtändigkeit erhoben hatte. Es war keine geringe Sache, daß die Welt einmal Kaiſer und Papſt im genaueſten Einverſtändniß ſah, ohne daß der eine von dem andern die Bedeutung ſeiner Gewalt zu erborgen brauchte. Und dieſes Einverſtändniß ſchien der Welt noch größere und heilſamere Wirkungen zu verheißen, da ſich unmittelbar an dieſen Zug des Kaiſers die umfaſſendſten Pläne zu einer großen Reformation der geſammten lateiniſchen Kirche ſchloſſen.

So ſchwach auch die unmittelbaren Vorgänger Benedicts auf dem Stuhle Petri geweſen waren, hatten ſie doch mit jener zähen Conſequenz, mit der von den früheſten Zeiten her die Curie ihre Traditionen feſthält, den Bund mit Cluny bewahrt. Als die Privilegien Gregors V. für die Cluniacenſer von den franzöſiſchen Biſchöfen angegriffen wurden, ſandte zum Beiſpiel Johann XVIII. einen Legaten an König Robert und drang mit der größten Entſchiedenheit auf die Anerkennung der Rom gebührenden Autorität. So hielt denn auch Benedict VIII. von Anbeginn ſeines Pontificats an der Verbindung mit den franzöſiſchen Mönchen feſt, und es war einer ſeiner erſten weithin wirkſamen Schritte, daß er die angefochtene Erhebung des Abts Gauzlin von Fleury zum Erzbiſchof von Bourges durch energiſche Strenge zur Anerkennung brachte.

Die Beſtrebungen Clunys hatten gerade damals den gedeihlichſten Fortgang. Gauzlin, ein unehelicher Sohn Hugo Capets, gehörte der ſtrengſten Richtung der Cluniacenſer an, und ſeine Erhebung war ein harter, ſchwer zu verwindender Schlag für den franzöſiſchen Epiſcopat. Für Cluny war es dagegen ein unermeßlicher Vortheil, daß ein ihm ganz ergebener Mann auf einen der erſten Biſchofsſtühle Frankreichs erhoben wurde; um ſo mehr, als König Robert, Gauzlins Halb-

bruder, obwohl er der Congregation früher widerſtrebt hatte, jetzt willig auf ihre Abſichten einging. So gewann ſie in Frankreich mit jedem Tage weiter an Boden, und ſelbſt der Epiſcopat mußte ſich mit ihr abfinden. Indem ſich nun auch in der ſpaniſchen Mark die Verbindungen der Congregation immer weiter verzweigten, indem ſie durch ihr nahes und ſorgſam gepflegtes Verhältniß mit dem burgundiſchen Königshaus überdies faſt die ganze Kirche Burgunds von ſich in Abhängigkeit erhielt, gewannen ihre Beſtrebungen jetzt auch in Italien und Deutſchland endlich einen feſteren Halt, wo ſie bis dahin doch nur flüchtigere Einwirkungen geübt hatte. In Italien war es vor Allem der heilige Wilhelm, ein geborner Italiener, doch in Cluny erzogen und dann zum Abt des Benignusklofters zu Dijon eingeſetzt, der zuerſt dauernde Reformen im Sinne der Cluniacenſer in mehreren Klöſtern dort durchführte, unter denen ſich Fructuaria bald als Muſterkloſter erhob. In Deutſchland war es, wie wir früher erzählt haben,*) das Kloſter des h. Vitonus zu Verdun, von wo ſich durch den Eifer des Abts Richard die cluniacenſiſchen Satzungen zunächſt über Lothringen verbreiteten und hier ſelbſt ſchon bei vielen Biſchöfen Förderung fanden, während der italieniſche Epiſcopat noch wenig von ihnen berührt wurde.

Wie hätten einem Papſte, wie Benedict war, die ungeheuern Vortheile entgehen ſollen, die Rom aus dieſen reißenden Fortſchritten Clunys erwuchſen? Mußte er nicht es ihnen zuſchreiben, wenn ihm jetzt die Devotion der Kirchen und Klöſter der ſpaniſchen Mark freiwillig entgegenkam, wenn der franzöſiſche Epiſcopat eine Reihe großer Demüthigungen erfuhr, wenn König Robert im Jahre 1016 zu dem Grabe des heiligen Petrus pilgerte? Kein Wunder daher, wenn wir Papſt Benedict in ſtäter Verbindung mit dem großen Abt Odilo, mit dem heiligen Wilhelm, mit allen Führern der Cluniacenſer finden, und wenn er, ſo wenig er ſonſt in ſeinem eigenen Leben ihren ſtrengen Vorſchriften folgen mochte, doch auf ihre Abſichten, das kanoniſche Leben unter dem Klerus herzuſtellen, mit Lebhaftigkeit einging und bald mit dem heiligen Eifer eines Reformators gegen den üppigen und hoffärtigen Klerus ſeiner Zeit hervortrat. Es war einer der kühnſten Schritte dieſes Pontifex, deſſen Handlungen immer den Stempel des Ungewöhnlichen trugen, daß er ſich ſelbſt nach Pavia be-

*) Vergl. S. 80. 81.

gab*) und hier die lombardiſche Geiſtlichkeit zu einem Concil berief, auf dem er die durchgreifendſten Beſchlüſſe gegen die Prieſterehe faſſen ließ. Es iſt weltbekannt, daß die lombardiſchen Weltgeiſtlichen damals vom Biſchof bis zum Lector hinab faſt allgemein in der Ehe lebten, daß ſie ihre Kinder, an deren Vollfreiheit Niemand zweifelte, wenn ſie nur von freien Müttern ſtammten, mit Lehen und Pachtungen aus dem Kirchenvermögen auf das Reichlichſte ausſtatteten, daß dieſe Prieſterkinder einen reichen und angeſehenen Stand bildeten. Mitten unter dieſe lombardiſchen Biſchöfe und Prieſter trat jetzt der Papſt und gebot ihnen nicht allein ſich, wenn ſie ihrer Würde nicht verluſtig gehen wollten, von ihren Weibern zu trennen, ſondern beraubte auch ihre Kinder der bis dahin genoſſenen Rechte und Ehren. Nicht mehr der Stand der Mutter ſollte den Stand der Kinder entſcheiden, ſondern ſie ſämmtlich, wenn ihre Väter aus unfreiem Stande ſeien, in die Leibeigenſchaft der Kirche, ohne das Recht der Freilaſſung, ohne das Recht vollfreies Eigenthum zu erwerben, auf ewige Zeiten verfallen. Weitere Beſchlüſſe über die Ehen freier Prieſter mit freien Frauen behielt der Papſt einer allgemeinen Kirchenverſammlung vor.

Dieſe Satzungen von Pavia, durch die, wie ein italieniſcher Markgraf jener Zeit ſagte, der blinden Kirche das Augenlicht zurückgegeben wurde, bezeichnete der Papſt ſelbſt nur als den Anfang einer großen umfaſſenden Reformation. Indem er aber an die Heilung der kirchlichen Schäden ging, dachte er nicht auf lindernde, langſam wirkende Mittel, ſondern mit feſter Hand ſchnitt er ſogleich tief in die wundeſte und faulſte Stelle des kranken Körpers ein. Die Prieſterehe und das unzüchtige Leben der Geiſtlichkeit ſtanden in dem offenſten Widerſpruch mit den von der Kirche ſeit mehreren Jahrhunderten anerkannten und jedermann bekannten Geſetzen — ſie waren ein allgemeines, öffentliches Aergerniß, das zuerſt aus der Welt geſchafft werden mußte, wenn man überhaupt zu jenem Ideal kirchlicher Zuſtände zurückkehren wollte, das einſt nach den alten Kanones bereits in das Leben geführt ſchien. Aber eine lange Reihe anderer Schäden war außer dieſem Hauptſchaden noch zu beſeitigen. Schon längſt war die Simonie, die Verkäuflichkeit der geiſtlichen Aemter und Würden, in ihrer Verderblichkeit erkannt; aber kaum gab es, ſelbſt den Kaiſer eingeſchloſſen, einen Fürſten, der ſich mit ihr nicht befleckte, kaum vom Papſt bis zu dem ärmſten Biſchof einer Miſſionsgemeinde ein Kirchenhaupt, das ſich ihrer

*) Das Concil zu Pavia war wahrſcheinlich am 1. Auguſt des Jahrs 1018.

nicht schuldig machte. Ueberdies waren ketzerische Lehren mit dem Aufleben wissenschaftlicher Studien in die Kirche eingedrungen; von Italien gingen sie aus und erfaßten sofort Frankreich und Deutschland. Judaisirende Lehren traten zuerst hervor; sie führten im Jahre 1010 zu einer Judenverfolgung in Limoges, zwei Jahre später in Mainz; dann tauchten manichäische Ketzereien auf, die von der Lombardei nach Orleans verpflanzt und dort mit Feuer und Schwert verfolgt, bereits die Sprengel von Lüttich und Cambray ergriffen. Endlich, wie weit war der Stuhl Petri selbst von jener weltbeherrschenden Stellung entfernt, die ihm die Decretalien des Pseudoisidor angewiesen hatten und die jedem hochstrebenden Papste als das Endziel seiner Forderungen erscheinen mußte! Noch lag der französische Episcopat in stätem Kampfe mit den Cluniacensern, den Vorkämpfern des Stuhles Petri. In Italien standen reicher und mächtiger als je die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna und der Patriarch von Aquileja da, die alten Rivalen des römischen Bischofs, bereit mit verstärkten Kräften den alten Kampf zu erneuern. Und die deutschen Bischöfe, meist aus der Schule des Willigis, waren nichts weniger als Römlinge; im Bewußtsein der von ihrem Volke errungenen Weltherrschaft zeigten sie einen starren Trotz auf ihren eigenen Willen und ihre eigene Macht; vor Allem die Erzbischöfe von Mainz, von denen, seit sie einen Kaisersohn unter ihren Vorgängern zählten, der gefügige Sinn eines Bonifaz geschwunden war.

Es war eine ungeheure Aufgabe, die Benedict angriff. Wenn er dennoch an ihrer Lösung nicht verzagte, so geschah es, weil ihm die gewaltigen Fortschritte der Cluniacenser, die von Tag zu Tag wuchsen, stets neuen Muth einflößten, weil er in Italien selbst mit Sicherheit auf die Unterstützung der vom heiligen Wilhelm und Romuald reformirten Klöster zählen konnte, weil er endlich vor Allem der bereitwilligsten Hülfe des Kaisers gewiß war, dessen Eifer für eine kirchliche Reformation kaum eines Sporns bedurfte.

Die ganze Regierung Heinrichs war von dem Bestreben erfüllt gewesen, die kanonischen Bestimmungen wieder zur Geltung zu bringen. So verschieden sein Ideal auch von dem des Papstes und der Cluniacenser sein mochte, so war er sich doch überall in seinen Reformen mit jenen begegnet. Jene Pavaeser Beschlüsse hatte er mit Freuden als die Vorboten besserer Zeiten begrüßt und nicht allein nach dem Wunsche des Papstes bestätigt, sondern neben den geistlichen auch strenge weltliche Strafen über die Uebertreter verhängt. Er gebot freigeborne Weiber, die mit unfreien Klerikern eine Ehe eingingen, öffentlich aus-

zupeitſchen und dann in die Verbannung zu ſchicken; er entſetzte kaiſerliche Richter, welche die Söhne unfreier Prieſter für frei erklärten, ihres Amts, verurtheilte Notare, die ſolchen Prieſterſöhnen durch irgendwelche von ihnen ausgeſtellte Urkunden zu freiem Eigenthum verhalfen, zum Verluſt der rechten Hand und zum Schadenerſatz; er verfügte endlich, daß dieſes ſein kaiſerliches Geſetz unter die lombardiſchen Geſetze aufgenommen würde, unter denen es aber nicht lange ſeine Stelle behauptet hat. Und nicht allein für Italien zeigte er ſich um die Durchführung der Paveſer Beſchlüſſe bemüht. Auf einer ſächſiſchen Synode, die im März 1819 in ſeiner Gegenwart zu Goslar abgehalten wurde, drang er mit Entſchiedenheit auf die Annahme jener Beſtimmungen und ſetzte ſie trotz der Einſprache mehrerer Biſchöfe durch. Die folgenden Jahre brachten ihn dann in immer vertrautere und unmittelbarere Beziehungen zu dem Papſte; die Gefahren des letzten Kriegszugs hatten ſie vereint in unausgeſetztem Verkehr beſtanden. Lange vorbereitete Entſchlüſſe konnten reifen; gemeinſame Maaßregeln müſſen verabredet ſein. Mit der Abſicht, eine allgemeine Reformation der Kirche weit über die Grenzen ſeines unmittelbaren Gebiets hinaus durchzuführen, kehrte der Kaiſer über die Alpen zurück.

Man hat wohl geglaubt, daß der heilige Romuald, mit dem der Kaiſer in Italien eine Zuſammenkunft gehabt hatte, auf die kirchlichen Pläne deſſelben einen entſcheidenden Einfluß gehabt hat. Aber dieſer wunderbare uralte Seher, der ganz Mittel-Italien mit ſeinen Einſiedelelen erfüllt hatte — er wolle die ganze Menſchheit in die Einöde treiben, ſagte man, — hat ſchwerlich jemals auf den nüchternen und ruhig ordnenden Sinn dieſes Kaiſers einen ähnlichen Einfluß geübt, als auf das phantaſtiſche Gemüth Ottos III. Es iſt zwar begründet, daß der Kaiſer ihm beſondere Gunſt erwies und weſentlich dazu beitrug, daß die Congregation von Camoldoli, die aus Romualds Beſtrebungen hervorging, ſpäter Beſtand gewann, aber ein beſtimmender Einfluß des dem Grabe zuwankenden Greiſes auf ihn läßt ſich nicht erweiſen. Die Abſichten des Biſchofs von Rom, des Hauptes der geſammten lateiniſchen Kirche, mußten auf einen Fürſten, wie Heinrich war, einen andern Eindruck üben, als die Mahnungen und Weckrufe eines ſchwärmeriſchen Eremiten. Wie viel mußte dem Kaiſer nicht ohnehin daran liegen, unter eine feſtgeregelte Zucht einen Stand zu bringen, auf den er vor Allem die Ordnungen ſeines Staates gegründet hatte. Leicht konnte er der Gaben entbehren, die ihm die neuen Biſchöfe darzubringen pflegten und deren Annahme man ihm als Simonie aus-

legte, ſo lange ihn der Papſt in der Beraubung der reichen Abteien nicht allein nicht hinderte, ſondern ſie ſogar ausdrücklich genehmigte; wie denn der Kaiſer gerade damals die Erlaubniß des Papſtes zu jenem tiefen Griff in das Vermögen des Kloſters Marimin zu Trier erhielt, deſſen wir oben bereits gedachten.*) Wie viel auch das Papſtthum bei der beabſichtigten Reformation gewinnen mochte, eine bedrohliche Uebermacht deſſelben hatte der Kaiſer kaum in einer Zeit zu fürchten, wo nur die deutſche Macht Rom vor den Angriffen der Griechen ſchützte, wo die Wuth der lombardiſchen Biſchöfe gegen den Nachfolger Petri nur durch den paniſchen Schrecken niedergehalten wurde, den Heinrichs Name ſeit dem Brand von Pavia über Italien verbreitet hatte.

12.

Einleitungen zur Reformation der abendländiſchen Kirche. Des Kaiſers Tod.

Die Pläne zu kirchlichen Reformen lagen damals, wie es ſchien, 1022
in der Luft. Während die Cluniacenſer, während Kaiſer und Papſt planten, hatte der Mainzer Erzbiſchof bereits die Sache angegriffen und die berühmten Beſchlüſſe der Seligenſtädter Synode zu Stande gebracht.

Gewiß war Papſt Benedict keine zuwartende, bedächtige Natur, aber bei Weitem eifriger und feuriger war jener Aribo, den der Kaiſer vor Kurzem auf den Wunſch der Kaiſerin auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Mainz erhoben hatte. Er war kein Mann gewöhnlichen Schlags. Gelehrte Kenntniſſe zeichneten ihn aus; das Mittelalter kannte von ihm einen Tractat über die Pſalmen, und der lateiniſchen Bearbeitung eines deutſchen Heldengedichts, des Walters von Aquitanien, ließ er von einem Mönch St. Gallens eine dem claſſiſchen Alterthum mehr

*) S. 82.

1022. entſprechende Form geben. Welterfahrung und Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe hatte Aribo früh in der kaiſerlichen Kanzlei gewonnen. Er war von großem perſönlichen Ehrgeiz beſeelt, aber es lebte dabei ein heiliger Eifer in ihm für ſeinen Stand und die erſte Kirche Deutſchlands, die ſeiner Obhut anvertraut war. Kein Anrecht ſeines Stuhls, keinen Anſpruch ſeiner Vorgänger ließ er ruhen und glaubte ſich überdies berufen, eine Reinigung der geſammten deutſchen Kirche, wie ſie die Zeit forderte, in das Werk zu ſetzen. Mit leidenſchaftlicher Hitze griff er dieſe Aufgabe an, und mit leidenſchaftlicher Hartnäckigkeit hielt er an derſelben feſt. Einer ſeiner Gegner hat auf ihn jenes Wort angewendet, das die heilige Schrift über Ismael ausſpricht: „Er wird ein wilder Menſch ſein, ſeine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn.“

Sobald Aribo ſein Erzbisthum antrat, ſuchte er das Band, welches ſeine Suffragane an ihn feſſelte, ſo feſt wie möglich anzuziehen Die Provincialconcile waren ſeit geraumer Zeit ſehr unregelmäßig abgehalten; wenigſtens einmal im Jahre beſchloß er ein ſolches fortan anzuberaumen. Auch Nationalconcile wollte er als Primas der deutſchen Kirche in das Leben rufen und hielt ſich dazu ſelbſt ohne die Einwilligung des Kaiſers berechtigt. Ein beſonderes Augenmerk richtete er auf die Herſtellung der alten Sendgerichte, die ſeit den karolingiſchen Zeiten vielfach in Verfall gerathen waren und die er jetzt unter ſeine beſondere Aufſicht nahm. Indem er überdies gleiche Zucht, gleiche Ordnungen für die geſammte deutſche Kirche herſtellen wollte, lag ein großer Kreis von ſchwierigen Aufgaben vor ihm, an deren Löſung er ſich unverweilt machte.

Noch vor der Rückkehr des Kaiſers nach Deutſchland berief Aribo zum 12. Auguſt 1022 ſeine Suffragane nach Seligenſtadt und eröffnete hier ſeine Reformen. Die Beſchlüſſe dieſes Provincialconcils ſchärfen großen Theils nur ältere kanoniſche Beſtimmungen ein, aber es giebt unter ihnen auch neue Satzungen, welche die Stellung bezeichnen, die ſich Aribo gab. Wenn jene Synode beſchloß, daß Alle fortan, die ſich vor dem Sendgericht des Biſchofs zu erſcheinen weigerten, vor das Provincialconcil geladen und dort unter dem Vorſitz des Erzbiſchofs von ihrem Biſchof verklagt werden ſollten, ſo erhob ſie damit ebenſoſehr die Gewalt ihres Metropolitanen, wie ſie die Anſprüche des römiſchen Stuhls herabſetzte, indem ſie das Abſolutions- und Dispenſationsrecht des Papſtes ſo gut wie aufhob. Denn was war es anders, wenn die Synode beſtimmte, daß Niemand fortan ohne Erlaubniß ſeines Biſchofs nach Rom gehen, daß jede päpſtliche Abſolu-

tion ungültig sein solle, wenn nicht zuvor die von den Bischöfen auf- 1022.
erlegten Strafen abgebüßt wären? Und zugleich traf man für die ganze Mainzer Provinz Anordnungen für die Quatembersasten, die dem von der römischen Kirche angenommenen und über das ganze Abendland verbreiteten Brauche zuwiderliefen. Rom wurde so auch in seiner gesetzgebenden Macht, kurz in Allem angegriffen, was es als seine hervorragendsten Privilegien ansah. Und das geschah von Männern, die in den nächsten Beziehungen zu dem Kaiser standen. Unter den Bischöfen, welche die Seligenstädter Beschlüsse unterschrieben, war Bischof Brun von Augsburg, des Kaisers eigener Bruder, war Eberhard von Bamberg, der frühere Kanzler und der ergebenste Dienstmann des Kaisers, war endlich der alte Burchard von Worms, den wohl Niemand bisher für einen Gegner des Papstthums angesehen hatte.

Wir wissen nicht, wie sich Heinrich zu diesen Beschlüssen seiner Bischöfe verhielt. Entschiedener Widerspruch gegen dieselben kann er schon deshalb nicht eingelegt haben, weil sie sonst unmöglich die Anerkennung im Reiche gefunden haben würden, die sie ohne Zweifel eine Zeit lang hatten; selbst der Kanonensammlung des Burchard wurden sie angehängt. Aber unmöglich entsprachen sie den eigensten Absichten des Kaisers, der es sich nicht verhehlen konnte, welche Gefahr eines tiefen Bruchs in der Kirche von dieser Seite drohe. Um so mehr mußte sich ihm aber die Nothwendigkeit einer umfassenden allgemeinen Reform der Kirche aufdrängen, die Nähe der Gefahr ihn zur Eile spornen. Es war in der That das erste Geschäft des Kaisers, als er nach Deutschland zurückkehrte, daß er ein großes Nationalconcil in den rheinischen Gegenden versammelte. Wir kennen die Beschlüsse desselben nicht, aber die Reform hat unstreitig den Mittelpunkt der Verhandlungen gebildet.

Nicht die Seligenstädter Beschlüsse allein, auch andere Vorgänge wiesen den Kaiser immer deutlicher auf die Beschleunigung einer großen Kirchenreinigung hin. Ueberall begegneten ihm Neid, Eifersucht, Zwietracht und Streit zwischen den ersten deutschen Kirchenhäuptern selbst, und je wichtiger deren Stellung im Reiche war, um so beunruhigender war ihr Hadern selbst für die Zukunft des kaiserlichen Regiments. Als Heinrich nach dem Schluß des Concils sich nach Grona begab, sah man hier an seinem Hofe bald die ärgerlichsten Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof Gero von Magdeburg und Bischof Arnulf von Halberstadt, die beide bald darauf unversöhnt aus dem Leben schieden. Zu derselben Zeit kam dem Kaiser zu Ohren, daß auch der alte Ganders-

1022. heimer Streit wieder aufgelebt ſei. Kaum hatte Biſchof Bernward von Hildesheim die Augen geſchloſſen (20. November 1022) und der Abt Godhard von Altaich, der Freund des Kaiſers, das ihm übertragene Bisthum angetreten, ſo erhob Aribo abermals jene Anſprüche auf Gandersheim, welche Willigis einſt ſo zähe vertheidigt hatte, und unterſagte dem neuen Biſchof unter Androhung des Banns jede Einmiſchung in die Angelegenheiten des Kloſters. Der Kaiſer beſchied Aribo zu ſich und nöthigte ihn von ſeinen Anſprüchen auf Gandersheim abzuſtehen, mit denen aber der Erzbiſchof doch bald genug wieder hervortrat. Ein ähnlicher Streit hatte ſich gleichzeitig wegen der Jurisdiction über das Kloſter Burtſcheid zwiſchen dem Erzbiſchof von Köln und dem Biſchof von Lüttich erhoben, der mit großer Erbitterung geführt wurde. So waren die Kirchenhäupter ſelbſt überall in Zwieſpalt, und es bedurfte neuer und ſtarker geſetzlicher Bande für ſie, wenn die Einheit der Kirche und des Reichs nicht bedenklich gelockert werden ſollte.

Da des Kaiſers Abſichten auf allgemeine kirchliche Maaßregeln für das ganze Abendland gingen, mußte er ſich vor Allem jetzt des Beiſtandes des Königs von Frankreich verſichern. Um die Oſterzeit
1023. 1023, die Heinrich zu Merſeburg verlebte, ſandte er deshalb eine Geſandtſchaft an König Robert. Am 1. Mai erſchienen Biſchof Gerhard von Cambray und der Abt Richard von Verdun, jener Urheber der cluniacenſiſchen Beſtrebungen in Lothringen, am Hofe Roberts zu Compiègne und forderten den König zu einer Zuſammenkunft mit dem Kaiſer auf. Robert ging bereitwillig auf dieſe Einladung ein und verſprach ſich gegen Ende des Monats Juli an der Grenze ſeines Reichs zu einer Zuſammenkunft mit dem Kaiſer einzufinden. Er forderte zugleich den Biſchof Fulbert von Chartres, einen eben ſo gelehrten als der Reform zugethanen Würdenträger ſeines Reichs, auf ihn zu dieſer Zuſammenkunft zu begleiten, was Fulbert jedoch wegen Krankheit ablehnte.

Bald nach Oſtern begab ſich der Kaiſer in die rheiniſchen Gegenden; zunächſt nach Mainz, wo er einer Einladung des Erzbiſchofs folgend, das Pfingſtfeſt verlebte. Aribo hatte um dieſelbe Zeit ein neues Provinzialconcil nach Mainz berufen, auf dem er, unfraglich um den Kaiſer zu gewinnen, die Sache des Grafen Otto von Hammerſtein vor Allem zu erledigen verſprach. Denn allen Beſchlüſſen der früheren Synoden, allen kirchlichen Befehlen zum Trotz lebte der Graf mit Irmingard noch immer in ehelicher Gemeinſchaft. Die Ehre der Kirche und des Reichs ſchien auf gleiche Weiſe ein ernſtes Einſchreiten gegen dieſe ärgerliche Ehe zu er-

heischen, und auch Aribo konnte nur gewinnen, indem er seine Sache 1023.
eng mit der des Kaisers verband. Graf Otto stellte sich vor dem Concil und gelobte Besserung. Mehr Furcht vor dem Kaiser als Achtung vor den Bischöfen beugte endlich seinen Trotz, während Irmingard der Acht des Reichs, wie der Bannflüche der Kirche in gleicher Weise spottete und die Gunst des Augenblicks benutzte, um in Rom zu erlangen, was man in Mainz ihr verweigerte. Auch ließ der Papst die erste Gelegenheit, das ihm zu Seligenstadt bestrittene Dispensationsrecht zu üben, nicht unbenutzt und lieh den Klagen des racheschnaubenden Weibes über Aribo nur allzuwillig sein Ohr.

Der Kaiser fuhr von Mainz den Rhein hinab nach Köln und Utrecht und begab sich dann nach Achen, wohin er einen Reichstag und eine Synode beschieden hatte. Wichtige Angelegenheiten wurden hier verhandelt, doch wissen wir von den Verhandlungen nicht mehr, als daß der Streit wegen des Klosters Burtscheid zu Ungunsten des Erzbischofs Piligrim entschieden wurde. Als die Reichsversammlung entlassen war, ging der Kaiser in den ersten Tagen des August an die Westgrenze seines Reichs, um hier mit König Robert nach der Verabredung zusammenzutreffen. Weshalb die Zusammenkunft sich über die zuerst angesetzte Frist verzögert hatte, wird nicht berichtet. In dem Gefolge des Kaisers waren der Erzbischof Piligrim von Köln, der wahrscheinlich schon auf dem italienischen Zuge in die Absichten des Kaisers und Papstes eingeweiht war, der Bischof Gerhard von Cambray und der Herzog Gottfried von Lothringen, der sich mit seinem ganzen Hause, wie wir wissen, mit den Cluniacensern auf das Engste verbündet hatte.

Wo sich der Chiers in die Maas ergießt, kamen die Fürsten zusammen. Der Kaiser, den die größte Pracht umgab, lagerte bei Ivois am Chiers; König Robert, ebenfalls von dem glänzendsten Hofstaat umgeben bei Mouzon, am jenseitigen Ufer der Maas. Es entstand zuerst Streit darüber, wer von den beiden Herrschern zuerst den andern begrüßen sollte. Viele hielten es für das Ziemlichste, daß sie sich mitten auf der Maas auf einem Schiffe begegneten, wie es einst zu den Zeiten des ersten Heinrichs bei Bonn geschehen war. Aber der Kaiser, wohl wissend, daß der Mächtigere sich über leere Formen leichter hinwegsetzen kann, ging ohne Bedenken zuerst — es war am 10. August — zum König auf das andere Ufer hinüber. Die Herrscher umarmten und küßten sich, hörten zusammen die Messe und setzten sich nach dem Gottesdienst zum festlichen Mahle. Als sich der Kaiser verabschiedete, ließ ihm der König reiche Geschenke an Gold, Silber und Edel-

1023. ſteinen zugleich mit hundert prächtig aufgezäumten Roſſen und ebenſo vielen blitzenden Panzern und Helmen nachſenden und ihm dabei melden, er werde die Abweiſung dieſer Geſchenke als einen Mangel an Freundſchaft empfinden. Aber der Kaiſer nahm allein ein Evangelienbuch und, was in ſeinem Auge noch werthvoller war, eine Reliquie des heiligen Vincentius an; die Kaiſerin behielt einige Goldmünzen zum Andenken; alle anderen Geſchenke wieſen ſie entſchieden zurück.

Am anderen Tage ſtattete König Robert mit den Biſchöfen in ſeinem Gefolge dem Kaiſer einen Gegenbeſuch ab. Mit der größten Pracht wurde der König im kaiſerlichen Zelte empfangen, wo man ſofort zu den wichtigſten Berathungen ſchritt. Wir kennen das Reſultat derſelben leider nicht im Einzelnen. Aber ſoviel erfahren wir, daß die Herrſcher Deutſchlands und Frankreichs den innigſten Freundſchaftsbund ſchloſſen und wichtige Beſtimmungen trafen, wie ein allgemeiner Landfriede in ihren Reichen aufgerichtet und Recht und Gerechtigkeit wieder zu Ehren gebracht werden ſollten. Beſonders ging man dann darüber zu Rath, wie der Kirche der Friede gewahrt und die vielen Wunden, an denen die Chriſtenheit leide, geheilt werden könnten. Zu dem Ende verabredete man eine neue Zuſammenkunft zu Pavia, wo ſich auch der Papſt einſtellen und alle Biſchöfe dieſſeits und jenſeits der Alpen zu einem allgemeinen Concil der lateiniſchen Kirche zuſammentreten ſollten.

Obwohl dieſe Beſchlüſſe vor Allem auf die Sicherung des geiſtlichen Standes hinzielten, waren ſie andererſeits doch auch gegen Ueberhebungen deſſelben gerichtet. Wir wiſſen, daß jene Vereinigung der burgundiſchen Biſchöfe zur Erhaltung des Landfriedens, die wir bereits berührten*), in Frankreich eine ähnliche Verbindung der zur Reimſer Provinz gehörigen Biſchöfe zur Folge gehabt hatte, ja, daß man ſelbſt Gerhard von Cambray in dieſelbe zu ziehen ſuchte. Aber Gerhard erklärte weislich, daß man durch ſolche Verbindungen in die Rechte des Königthums eingreife; denn den Königen gebühre, den Aufruhr zu bändigen, die Kriege zu unterdrücken, den friedlichen Verkehr zu ſichern und zu verbreiten, den Biſchöfen ſtehe allein zu, die Könige zu mahnen, daß ſie für das Wohl des Landes männiglich kämpften, und für den Sieg ihrer Waffen zu beten. In dem Sinne Gerhards ſorgte jetzt der Kaiſer nicht allein für den Frieden des eigenen Landes, ſondern auch für die

*) S. 131.

Erhaltung deſſelben im Reiche ſeines ſchwächeren Nachbars. Einer 1023.
der gefährlichſten Ruheſtörer in Frankreich war zu jener Zeit der Graf Odo von der Champagne, ein Neffe des burgundiſchen Königs und Vetter des Kaiſers. Gegen ihn erhob König Robert die ſchwerſten Klagen, und nicht minder hatte ſich der Kaiſer ſelbſt zu beſchweren, da Odo mit dem Herzog Dietrich von Oberlothringen, wahrſcheinlich in Folge des burgundiſchen Kriegs, in Fehde ſtand. Der Kaiſer übernahm es jetzt, Odos Treiben ein Ziel zu ſetzen, und die Beſchwerden des Königs über dieſen ſeinen mächtigen und unruhigen Vaſallen zu erledigen.

Als die Geſchäfte beendet waren, jag man abermals den Freuden des Mahls ob und ſchied dann unter den herzlichſten Freundſchaftsbezeugungen. Auch der Kaiſer bot dem Könige ein Abſchiedsgeſchenk, hundert Pfund reinen Goldes; doch wies dieſe Gabe König Robert in gleicher Weiſe zurück, wie am Tage zuvor der Kaiſer, und nahm nur einige Goldſtücke zum Andenken mit. Je uneigennütziger ſich die Herrſcher gezeigt hatten, je reicher beſchenkt wurden ihre Gefolge. Die Milde und Freigebigkeit der Herren konnten die Hofleute nicht hoch genug rühmen. Eine ungeheure Menſchenmenge war zu der Zuſammenkunft der Fürſten herbeigeſtrömt und erwartete dort den höchſten Glanz mit Augen zu ſehen; doch, was man fand, überſtieg alle Vorſtellung und ließ die Gerüchte von dem prachtvollen Haushalt des Kaiſers weit hinter ſich zurück. Kein Perſerkönig und kein Chalif, erzählten die Heimkehrenden, ſei jemals von ſolcher Herrlichkeit umgeben geweſen, als dazumal Kaiſer Heinrich. In aller Welt berichtete man von den Feſten zu Ivois, und ein Mönch zu Tegernſee, der damals in lateiniſchen Verſen die Sage von Ruodlieb bearbeitete, verwob in ſein Gedicht Züge, die er ohne Zweifel jenen Feſtlichkeiten entlehnte.

Der Kaiſer begab ſich von Ivois nach Verdun, wo wir ihn am 8. September in wichtigen Geſchäften finden. Er beſchied hier den Grafen Odo vor ſich und zog ihn in Gegenwart der Geſandten König Roberts zur Rechenſchaft. Der Graf verſprach die Burgen, die er ohne königliche Erlaubniß errichtet hatte, niederzureißen und verſöhnte ſich zugleich mit Herzog Dietrich von Lothringen.

Daß der Kaiſer bei dieſem ſeinen Aufenthalt in Verdun auch den Abt Richard im Kloſter des h. Vitonus beſucht habe, wird kaum zu bezweifeln ſein, aber mährchenhaft iſt, was weiter von dieſem Be-

1023. suche berichtet wird. Als der Kaiser das Kloster sah — so erzählt die Legende — brach er in die Worte des Psalmisten aus: „Dies ist meine Ruhe ewiglich, hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl"!*) und gab dem Abte den Wunsch zu erkennen, in das Kloster aufgenommen zu werden. Der Bischof von Verdun stellte aber dem Abte vor, wie das Reich zu Grunde gehen müsse, wenn der Kaiser der Welt entsage, und bestimmte so denselben, dem Willen des Kaisers entgegenzutreten. Der Abt versammelte demnach die Mönche, führte den Kaiser in ihre Mitte und befragte ihn nochmals, ob es sein fester Vorsatz sei, in ihre Gemeinschaft zu treten. Als der Kaiser dies bejahte, verlangte der Abt von ihm das Gelübde unverbrüchlichen Gehorsams gegen alle seine Befehle. Der Kaiser leistete unbedenklich das Gelübde und wurde darauf von dem Abt unter die Brüder aufgenommen. Aber der erste Befehl, den ihm der Abt ertheilte, hieß ihn unverzüglich in die Welt zurückkehren, um in Gottesfurcht und Gerechtigkeit sein Reich zu regieren.

So gewiß die enge Verbindung des Kaisers in seinen letzten Regierungsjahren mit den Cluniacensern und namentlich mit dem Abt Richard ist, so gewiß ist hinwiederum, daß die Legende sein Verhältniß zum Kloster Cluny auf das Mannigfachste ausgeschmückt hat. Weil man Weihegeschenke des Kaisers in Cluny sah, fabelte man, daß er selbst mit Bischof Meinwerk dorthin gepilgert sei. Weil er das Kloster Richards besuchte und sich vielleicht unter die Ehrenbrüder desselben nach der Sitte der Zeit aufnehmen ließ, priesen ihn die Cluniacenser als einen der Ihrigen. Und wie sie mit diesem kaiserlichen Bruder ihrer Congregation einen besondern Glanz zu geben suchten, so erzählten andererseits die Casinesen, daß der heilige Benedict den Kaiser bei seinem Aufenthalt im Kloster auf wunderbare Art von seinen körperlichen Leiden geheilt und dieser darauf den Entschluß gefaßt habe, in den Mauern von M. Casino seine Tage zu beschließen.

Der Kaiser stand inmitten der größten Pläne und der umfassendsten Thätigkeit. Mit rastlosem Eifer verfolgte er seine Absicht, einen allgemeinen Frieden im Abendlande aufzurichten und eine große Kirchenreformation durchzusetzen. Nichts lag ihm gewiß in diesem Augenlick ferner, als sein Scepter niederzulegen und der Welt zu entsagen. Von den

*) Psalm 132, 14.

Grenzen Frankreichs eilte er an die burgundischen Grenzen. Am 1023.
25. September war er in Basel. Aehnliche Verabredungen, wie mit König Robert am Chiers, wird er hier mit seinem Oheim König Rudolf für den Weltfrieden und die Kirchenreinigung getroffen haben. Erst damals wurde wahrscheinlich die Eintracht zwischen beiden hergestellt. Die Gegenwart jener burgundischen Bischöfe, die bei der Auflösung aller Verhältnisse so tief in die königlichen Prärogativen eingegriffen hatten, konnte auf dem Concil nicht entbehrt werden. Von Basel fuhr der Kaiser den Rhein hinab. Am 29. October war er zu Erstein, am 30. November in Mainz; gegen Weihnachten begab er sich nach Franken, wo er das Weihnachtsfest zu Bamberg beging.

Unter großen Hoffnungen ging das Jahr 1023 zu Ende. Schon 1024.
war Erzbischof Piligrim mit Botschaften für den Papst nach Rom geeilt. Die Aufnahme, die er dort fand, zeigt deutlich, wie freudenreich seine Nachrichten dem Papste waren. Nicht allein, daß er die kostbarsten Geschenke von demselben empfing, er wurde auch zum Bibliothekar des apostolischen Stuhls ernannt; eine noch nie einem deutschen Bischofe ertheilte Ehre. Das Pallium, äußerte der neidische Aribo später, sei dem Kölner in Rom vergoldet, das Weihnachtsfest ihm doppelt gesegnet worden. Mit den glänzendsten Ehren kehrte Erzbischof Piligrim zum Kaiser zurück. Heinrich, der Papst, die Könige Frankreichs und Burgunds mochten nirgends ein Hinderniß mehr für ihre Pläne finden; und doch zerrannen sie alsbald durch wunderbare Fügungen in Nichts. —

Als übles Vorzeichen mußte man es bereits betrachten, daß alle jene deutschen Bischöfe, welche die Beschlüsse zu Seligenstadt gefaßt hatten, nicht eben mit freundlichen Blicken auf dem Bund des Kaisers und Papstes sahen. Vor Allem geriethen sie in die Aufregung, als sich die Nachricht verbreitete, daß wegen jener Beschlüsse Aribo das Pallium entzogen sei und er mit Amtsentsetzung bedroht werde. Nimmer war zu erwarten, daß Aribo den Drohungen Roms sich beugen und sie ruhig hinnehmen würde; standen doch alle Bischöfe des innern Deutschlands, selbst des Kaisers Bruder Brun und der Bischof Godhard, so Vieles sie sonst auch trennte, hierin auf seiner Seite; glaubte er doch an der Kaiserin selbst noch immer eine feste Stütze zu haben und lebte mit Dietrich von Metz, ihrem klugen und vielvermögenden Bruder, in dem besten Vernehmen. Aribo zweifelte sogar nicht, daß alle Bischöfe des Reichs sich für ihn erheben würden. Er berief ein

1024. Nationalconcil auf den Himmelfahrtstag (14. Mai) nach Höchſt, und ſelbſt Piligrim von Köln und Poppo von Trier ſagten ihm ihr Erſcheinen zu. Aus einem vertrauten Briefe Aribos an die Kaiſerin ſieht man jedoch, wie wenig er der Geſinnung des Kaiſers ſelbſt traute, der ſeinen Vetter Piligrim, wie er mit Recht beſorgte, von ſeinem Verſprechen abwendig machen würde. Aribo beſchwört die Kaiſerin, deren Willen er ſich in Allem zu fügen verſpricht, jedes Mittel anzuwenden, um Piligrims Anweſenheit auf dem Concil zu erreichen; er bittet ſie zugleich um ihre Vermittelung, daß auch ihr Bruder Dietrich nicht von der Verſammlung zurückbleibe. Dieſer Brief erreichte ſeinen Zweck in keiner Weiſe; weder die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, noch Dietrich ſtellten ſich zu Höchſt ein. Ein Nationalconcil trat nicht zuſammen. Aber die Suffragane von Mainz waren mit Ausnahme Bruns von Augsburg, den ſein kaiſerlicher Bruder damals in die Verbannung ſandte, vollzählig zur Stelle: Burchard von Worms, Ulrich von Chur, Werner von Straßburg, Eberhard von Bamberg, Walter von Speier, Wicher von Verden, Meginhard von Würzburg, Haimo von Konſtanz, Heribert von Eichſtädt, Brautho von Halberſtadt, Hizzo von Prag. Unter ihnen waren Männer, die dem Könige ſeit Jahren auf das Engſte verbunden waren; andere, die ſo eben erſt den Stab aus ſeinen Händen empfangen hatten.

Nichts iſt merkwürdiger, als der bisher wenig beachtete Brief, den die verſammelten Biſchöfe damals an den Papſt ſandten. Er iſt nicht ohne ſchlaue Berechnung geſchrieben, indem gefliſſentlich alle Schuld des Zerwürfniſſes mit Rom der zuchtloſen Irmingard zugeſchrieben und ſo die Sache des Erzbiſchofs mit den Maaßregeln des Kaiſers in die nächſte Verbindung geſetzt wird; aber er iſt nichtsdeſtoweniger ein ſchöner Beweis der Eintracht der Mainzer Suffragane, wo es galt, die Ehre der deutſchen Kirche gegen die Unbilden Roms zu ſchützen. Der Geiſt des Willigis lebte noch in dieſen Biſchöfen fort. „Gefallen iſt die Krone von unſerem Haupte“ — ſo ſchreiben ſie an den Papſt — „denn genommen ſind unſerem Metropoliten ſeine Ehren. Nur ein Gerücht davon iſt bis jetzt zu uns gedrungen, aber ſchon dieſes Gerücht beunruhigt uns und treibt uns, von dir, verehrungswürdiger Vater, Gewißheit zu erlangen. Iſt es begründet, was wir vernehmen, dann iſt unſer Saitenſpiel zur Trauer geſtimmt und unſer Singen in Klagen verwandelt. Denn wer vermöchte den Thränen zu gebieten, wenn unſer ſchuldloſer Metropolit auf die Angeberei eines einzelnen Weibes hin auch nur des kleinſten Theils ſeiner Ehre beraubt

ſein ſollte? Fern ſei dies von Dir, o Herr, fern von Dir, der Du 1024.
als der Erſte nach Gott, als Petri Stellvertreter mit Gerechtigkeit den Erdkreis zu beherrſchen berufen biſt! Würde auch nur der geringſte Prieſter um ſolches Grundes willen ſeines Amtes entſetzt, ſchon längſt wären alle Ordnungen des geiſtlichen Standes gelöſt und vernichtet. Um ſo weniger aber können wir glauben, daß unſer Herr und Metropolit auch nur den kleinſten Theil ſeiner Ehren eingebüßt hat, als dann folgerecht auch wir alle unſeres biſchöflichen Amtes entſetzt ſein müßten. Denn alle ſeine Schritte gegen jenes Weib ſind auf unſern Rath und mit unſerm Willen geſchehen. Iſt alſo etwas gegen die Kirchengeſetze gefehlt, ſo ſind wir die Schuldigen, und der Schlag falle auf unſer Haupt, nicht auf das ſeine. Die Vergehungen jenes gebannten Weibes haben wir nicht zu erörtern, denn ſie ſind weltkundig; nur darum kann es ſich handeln, ob ſie für immer vom Leibe Chriſti zu trennen iſt oder, wenn ſie Reue empfinden ſollte, in die Einöde zu verſtoßen, damit ſie dort bis an ihr Ende ihre Sünden beweine. Ueberdies ſtanden, als wir den Bann über ſie verhängten, die weltlichen Gewalten uns nicht allein zur Seite, ſondern ſie gingen uns vielmehr voran; ſie ſprachen zuerſt die Acht über ſie aus, und unſer Stand bekräftigte nur nach Gebühr dieſe Strafe. Deshalb werden auch ſie jetzt beleidigt, wenn wir beſchimpft werden. Und ſo bitten wir insgeſammt dich flehentlich, heiliger Vater, deine eigene Würde zu bedenken und, wenn etwas unbedacht geſchehen iſt, es achtſam zu beſſern; wir bitten dich, jenes Weib mit den Schrecken deines Bannfluchs zu binden, deine Liebe aber unſerem Herrn Aribo, deinem ergebenſten Sohne, wieder zuzuwenden, der aus Liebe zur Gerechtigkeit immerdar das Schwerdt gezückt trägt und der ſich niemals vom Geiz zu einer Sünde verlocken läßt."

Dieſes Schreiben iſt niemals in die Hände gelangt, für die es beſtimmt war. Schon vor der Synode war Papſt Benedict geſtorben. Sein Tod hemmte die Erfüllung der Drohungen, die Rom gegen Aribo gerichtet hatte. Aber er ſchwächte zugleich auch die Hoffnungen, welche die Welt auf ein allgemeines Concil geſetzt hatte. Bald ſollten die letzten Ausſichten für daſſelbe dahinſchwinden.

Der Kaiſer hatte zu Bamberg ein trübes Weihnachtsfeſt gefeiert. Schwere körperliche Leiden bedrängten ihn. Tiefe Bekümmerniß be-

1024. ſchlich ſeinen Geiſt über die Spaltung der Kirche; noch einmal gerieth er in Streitigkeiten mit ſeinem Bruder und ſah ſich genöthigt, ihn aus ſeinem Bisthum zu verweiſen; der Tod vieler Männer, die er als Stützen ſeines Reiches anſah, bedrückte überdies ſein Herz. Schnell nach einander waren der Erzbiſchof Gero von Magdeburg, die Biſchöfe von Halberſtadt, Meißen, Oldenburg und Prag aus dem Leben geſchieden; auch der tapfere Herzog Gottfried von Niederlothringen ſtarb, der Freund Clunys, der in den Plänen des Kaiſers eine ſo wichtige Stelle einnahm. Bis die Oſtern nahten, verweilte der Kaiſer in der trübſten Stimmung und unter vielen körperlichen Beſchwerden in Bamberg, bemüht die Lücken zu ergänzen, die in den Kreis ſeiner Großen der Tod geriſſen hatte. Das Herzogthum Niederlothringen fiel, da Gottfried ohne Erben geſtorben war, ſeinem Bruder Gozelo zu, der, wie ſein ganzes Haus, den Cluniacenſern ergeben war. Mit dem Erzbisthum Magdeburg bedachte der Kaiſer ſeinen Kapellan Hunfried, mit dem Bisthum Halberſtadt den Abt Brantho von Fulda; die anderen Bisthümer erhielten andere erprobte Diener.

Als ſo die dringendſten Geſchäfte geordnet waren, ſehnte ſich der Kaiſer nach Magdeburg, wo er das Oſterfeſt zu begehen wünſchte. Aber man fürchtete, die Kräfte würden den Beſchwerden der Reiſe nicht mehr gewachſen ſein; erſt nach langen Erwägungen brach man auf und gelangte glücklich nach Altſtädt, wo der Kaiſer den Palmſonntag verlebte. Nur von ſeiner Gemahlin und einem geringen Gefolge begleitet, ſetzte er dann die Reiſe bis Nienburg fort; den grünen Donnerſtag und den Todestag des Herrn feierte er hier in aller Stille, da man die herbeieilende Maſſe des Volks von dem kranken Fürſten mit Sorgfalt fern hielt. Nach ſeinem Wunſche traf er zu Oſtern noch in Magdeburg ein, wo man ihn den prächtigſten Empfang bereitete und wo er noch einmal das Feſt in gewohnter Weiſe beging. Auch zu Halberſtadt, wohin ſich der Kaiſer nach Oſtern begab, wurde er feſtlich eingeholt und verweilte ſich längere Zeit bei dem neuen Biſchof. Gegen Pfingſten brach er nach Goslar auf, das durch ſeine Pflege bereits zu einem ſtattlichen Orte erwachſen war, feierte hier das Feſt und eilte dann nach ſeiner Pfalz Grona.*) Schon hatte ihn die Nachricht erreicht, daß ſein treuer Bundesgenoſſe, auf deſſen Freund-

*) Grona bei Göttingen.

ſchaft er die größten Pläne für die Wohlfahrt der Kirche und das 1024.
Heil der Welt gegründet hatte, Papſt Benedict, aus dieſer Zeitlichkeit geſchieden ſei. Nicht lange nachher erlag auch er ſeinen ſchweren Leiden. Am 13. Juli des Jahrs 1024 endete Kaiſer Heinrich in den Mauern von Grona. Auf ſächſiſchem Boden ſtarb der Herrſcherſtamm des erſten Heinrichs aus; ein Geſchlecht, das mit dem Ruhm ſeiner Thaten, welche das ganze Abendland ſtaunend geſchaut, die Welt für ewige Zeiten erfüllt hatte.

Kaiſer Heinrich ſtarb in der Fülle der Macht, im Glanz des Ruhms; er fing an die reifen Früchte von der Friedensſaat zu erndten, die er unter den Stürmen der Zeit mit unabläſſiger Sorgfalt gepflegt hatte. Keines Kaiſers Tod wurde ſeit dem Abſcheiden Ottos des Großen in gleicher Weiſe betrauert. „Die Blüthe der Menſchheit," ſchreibt ein Geiſtlicher jener Zeit, „der Preis der Könige, der Glanz des Kaiſerthums, der Leiter der Kirche Gottes, der friedfertige Vorkämpfer der Chriſtenheit, iſt dahin, Kaiſer Heinrich." „Europa weine," heißt es in einem gleichzeitigen Leichengedicht auf ihn, „Europa weine, denn es hat ſein Haupt verloren! Rom weine; es entbehrt ſeinen Schutzvogt! Es beklage die ganze Welt den zweiten Heinrich, der die Chriſtenheit ſchützte, die Friedensſtörer vernichtete und der aller Willkühr widerſagte." Es war ein großer Schlag, der die Welt bei dem Tode des kinderloſen Kaiſers traf; die ganze Geſtalt der Dinge ſchien plötzlich verwandelt, alle Sicherheit auf Erden verſchwunden.

Heinrich II. ſtarb im zweiundfunfzigſten Lebensjahre, nachdem er dreiundzwanzig Jahre als König, elf als Kaiſer regiert hatte. Nach ſeinem Willen wurde ſein irdiſcher Theil im Dom zu Bamberg beigeſetzt, und die Leichenfeier zeigte, wie tief das Volk ſeinen Verluſt empfand. Unermeßliche Schaaren ſtrömten von nah und fern herbei und miſchten ihre Thränen in die glanzvoll würdige Trauerfeier, die man dem großen Fürſten bereitete. Zu Bamberg hat dann neun Jahre ſpäter auch Kunigunde zur Seite ihres kaiſerlichen Gemahls ihr Grab gefunden. Die Grabmäler beider ſind längſt zerſtört; ſie gingen in einer Feuersbrunſt unter, die im Jahre 1081 den erſten Dom einäſcherte. An der Stelle deſſelben erhob ſich dann jene großartige Kathedrale, die wir als eines der merkwürdigſten Bauwerke unſeres Vaterlandes bewundern. Hier erinnert jetzt ein ſchöner Marmorſarkophag den Wanderer an Heinrich und Kunigunde. Es iſt das Werk eines Würzburger Meiſters, das der Fürſtbiſchof Georg III. im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts aufſtellen ließ. Die Verehrung des im Leben und Tode eng verbundenen Paars blieb vor Allem in Bam-

berg heimiſch. Heinrich und Kunigunde ſind die Schutzpatrone des Bamberger Bisthums; ihren Namen iſt der Hochaltar des Doms geweiht; ihr Andenken lebt überall in dem Bamberger Lande.

Es iſt Kaiſer Heinrich wie manchen andern wackeren Mann ergangen, daß ihm das Leben eine andere Aufgabe ſtellte, als zu der ihn die Natur beſtimmt zu haben ſchien. Nichts würde ſeinen Fähigkeiten und ſeiner Neigung mehr entſprochen haben, als die kirchlichen und ſtaatlichen Ordnungen ſeines Reichs zu regeln, durch die Macht des Geſetzes der Willkühr zu ſteuern und das Königthum als die Alle beſchützende, Alles leitende Gewalt im Frieden zu befeſtigen. Aber das Leben ließ ihm zu dieſer Aufgabe wenig Zeit und verwickelte ihn in eine ununterbrochene Reihe gefahrvoller Kriege mit den hartnäckigſten äußeren und inneren Feinden.

Faſt zwanzig Jahre mußte Heinrich für ſeinen Thron und den Beſtand des Reichs die Waffen gezückt halten. Er hat ſie fürwahr nicht ohne Ruhm geführt, wenn auch ſeine Zeit größere Kriegshelden hervorgebracht haben mag. Das abgefallene Italien unterwarf er von Neuem; im Morgen und Abend ſicherte er die Grenzen des Reichs; die Erwerbung Burgunds bahnte er an; drei große Kriege beſtand er gegen Boleſlaw von Polen, den größten Eroberer der Zeit, und nöthigte ihn aufs Neue die Vaſallenpflicht anzuerkennen. Den kriegeriſchen Geiſt unſeres Volks, der ſich Jahrzehnde hindurch faſt nur in inneren Fehden und unfruchtbaren Grenzhändeln befriedigt hatte, lenkte er wieder auf große nationale Ziele und kräftigte durch namhafte Erfolge das Bewußtſein von der Einheit der deutſchen Stämme. Immer mehr wuchſen dieſe, von einem Reiche umſchlungen, zu einem Volke zuſammen.

Indem es Heinrich gelang, die Kräfte des Reichs an einem bedenklichen Wendepunkt ſeiner Geſchichte von Neuem zu ſammeln, behauptete er den Principat unſeres Volks unter den europäiſchen Nationen. Er gab zugleich ſeinen Nachfolgern die Mittel, dieſen Principat dauernd zu ſichern und neuen Angriffen mit leichterer Mühe zu begegnen; denn allerdings waren nicht alle Gefahren beſeitigt, und die alten Kämpfe konnten im nächſten Augenblicke wieder aufleben. Noch lebte Boleſlaw und in ihm ſeine hochſtrebenden Pläne. Kaum erſcholl zu dem alternden Helden die Kunde von dem Tode des Kaiſers, ſo warf

er die Bande ab, die ihn an das Reich fesselten, und nahm die lange ersehnte Königskrone des freien Polens. Und war auch sein Gestirn schon dem Erlöschen nahe, so trat doch eben damals der glänzendere Stern Knuds von Dänemarks, seines Schwestersohns, in den Zenith und erfüllte mit hellem Lichte weithin den ganzen Norden.

Vor Allem nach dem Norden hin war seit den Tagen Ottos II. der Einfluß des Reichs gesunken. Während die Verbindungen mit den Sachsen jenseits der Nordsee schon völlig gelöst waren, während die Wenden an der Ostsee sich mehr und mehr der Abhängigkeit vom Reiche entzogen, hatten auch die Dänen die Lehnspflicht gegen den Kaiser abgeworfen und sich der kirchlichen Aufsicht des Hamburger Erzbischofs entwunden. Englische Missionare waren den deutschen im Norden gefolgt und neben den dürftigen Keimen eines ungeordneten kirchlichen Lebens, die sie hier erhielten und pflegten, wucherte unbehindert aufs Neue die verderbliche Saat des alten Vikingerthums fort. Die Könige des Nordens, obgleich dem Namen nach Christen, waren doch zugleich die verwegensten Räuber, die gefürchtetsten Feinde der christlichen Völker. Noch in den ersten Regierungsjahren Heinrichs litten die friesischen und lothringischen Küsten schwer von Vikingerschwärmen; und nur dadurch scheint später ihre Lage gebessert zu sein, daß sich der Hauptsturm der Dänen immer mehr auf die englischen Küsten richtete, wo ihre Schiffe bessere Landungsplätze fanden und sie nur selten noch einem kräftigen Widerstande begegneten. Außer der Habgier trieb sie bald auch der Rachedurst an diese Küsten.

Am 13. November 1002 hatte König Ethelred „der Unberathene" alle in seinem Reiche ansässigen Dänen grausam ermorden lassen, indem er durch den Tod derselben sein Volk für immer von seiner schlimmsten Plage zu befreien hoffte. Aber die blutige That forderte blutige Rache. Stärkere Vikingerschaaren als je erschienen alsbald als die Rächer der Erschlagenen; zuerst Thurkil, ein Abenteurer aus der Schule der Jomsvikinger, dann König Sven Gabelbart selbst. Sommer für Sommer kamen und gingen mit den Schwalben die Schaaren der Dänen; plündernd und brandschatzend durchzogen sie nach allen Seiten das Land. Umsonst erkaufte sich König Ethelred den Beistand Thurkils mit großen Summen. Der Abenteurer konnte das Reich nicht retten, als im Sommer 1013 Sven wiederum mit großer Macht über das Meer kam, entschlossen, der Herrschaft Ethelreds für immer ein Ende zu machen. Schon unterwarf sich ihm das ganze

Land, ſchon ergab ſich auch London, und Ethelred flüchtete ſich nach der Normandie, als König Sven mitten in ſeinem Siege auf engliſchem Boden der Tod ereilte (2. Februar 1014). Die däniſche Flotte rief ſogleich den vierzehnjährigen Knud, der ſeinen Vater nach England begleitet hatte, zum König aus und gedachte ihm die Herrſchaft Englands zu ſichern. Aber den dringenden Aufforderungen ſeines Volks folgend, kehrte Ethelred in ſein Reich zurück und nöthigte, von Thurkil unterſtützt, noch einmal die Dänen der Eroberung Englands zu entſagen.

Knud ſchiffte nach Dänemark heim, das er mit ſeinem Bruder Harald gemeinſam beherrſchte. Aber ſchon im nächſten Jahre rief ihn Thurkil ſelbſt wieder über die See, und mit 200 Dänenſchiffen erſchien er abermals an den engliſchen Küſten. Der bald darauf erfolgte Tod König Ethelreds war für ſein Volk kein Verluſt; zumal er in ſeinem tapferen Sohn Edmund einen Nachfolger hinterließ, der das Reich wohl geſchützt hätte, wäre es nicht durch innere Fäulniß mehr als reif zum Falle geweſen. Umſonſt entrang König Edmund noch mehrmals in heißen Kämpfen den Dänen den Sieg; durch die Tücke eines Verräthers, des Herzogs Edric von Mercia, entging der letzte entſcheidende Sieg ſeinen Händen, fiel London, beſchloß Edmund ſeine kurze Heldenlaufbahn, und ging die Herrſchaft der Angelſachſen zu Grunde. Faſt noch ein Knabe, eroberte Knud ein ſchönes Königreich. Ganz England huldigte dem jungen Dänenfürſten, welcher der Witwe Ethelreds die Hand reichte und die letzten Sprößlinge des alten Königshauſes durch Mord oder Verbannung ſich aus dem Wege räumte (1017). Bald darauf ſtarb Harald, dem Knud bei ſeinem Auszuge Dänemark überlaſſen hatte, und auch das däniſche Reich fiel dem glücklichen Eroberer Englands zu, der als achtzehnjähriger Jüngling bereits zwei Kronen gewonnen hatte und noch größere Gunſt vom Glücke erhoffte. Mit Unmuth ſah er, daß Norwegen die Nachkommen Jarl Hakons vertrieben hatte und ſich der Abhängigkeit von den Dänen entzog, indem es in Olaf dem Dicken einen Nachkommen des alten Königshauſes als Herrn anerkannte. Und während er der Unterjochung Norwegens gedachte, griff er im Jahre 1019 auch die wendiſchen Küſten der Oſtſee an, um auch nach dieſer Seite ſein Reich zu erweitern.

Für die Welt war es ein Segen, daß endlich eine gewaltige Hand ordnend in die chaotiſche Verwirrung des nördlichen Europa eingriff. So ſchwierig die Aufgabe war, zeigte ſich Knud, Kriegsheld und Geſetzgeber zugleich, doch vollauf ihr gewachſen. Ein Jüng-

ling an Jahren, bethätigte er, wunderbar von der Natur mit den größten Gaben ausgestattet, die gereifte Erfahrung des Mannes. Was Karl der Große dem mittlern Europa gewesen war, wurde Knud dem Norden. Bald wußte man selbst in England nicht genug seines Lobes zu sagen; das Joch dieser Fremdherrschaft erschien nicht drückend. Die Spuren der Eroberung verschwanden schnell; verständige Gesetze ordneten den Zustand des Landes; mit der Ordnung kehrte die Wohlfahrt zurück. Und zugleich erfuhr auch Dänemark alle Segnungen der unmittelbaren Verbindung mit einem Lande, in dem das Christenthum seit Jahrhunderten alle Verhältnisse des Lebens beherrschte. Das Vikingerthum erstarb, das Gesetz gewann endlich festeren Boden, das Heidenthum brach zusammen, und die christliche Kirche machte, von König Knud beschützt und gefördert, unter den Dänen die größten Erwerbungen. Englische Priester führte der König in sein dänisches Reich; in Schonen, auf Seeland und Fühnen errichtete er Bisthümer. Die Kirche gewann nun erst hier einen festen, für alle Folge gesicherten Bestand. Es war zu derselben Zeit, daß auch in Norwegen die Kirche zum vollständigsten Siege durchdrang. Mit starrer Härte unterdrückte König Olaf — auch er vornehmlich von englischen Priestern unterstützt — die letzten Reste des Heidenthums und gewann sich den Namen des Heiligen.

So geschah es in den letzten Jahren Heinrichs, daß der Norden Europas einen gewaltigen Umschwung erfuhr; zum Heil der Welt, aber nicht ohne Beeinträchtigung des deutschen Einflusses, selbst nicht ohne Gefahr für die Zukunft des Reichs. Denn dieser Umschwung war nicht von den Deutschen ausgegangen und konnte sogar leicht eine für ihre Herrschaft furchtbare Richtung gewinnen. Es begreift sich, weshalb Erzbischof Unwan von Hamburg den in England geweihten Bischof von Seeland auffangen ließ und bei sich gefangen hielt; stand er doch in der dringendsten Gefahr, seinen ganzen Missionssprengel im Norden einzubüßen. So wenig, als sein Vater Sven, gedachte Knud der Mächtige irgend eine Abhängigkeit von den Deutschen anzuerkennen. Und wenn er gar gegen sie zu den Waffen griff, wenn er seinen Oheim in Polen, dem erbittertsten Widersacher der Deutschen, die Hand nun reichte! War es doch eine seiner ersten Sorgen gewesen, seine polnische Mutter, die der Vater längst verstoßen hatte, in sein Reich zurückzuführen, hatte er doch bald darauf jene Wenden an der Ostsee mit Krieg überzogen, die bis dahin Boleslaws Herrschaft am Hartnäckigsten widerstrebten.

In der That scheint man, als Heinrich starb, in Sachsen nicht

ohne Beſorgniß vor einem däniſch-polniſchen Kriege geweſen zu ſein. Aber ein ſolcher Krieg würde das Reich nicht mehr in ähnlichen Zerwürfniſſen überraſcht haben, wie ſie die Erfolge des Polen bisher erleichtert hatten. In zwanzigjährigen Kämpfen hatte Kaiſer Heinrich den Uebermuth der Vaſallen unter die Macht der Krone gebeugt, den Landfrieden überall geſichert, durch das Geſetz der Willkühr geſteuert. Eine ruhigere Entwickelung der deutſchen Verhältniſſe war angebahnt; organiſch geſtalteten ſich nach inneren Geſetzen ebenſo im Reiche, wie in den einzelnen Territorien ſtändiſche Inſtitutionen. Wie die Reichsfürſten ſchon auf das Königthum einen geregelten Einfluß gewonnen hatten, der die Krone eher ſtärkte als ſchwächte, ſo waren auch ſie bereits überall an den Willen ihrer Lehnsleute, die Biſchöfe an die Zuſtimmung ihrer Kapitel und Mannen gebunden. In die Mitte zwiſchen die Krone und dem niedern Adel geſtellt, waren die großen Vaſallen doppelt beengt, und ihre Ausſchreitungen fanden leichter eine Grenze. Das Königthum hatte in die inneren Bewegungen, welche von dem unaufhaltſamen Fortſchritt des Feudalweſens nicht zu trennen waren, ſelbſt wieder tief und unmittelbar eingegriffen. Es war ihm gelungen derſelben Herr zu werden und ſie nach ſeinem Willen zu leiten. Nicht allein ohne Einbuße an wahrer Macht war es aus den inneren Kämpfen hervorgegangen, man ſah es vielmehr neu geſtärkt und gekräftigt. Daß ſich dabei die Erblichkeit der Lehen mehr und mehr durchſetzte, ſchien allen Verhältniſſen nur eine größere Stätigkeit zu geben, und war in der That für die Krone wenig gefährlich, ſo lange ſie das vollſtändige Regiment über die Kirche behielt und ihr die Inveſtitur der Biſchöfe und Reichsäbte nicht ernſtlich beſtritten wurde. Ueberall hatte Heinrich fruchtbare Keime geſetzlicher Entwickelung ausgeſtreut, und ſchon fing er an die Frucht ſeiner Saat zu erndten. Die vollen Garben haben freilich erſt ſeine nächſten Nachfolger in die Scheuern gebracht; ſie haben reichlich auf dem Acker geſchnitten, den er mit ſeinem Verſtand und unermüdlichem Fleiße beſtellt hatte. Und doch, welch einen einen andern Anblick bot ſchon das Reich bei Heinrichs Tode, als in jenem Jahr der Verwirrung, das ihn zum Throne führte!

Wie ſich der Meeresſpiegel zitternd regt, wenn ein Sturm loszubrechen droht, ſo lief ein Schauer des Entſetzens durch das Reich, als ſich die Nachricht vom Tode des Kaiſers verbreitete. Schien er es doch allein geweſen, der die Stürme gebändigt hatte, die nach dem Ausſterben der Ottonen das Reich durchtobten; er allein, der die Herrſchaft der Deutſchen bei der erſtarkten Kraft der umwohnen-

den Völker behauptet hatte. Allgemein war die Besorgniß, daß die alten Kämpfe von Neuem ausbrechen würden. Und um so größer schien diese Gefahr, als keine Fürsorge für die Nachfolge im Reiche getroffen war. Der Kaiser war ohne Erben gestorben; den einzigen, ihn überlebenden Sproß aus dem Mannsstamm der sächsischen Herrscher, seinen Bruder Brun, hatte er in den geistlichen Stand gedrängt; die deutschen Fürsten, die in weiblicher Linie von den Ottonen stammten — es waren die fränkischen Konrade und die Söhne des Pfalzgrafen Ehrenfried — nahmen, von Heinrich eher unterdrückt als gehoben, weder eine durch Macht ausgezeichnete Stellung ein, noch hatten sie sich bisher durch hervorleuchtende Thaten kenntlich gemacht. Heinrich selbst hatte, so viel wir wissen, in keiner Weise seinen Nachfolger bezeichnet. Die Wahl schien frei, wie sie nie gewesen war. Und wie hätte da nicht in diesem ruhmliebenden Geschlecht jeder Fürst, der zu seiner Macht, seinem Reichthum, seiner Mannhaftigkeit Vertrauen hegte, nach der deutschen Krone, der glänzendsten der Christenheit, den Blick erheben sollen? Welche Kämpfe konnten um diesen verlockenden Preis sich erheben!

Aber so groß die Befürchtungen waren, sie zeigten sich doch bald als völlig eitel. Das Interregnum verlief in der tiefsten Ruhe. Die Kaiserin, in deren Händen die Reichsinsignien waren, führte unter dem Beirath ihrer Brüder, des Herzogs Heinrich von Baiern und des Bischofs Dietrich von Metz, mit der ihr eigenen Besonnenheit die Reichsgeschäfte fort und fand bei den Großen um so willigeren Gehorsam, je mehr sie sich bemühte die Wahl des neuen Königs zu beschleunigen. Es war nicht anders zu erwarten, als daß überall die Fürsten zusammentreten würden, um die große Frage des Augenblicks zu berathen. Aber sie thaten dies in der edelsten, verständigsten Weise. Wir wissen, daß die Sachsen in Werla zusammenkamen, ihre Feindschaften hier unter einander austrugen und gemeinsam erwogen, wie sie sich bei der Wahl verhalten wollten; die sächsischen Großen, noch vor Kurzem so fehdelustig, entsagten jetzt um der allgemeinen Wohlfahrt willen allen ihren Händeln. Gleiches geschah auch in den anderen deutschen Landen. Und indem so die einzelnen Stämme unter sich zusammentraten und die Nachfolge im Reiche beriethen, standen sie sogleich von jeder Verfolgung eines Sonderinteresses ab; nicht ein Stammhaupt wollten sie wählen, sondern dem Reiche, dem gesammten deutschen Volke ein Oberhaupt geben. Heinrich hatte sich einzeln die Aner-

kennung der einzelnen Stämme gewinnen müſſen, zu einer gemeinſamen Wahlhandlung aller Deutſchen war es gar nicht gekommen; jetzt tauchte kein anderer Gedanke auf, als daß nur durch die allgemeine Wahl aller Stämme der deutſche Thron beſetzt werden könnte. Man ſieht, welche Fortſchritte das nationale Bewußtſein gemacht hatte!

Unleugbar iſt es, daß es vor Allem Heinrichs Thaten waren, welche die herrliche Blüthe zeitigten, zu der unmittelbar nach ihm das Reich gedieh. Aber es iſt nicht minder gewiß, daß in ſeinem Regiment auch daneben die giftigen Keime wurzelten, welche ſo früh jene Blüthe erſtickten. Die eiſerne Starrheit, mit der Heinrich am Inveſtiturrecht feſthielt, jene Staatskunſt, die dem Klerus vor Allem eine politiſche Rolle zuwies und ihn damit tief in das weltliche Leben verſenkte, waren recht eigentlich die erſten Keime zu der verderblichen Saat, die im Inveſtiturſtreite aufging. Man kann nicht ſagen, daß Heinrichs ſcharfer Blick die Uebel verkannt habe, die im Gefolge ſeiner Politik einherſchlichen. Nur der unbezwingliche Tod hinderte ihn, im Bunde mit dem Papſte und Cluny eine allgemeine Reformation der abendländiſchen Kirche anzugreifen; eine Reformation, von der man ſich bei der Macht und dem guten Willen des Kaiſers, der Klugheit und ſelbſtbewußten Kraft Papſts Benedicts und dem heiligen Eifer Clunys das Schönſte verſprechen konnte. Das Streben nach Reformation der Kirche blieb die Signatur des Jahrhunderts. Aber wohl in keinem Zeitpunkt hätte dieſe Reformation erfolgreicher und glücklicher durchgeführt werden können, als eben damals. Nie ſtanden Kaiſerthum, Papſtthum und Cluny, die drei großen geiſtigen Factoren der Zeit, freier gegen einander da und waren doch zugleich einiger. Nie gab es im ganzen Abendlande Fürſten, die bereiter geweſen wären, zu einer ſolchen Reformation die Hand zu bieten. Wie verſchieden auch ſonſt Robert von Frankreich und Knud der Däne, der Pole Boleſlaw und Olaf von Norwegen ſein mochten, im Eifer für die Kirche waren ſie völlig gleich. Niemals iſt eine günſtigere Conſtellation wieder eingetreten.

Die letzten Aufgaben, die Kaiſer Heinrich ſeinem Leben geſtellt hatte: einen allgemeinen Weltfrieden herzuſtellen und unter dem Schutz deſſelben die Kirche Chriſti von ihren Gebrechen zu heilen — es waren die höchſten und würdigſten, die ein mächtiger deutſcher Fürſt in das Auge faſſen konnte. Gewiß war es ein großes Misgeſchick für die Welt, ein verhängnißvolles Unglück vor

Allem für unſer Volk, daß den Kaiſer der Tod ereilte, ehe er an das Endziel ſeines Strebens gelangte. Allerdings ſetzte ſich nach einigen Jahrzehnden eine allgemeine, tief und weit genug greifende Reformation der Kirche durch, aber nicht im Frieden, ſondern im Hader der herrſchenden Mächte, und die Kennzeichen dieſes Haders hat der Zuſtand Europas in allen folgenden Zeiten bewahrt. Zu einem Weltfrieden, wie er Heinrich vorſchwebte, hat es das Mittelalter niemals gebracht; der Gottesfriede der nächſtfolgenden Zeit war nur ein ſchwacher Abglanz ſeines Ideals.

Anhang.

Heinrich II. und der heilige Brun.

Während das vierte Buch dieser Geschichte schon im Drucke war, trat ein Actenstück aus den Zeiten Heinrichs II. an das Licht, das von so erheblichem Interesse ist, daß wir nicht umhin können, gleich hier nachträglich unseren Lesern davon Mittheilung zu machen. Es ist ein Schreiben des heiligen Brun an König Heinrich, geschrieben im Winter 1008 mit dem ausgesprochenen Zweck, den Frieden zwischen dem König und Boleslaw Chrobry zu vermitteln, nachdem zwischen beiden im Jahre zuvor der Krieg von Neuem ausgebrochen war.

Was in diesem Briefe zunächst unsere Theilnahme erregt, ist die Person Bruns und die Nachrichten, die er über seine Missionsthätigkeit dem Könige giebt. Ein ganz neues Licht verbreitet sich durch dieselben über die Wirksamkeit dieses jungen und feurigen Missionars.

Wir erinnern uns, wie dieser reiche, den Ottonen nahe verwandte Edling aus der Magdeburger Schule in den Dienst der Kirche trat, wie er dann aus schwärmerischer Abneigung gegen die Welt in einem römischen Kloster die Mönchskutte nahm und endlich, durch die unwiderstehliche Macht des greisen Romuald gefesselt, vom Klosterbruder zum Eremiten wurde. Wir erinnern uns weiter, wie er auf dem einsamen Pereum unter harten Handarbeiten, strengen Kasteiungen und andächtigem Gebet seine Tage theilte, bis an ihn der Ruf erging, das große Missionswerk des heiligen Adalbert im Norden fortzusetzen. Herzog Boleslaw berief Prediger für die heidnischen Völker seines Reichs; mehrere Eremiten entschlossen sich diesem Rufe zu folgen, und Papst Silvester II. stellte an die Spitze der Mission den eifrigen

Brun. Trotz seiner Jugend — Brun hatte noch kaum das dreißigste Jahr erreicht — ertheilte der Papst ihm den Titel eines Erzbischofs unter den Heiden und die Ehren des Palliums. So widmete sich dieser sächsische Priester ganz dem Dienste Roms und der Nachfolge des Böhmen Adalbert, bereit dem heiligen Apostelfürsten neue Siegespalmen zu gewinnen oder in seinem Dienste den Märtyrertod zu sterben, nach dem ihm sehnlicher gelüstete als nach allen Freuden der Welt. Im Anfange des Jahrs 1004 kehrte Brun nach langer Abwesenheit in die Heimath zurück, um von dort sich sogleich nach Polen zu begeben. Aber er kam für seinen Zweck zur übeln Stunde. Denn schon war der Krieg zwischen Heinrich und Boleslaw ausgebrochen, und ein deutscher Missionar konnte bei den Polen nicht mehr auf freundliche Aufnahme zählen. Brun blieb daher, nachdem er sich, dem Willen des Königs gehorsam, vom Magdeburger Metropoliten die bischöfliche Weihe hatte ertheilen lassen, längere Zeit in Deutschland und schrieb hier die Biographie des heiligen Adalbert, den er sich zum Vorbild im Leben und Streben ersehen hatte.*) Aber gerade dieses Vorbild lenkte seine Gedanken immer aufs Neue auf die Mission, und nicht eher gewann er Ruhe, als bis er eine Anzahl junger deutscher Kleriker um sich gesammelt hatte, mit denen er nach dem Osten zog, um dort das Bekehrungswerk anzugreifen, das ihm vom heiligen Petrus befohlen war. Unter welchen Umständen er sein Werk begann und wohin er zunächst seine Schritte richtete, darüber erhalten wir erst jetzt aus dem erwähnten Briefe sichere Kunde.

Zürnend entließ ihn der König — das berichtet Brun selbst — und verspottete im Kreise der Seinigen den jungen Apostel und sein Treiben, aber im Herzen bewahrte ihm Heinrich dennoch treue Liebe und suchte bald nach einer Gelegenheit, um ihn von einem Vorhaben abzubringen, das er nicht billigen konnte. Brun begab sich, da er Boleslaw wohl auch jetzt noch nicht willkommen war, zuerst zu dem König Stephan nach Ungern. Lange verweilte er hier, ohne jedoch eine Thätigkeit zu finden, wie sie seinem Auftrage und seinen Wünschen entsprach.**) Während dieser Zeit kam König Heinrichs Bru-

*) Bd. I. S. 653. 713. 714. Bd. II. S. 36.

**) Stephan scheint, eifersüchtig auf die Unabhängigkeit seines Reiches bedacht, einem deutschen Kleriker, der in einem besonderen Abhängigkeitsverhältniß von der deutschen Kirche und der deutschen Krone stand, geflissentlich nicht begünstigt zu haben.

der, der Biſchof von Augsburg, an den ungerſchen Hof und begegnete hier von Neuem dem ihm durch Verwandtſchaft verbundenen Miſſionar; er meldete ihm, wie ſehr Heinrich um das Leben deſſelben beſorgt ſei, wie dringend er wünſche, daß ſich Brun aus den Stürmen der Welt zurückziehe und wieder zu einem ruhigen, geiſtlich beſchaulichen Leben wende. Obwohl ſich Brun wegen ſeiner Weihe König Heinrich zu ganz beſonderer Treue verpflichtet hielt und ihn als ſeinen weltlichen Herrn verehrte, machten dieſe Worte doch nur geringen Eindruck auf ihn; denn ſein höchſter Gebieter, der heilige Petrus, legte ihm andere Verpflichtungen auf. Darüber, daß er damals den Wünſchen des Königs nicht entſprochen habe, glaubte er ſich indeſſen noch in dieſem Schreiben rechtfertigen zu müſſen. „Du trachteſt — ſo ſchreibt er — da du zum Könige beſtellt biſt, nach der dir von Gott verliehenen Weisheit nach dem Ruhm, ein guter und rechtgläubiger Regent zu ſein und zugleich ein ſtrenger und frommer Leiter der heiligen Kirche, wie ſie ihn bedarf. Und ſo ſtreben wir — ſo gering wir ſind, doch die Deinen — um nicht unſer Leben zu vergeuden und nackt an Werken am jüngſten Tage erfunden zu werden, allezeit dahin, zu wirken und zu ſchaffen, nachdem das Erbarmen des heiligen Geiſtes uns giebt.“

Brun folgte alſo nicht dem Rufe des Königs, ſondern dem Gebote des heiligen Petrus. Da er in Ungern für die Miſſion keine Unterſtützung fand, ſo verließ er im December 1007 das Land und begab ſich mit ſeinen Begleitern zu dem Großfürſten von Kiew, Zar Wladimir, der wie König Stephan den Beinamen „der Heilige“ trug. Bruns Wunſch und Vorſatz war, zu den Petſchenegen*) zu ziehen, den grauſamſten und wildeſten aller Heiden. Der Zar, der ihn freundlich aufnahm und einen Monat lang bei ſich behielt, ſtellte ihm alle Schwierigkeiten der Miſſion unter dieſem Volke vor, wo er keine Seele dem Herrn gewinnen würde, aber des ſchimpflichſten Todes ſicher ſei. Alle Vorſtellungen waren indeſſen umſonſt; Brun beharrte auf ſeinem Vorſatz, und der Zar wurde endlich durch ein Traumgeſicht bewogen, dem Wunſch des heiligen Mannes nicht länger zu

*) Die Petſchenegen, ein turkiſcher Stamm, herrſchten damals von dem untern Don bis zu den Donaumündungen und der Aluta. Sie theilten ſich in acht Stämme, vier öſtlich und vier weſtlich des Dnepr; Brun ſcheint nur zu den letzten gekommen. Er nennt ſie in dem Schreiben auch „die ſchwarzen Ungren;“ mit welchem Namen ſonſt gewöhnlich die Bewohner des jetzigen Siebenbürgens bezeichnet werden.

widerſtreben und ihn an die Grenze der Petſchenegen zu geleiten. Er ſelbſt zog mit Heeresmacht zwei Tage lang mit den Miſſionaren bis an die Grenze, die durch eine große und dicke Hecke gegen das räuberiſche Volk geſichert war. Hier ſtieg er vom Pferde und geleitete die Heidenboten durch das Thor der Hecke. Brun ging mit den Seinen voran, der Zar mit ſeinen Begleitern folgte. Dann ſtellten ſich die Geiſtlichen auf einer Anhöhe auf, die Ruſſen ihnen gegenüber auf einer andern, und Brun begann, das Kreuz in ſeinen Händen haltend, den Geſang: „Petrus, haſt du mich lieb? Weide meine Schafe!“ Als der Geſang beendet war, ſchickte der Zar einen ſeiner Großen zu Brun und ließ ihm ſagen: „Ich habe dich bis dahin geleitet, wo mein Land aufhört und das der Feinde beginnt. Um Gottes willen bitte ich dich jetzt, daß du zu meiner Schmach nicht das Leben dieſer Jünglinge dem Verderben Preis giebſt. Denn ich weiß, du wirſt morgen vor der dritten Stunde ohne Gewinn und ohne Urſache den bitterſten Tod ſchmecken müſſen.“ Brun aber gab zur Antwort: „Gott möge dir ſo das Paradies eröffnen, wie du uns den Weg zu den Heiden eröffnet haſt.“ So ſchieden ſie.

Brun zog mit ſeinen Gefährten zwei Tage lang fort, ohne daß ihm etwas Uebles widerfuhr; erſt am dritten Tage trat man ihnen entgegen. Dreimal geriethen ſie an dieſem Tage in die äußerſte Lebensgefahr, wurden aber jedesmal auf wunderbare Weiſe durch die beſondere Gnade des heiligen Petrus, wie ſie glaubten, von ihren Feinden befreit. Am folgenden Tage — es war Sonntag, der 7. Februar 1008 — kamen ſie zu einem ſtärker bevölkerten Ort; hier wurden ſie feſtgehalten und mit dem Tode bedroht, das Urtheil aber aufgeſchoben, weil erſt eine allgemeine Volksverſammlung berufen werden ſollte. Dieſe trat an dem nächſten Sonntag zuſammen, und ſie wurden vor dieſelbe geführt. Furchtbare Qualen ſtanden ſie hier vor dem zahlloſen Volke, das zuſammenſtrömte, aus; unter gräßlichem Geſchrei ſchwangen die Heiden tauſend Streitärte und tauſend Schwerdter über den Häuptern der Miſſionare und drohten ſie in Stücke zu hauen; bis in die Nacht ſchwebten Brun und ſeine Begleiter in der größten Gefahr, bis endlich die Häuptlinge, die verſtändiger waren als das Volk, ſie mit Gewalt der Maſſe entriſſen. Dieſe Häuptlinge überzeugte Brun glücklich, daß er nur zum Beſten des Volks gekommen ſei und gewann ſich ſo ihren Schutz.

Fünf Monate verweilte Brun darauf unter den Petſchenegen und bereiſte drei Theile des Landes ſelbſt; von dem vierten kamen zu ihm Boten der Großen, die ſich mit ihm verſtändigen wollten. Nach-

dem er etwa dreißig von den Petſchenegen getauft hatte, gelang es ihm zu guter Stunde einen Frieden des Volks mit dem ruſſiſchen Zaren herbeizuführen, nach dem die Häuptlinge dringend verlangten und in deſſen Beſtand ſie die einzige Gewähr für die Ausbreitung des neuen Glaubens ſahen. Deshalb begab ſich Brun noch einmal, als er das Land verließ, ſelbſt zu dem Zaren und bewog ihn ſeinen Sohn als Geißel für den Frieden zu den Petſchenegen zu ſenden. Mit dem Zarenſohne ging zugleich einer von Bruns Gefährten, den er zum Biſchofe geweiht hatte, zu den Petſchenegen zurück, die nun ſämmtlich, wie ſie früher bereits Brun verſprochen hatten, zum Chriſtenthum übertraten. So wurde für die römiſche Kirche das wilde Volk der Petſchenegen gewonnen. Auf ein beſonderes Gebot des heiligen Petrus, ſo verſichert Brun, habe er dieſe Reiſe unternommen, obwohl ſeine Gefährten in arger Verblendung derſelben widerſtrebt hätten. Das Gelingen des Werks gab ihm den größten Muth für ſeine weiteren Unternehmungen, denn er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Apoſtel Roms niemals vergeblich gingen.

Von dem ruſſiſchen Zaren wandte ſich Brun nach Polen und fand bei Boleſlaw, ungeachtet derſelbe von Neuem durch König Heinrich angegriffen war, dennoch jetzt die beſte Aufnahme. Aber am deutſchen Hofe muß ihm dieſer Schritt ſchwer verdacht ſein, denn Brun hält es in dem Schreiben an Heinrich für nöthig, dieſen wiederholentlich ſeiner Treue zu verſichern, und betheuert unter Anrufung des göttlichen Zeugniſſes ſein Bemühen, den Polen zur Lehnspflicht zurückzuführen und dem König aufs Engſte zu verbinden. Von Polen aus ſandte Brun alsbald einen ſeiner Gefährten, den er zum Biſchof geweiht hatte, mit einem Mönch, Namens Robert, und andern Begleitern über das Meer zu den Schweden. Dieſe Miſſion hatte ſchnell den glücklichſten Erfolg. Der Fürſt der Schweden — es kann nur Olaf der Schooßkönig gemeint ſein — lieh, da ſeine Gemahlin überdies längſt Chriſtin war, den Predigern willig ſein Ohr und ließ ſich taufen;*) mit ihm nahmen tauſend Schweden und ſieben Gaue des Landes das Chriſtenthum an. Der am Heidenthum haltende Theil

*) Es iſt bisher dunkel geblieben, wann Olaf getauft wurde. Nach der gewöhnlichen Annahme war es der Angelſachſe Siegfried, der Olaf taufte; Siegfrieds Wirkſamkeit muß aber nach Adam von Bremen erſt in eine ſpätere Zeit fallen. Gewiß iſt dagegen, daß ſchon im Jahre 1013 ein chriſtliches Bisthum in Schweden beſtand, denn Thietmar berichtet (VI. 54), daß der Weihe Erzbiſchofs Unwan bereits Biſchof Thurgot von Scara beiwohnte.

des Volks aber stellte den Missionaren mehrfach nach dem Leben und schonte ihrer zuletzt nur, weil er auf ihre baldige Rückkehr zählte. Näheres wußte Brun selbst, als er an Heinrich schrieb, nicht zu melden, versprach aber weitere Nachricht, sobald die auf Kundschaft ausgesandten Boten zurückgekehrt sein würden.

Er selbst war damals Willens sich zu den Preußen zu wenden. Boleslaw hatte ihm zur Reise dorthin zuerst jeglichen Beistand zugesagt und kein Geld zu schonen versprochen, war aber alsdann durch die Bedrängniß des Krieges gehindert worden, seine Versprechungen zu erfüllen. Dennoch stand Bruns Entschluß fest. Wenn er diese Reise glücklich vollenden sollte, hatte er sich vorgesetzt, zu den Liutizen zu ziehen, deren Bekehrung auch der heilige Adalbert bereits in das Auge gefaßt hatte. „Was ihr mir — so schreibt er an Heinrich — an Rath und Beistand leihen könnt, um die Preußen und Liutizen zu bekehren, verweigert mir nicht, sondern handelt, wie es einem frommen König ziemt, auf dem die Hoffnung der Welt ruht. Denn wir müssen uns jetzt mit allem Eifer rüsten, um unter dem Beistande des heiligen Geistes die harten Herzen dieser Heiden zu bekehren, und unermüdlich allen Fleiß auf dieses Werk verwenden, das der heilige Petrus fordert." Bekanntlich fand Brun wenige Monate, nachdem er dieses Schreiben erlassen hatte, den lange gewünschten Märtyrertod. Seine Predigt fand bei den Preußen taube Ohren; dennoch drang er glaubensfreudig bis zu den äußersten Ostgrenzen des Volkes vor. Hier wurde er mit seinen achtzehn jungen deutschen Begleitern am 14. Februar 1009 enthauptet.

Die Erfolge Bruns mögen in Wahrheit nicht ganz seiner Darstellung in diesem Berichte entsprochen haben. Seiner erregten Phantasie scheinen die Siege des Petrus in einem viel zu glänzenden Lichte sich gezeigt zu haben; mindestens ist darüber kein Zweifel, daß das Christenthum unter den Petschenegen keinen Bestand hatte.*) Aber auch dies zugegeben, läßt das Schreiben Bruns doch einen tiefen Blick in die Missionsbestrebungen thun, die im Anfange des elften Jahrhunderts von Rom und Deutschland aus angeregt waren. Diese jungen deutschen Missionare, die bald in die ungerschen Steppen, bald an die Ufer des Dnepr und die Gestade des schwarzen Meeres ziehen,

*) Der Friede mit den Russen bestand schon im Sommer 1013 nicht mehr, wo Petschenegen dem Boleslaw nach Kiew folgten. Vergl. S. 114.

dann sich wieder nach den preußischen Wäldern wenden oder über die Wogen der baltischen See schiffen — welchen Gesichtskreis erschließen sie unseren Augen! Aber es ist nicht dies allein, was in Bruns Schreiben unsere Theilnahme erregt; nicht minderen Werth hat es, weil es deutlich zugleich die Hindernisse bezeichnet, welche die deutsche Mission schon damals im Osten fand und an denen sie unmittelbar nachher ganz erstarb.

Brun erkennt als die zwei großen Uebel, welche die Heidenbekehrung hindern, einerseits den Krieg zwischen Heinrich und Boleslaw und andererseits den Bund des deutschen Königs mit den heidnischen Liutizen. „Welche Vortheile — ruft er aus — würden das noch schwach befestigte Christenthum unter den Heiden und die neue Predigt gewinnen, wenn sich Boleslaw mit dem deutschen Könige verbände, wie es einst sein Vater Miecziſlaw that!“ Die Schuld des gestörten Verhältnisses sieht er aber nicht sowohl in dem großen Boleslaw, den er „liebt wie seine Seele — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — und mehr als sein Leben.“ Er versichert auf das Nachdrücklichste, daß der Polenherzog zu jeder billigen Verständigung bereit sei, und daß der König nicht zu besorgen habe, daß ein so gewissenhafter Mann, wie Boleslaw sei, sich jemals gegen ihn mit den Heiden verbinden würde, um erlittenes Unheil zu rächen. Der Schuldige ist ihm daher hauptsächlich Heinrich der seine Forderungen zu hoch spannt und Alles mit Gewalt durchsetzen möchte. „Mein Gebieter — so redet er Heinrich an — du bist kein weichlicher König, was auch nicht gut sein würde, sondern ein gerechter und strenger Regent, wie es recht ist; aber sei auch barmherzig und denke daran, dir nicht allein mit Gewalt, sondern auch durch Barmherzigkeit das Volk zu gewinnen. Dann wirst du überall Frieden haben, während du jetzt nach drei Seiten Krieg führen mußt. Sei mitleidig und laß die Grausamkeit fahren, wenn du mit Boleslaw dich versöhnen willst; höre auf ihn zu verfolgen, wenn er dir treu sein soll; soll er dein Vasall werden, so bringe es mit Güte dahin, daß er gern dir diene!“

Nichts aber tadelt Brun bitterer an dem König, als seinen Bund mit den Heiden gegen einen christlichen Fürsten. „Ist es recht,“ heißt es in dem Briefe, „einen Christen zu verfolgen und mit einem heidnischen Volke Freundschaft zu pflegen? Wie kommen Zuaraſi,*) das ist

*) Thietmar nennt diesen Gott der Liutizen, der hauptsächlich von ihnen angebetet wurde, Zuaraſici (VI. 17).

der Teufel, und euer und unser heiliger Moriz zusammen? Wie können zusammenstehen die heilige Lanze und die von Menschenblut triefenden Teufelsbanner der Heiden? Oder hältst du es nicht, o König, für einen Frevel, wenn ein Christenhaupt unter der Fahne der Götzen zum Opfer gebracht wird? Würde es nicht besser sein, einen Mann dir zum Getreuen zu gewinnen, durch dessen Hülfe und Rath du von jenen Heiden Tribut gewinnen und dem Christenthum unter ihnen die Stätte bereiten könntest?"

Doch wir halten mit diesen Mittheilungen aus Bruns Schreiben ein. Sie genügen, um die Schwierigkeiten zu bezeichnen, welche sich der deutschen Mission damals und noch mehr in der Folge in den Weg stellten; sie genügen zugleich, um abermals auf die falschen Vorstellungen hinzuweisen, die man sich bisher von Heinrich „dem Heiligen" gemacht hatte und denen wir in unserer Darstellung seiner Regierung nach Kräften entgegenzutreten suchten. Das Bild Heinrichs in der Geschichte, wir wiederholen es, ist ein völlig anderes, als sein Bild in der Legende.

Fünftes Buch.

Das deutſche Kaiſerthum auf ſeiner Machthöhe. Konrad II. und Heinrich III.

1024 — 1056.

1.

Konrads II. Anfänge.

a. Konrads II. Wahl und Krönung.

Um die Zeit, da die erſten Trauben reiften, zogen die deutſchen Fürſten dem Rheine zu, um ſich nach alter Sitte auf fränkiſcher Erde ihren neuen König und Herrn zu küren. Das breite Thal des Fluſſes zwiſchen Mainz und Worms war zum Sammelplatz beſtimmt. Hier fanden die Herren mit ihrem Gefolge hinreichend Platz um ſich zu lagern; das fruchtbare, ſchon damals reich angebaute Land bot ihnen alle Bedürfniſſe des Lebens in Fülle, und kleine Eilande inmitten des Stroms gaben erwünſchte Gelegenheit zu vertraulichen Beſprechungen. Kein ſchönerer Anblick, als wie ſie hier zu beiden Seiten des Rheins unter ihren Zelten lagen! Wie der Fluß ihre Länder trennte, ſo lagerten dieſſeits die Oſtfranken, Baiern, Schwaben und die Sachſen mit den benachbarten Wenden; jenſeits die Rheinfranken und Lothringer. So meldet uns Wippo, der treffliche Biograph Konrads II., der als Augenzeuge von jenen Tagen berichtet. 1024. Septbr.

Jeder in dieſer glänzenden Verſammlung empfand, um welche große Sache es ſich handelte. Mit unglaublichem Eifer, „mit brennender Seele“ griff man das Werk an. Hier und da traten die Wähler einzeln zuſammen; hin und her wurde überlegt und bedacht; man beſchloß und verwarf wieder, was man eben beſchloſſen. Unter den Männern, auf die man die Augen richtete, ſchien bald der eine zu jung, bald der andere zu weit in den Jahren vorgerückt; dieſer hatte noch keine Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, jener in nur allzu verwegenen Unternehmungen ſeinen Uebermuth bekundet. So

1024. schwankte die Berathung hin und her. Zwischen Furcht und Hoffnung waren Alle gespannt; nicht allein, die sich selbst Rechnung auf den großen Preis machen durften, sondern mit ihnen ihre ganze Sippe, alle ihre Vasallen und Freunde.

Enger und enger zog sich allmählich der Kreis der Männer, die den Wählern der Krone würdig schienen; endlich blieben nur zwei fränkische Fürsten, zwischen denen sich die Stimmen spalteten. Es waren die beiden Konrade; Brudersöhne, und wie durch das Blut, so auch bisher durch Freundschaft und gemeinschaftliche Interessen verbunden. Beide waren Urenkel jenes tapfern Konrad, der auf dem Lechfeld blutete, und der ältesten Tochter Ottos des Großen; beide Enkel jenes Herzogs Otto von Kärnthen, der seinen Ansprüchen an die Krone zu Gunsten Heinrichs II. entsagt hatte. Die nahe Verwandtschaft mit dem bisher regierenden Hause legte für sie ein schweres Gewicht in die Waage.

Die meisten Stimmen wandten sich dem älteren Vetter zu. Er war der Sohn des fränkischen Grafen Heinrich und der Adelheid, einer Schwester des im Elsaß und Lothringen reichbegüterten Grafen Gerhard, den wir als einen der hartnäckigsten Widersacher Heinrichs II. haben kennen lernen. Schon in früher Jugend scheint Konrad seinen Vater verloren zu haben; als Jüngling finden wir ihn in Streitigkeiten mit seinem eigenen Geschlechte verwickelt, wahrscheinlich um das Erbe des Vaters. Gegen die Verfolgungen der Seinigen suchte und fand er Schutz bei dem klugen Bischof Burchard von Worms, obwohl derselbe sonst mit den Gliedern dieses Hauses in Feindschaft lebte. Burchard nahm sich des verlassenen Jünglings wie eines Sohnes an, unterwies ihn in den Lehren der Kirche und fand hier einen empfänglichen Schüler an ihm, obschon die wissenschaftliche Ausbildung des jungen Fürsten vernachlässigt war und blieb. Nach dem Tode seines Großvaters, des Herzogs Otto von Kärnthen, ging ein beträchtlicher Theil der Erbgüter des Hauses, namentlich die Gegenden um Speier und in der Hardt, auf unseren Konrad über, während sein Oheim Konrad die anderen Besitzungen in Franken und das Herzogthum Kärnthen erhielt. Mit diesem seinem Oheim scheint sich Konrad niemals ausgesöhnt zu haben; wohl aber zeigte er eine mehr als vetterliche Neigung für dessen Sohn, der früh den Vater verlor und mit ihm das Herzogthum Kärnthen, das große Lehen seiner Vorfahren. Es war derselbe junge Konrad, der jetzt ebenfalls um die Krone warb.

Wenn auch nicht unbegütert und durch seine Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Geschlecht ausgezeichnet, hatte sich doch der ältere Kon-

rad, zu ſtolz von Andern Lehen zu nehmen und von Heinrich II. nie- 1024.
mals begünſtigt, lange mit vielen anderen Fürſten des Reichs weder an Reichthum, noch an Ehre und Einfluß meſſen können. Er reifte zum Mann, ohne daß er Gelegenheit ſich beſonders auszuzeichnen gefunden hatte. Eine hervorragende Stellung gewann er erſt, als er ſich ſchon in vorgerückteren Jahren mit Giſela, der Tochter des reichen Herzogs Hermann von Schwaben, vermählte. Giſela war ein hochſtrebendes Weib von männlichem Geiſte; obwohl über die Friſche der Jugend hinaus, war ſie doch noch von gebietender und feſſelnder Schönheit. Zweimal war ſie bereits vermählt geweſen: zuerſt an den ſächſiſchen Grafen Brun, einen Verwandten der Ottonen, dem ſie einen Sohn, Liudolf mit Namen, geboren hatte; dann an den ritterlichen Babenberger Herzog Ernſt von Schwaben, der mit ihr zwei Söhne, Ernſt und Hermann, erzeugte. Giſela verwaltete als Wittwe für ihren minderjährigen Sohn Ernſt das ſchwäbiſche Land, ſie beſaß ſchöne Beſitzungen in Sachſen, Franken und Schwaben und lockende Anſprüche auf die Erbſchaft ihres Oheims, des Königs Rudolf von Burgund; erſt durch die Verbindung mit ihr wurde Konrad zu Reichthum und Macht erhoben, und überdies ſtachelte Giſelas Ehrgeiz ſeine Ehrliebe zu lohnender Thätigkeit an. So trat er bald aus ſeiner bisherigen Zurückgezogenheit frei in das Leben.

So vortheilhaft aber auch die Ehe mit Giſela für Konrad geweſen war, hatte ſie ihm doch auch bittere Feindſchaften erweckt. Nicht allein der Klerus mißbilligte ſie, weil die Ehegatten ziemlich nahe verwandt waren, ſondern auch Kaiſer Heinrich II. zeigte fortan gegen Konrad eine entſchieden feindliche Geſinnung. Seitdem ſchlug ſich Konrad überall zu den Gegnern des Kaiſers. Mehr als einmal ergriff er gegen ihn ſogar die Waffen; zuerſt für ſeinen Oheim, den Grafen Gerhard, dann für ſeinen jungen Vetter Konrad.*) Aber, wie alle Feinde des Kaiſers, erlag auch er und mußte ſeine Schuld durch längere Verbannung büßen.

Vieles empfahl dieſen Fürſten jetzt den Wählern. Seine Perſönlichkeit war imponirend, er ſtand in der Blüthe des kräftigſten Mannesalters**) und kannte das Leben. Er war ein Mann im vollſten

*) Vrgl. S. 144—146.

**) Das Geburtsjahr Konrads iſt bisher nicht ermittelt; er muß aber i. J. 1024 etwa 40 Jahr alt geweſen ſein. Sein gleichnamiger Vetter war mehr als zehn Jahre jünger.

1024. Sinne des Worts; sein Blick war sicher, sein Wille unbeugsam, er konnte streng bis zur Härte sein; alle Menschenfurcht war ihm fremd. Eine starke und leidenschaftliche Natur, hatte er doch in der Schule des Unglücks Selbstbeherrschung und Fassung erlernt; ein festes Herz auch im Leiden bewährt. Seinen Muth und seine Tapferkeit hatte Niemand je bestritten; auf sein Wort ließ sich sicher bauen; freigebig war er bis zum Uebermaaß; kurz in allen ritterlichen Tugenden fand man kaum seines Gleichen. Wieviel die Geistlichkeit auch an seiner Ehe auszusetzen hatte, so wußte sie doch, daß er in allen anderen Dingen sich immer als einen getreuen Sohn der Kirche gezeigt hatte; er hielt die Ordnungen derselben gewissenhaft und übte fromme Werke. Wenn er die Künste der Herrschaft bisher wenig getrieben hatte und an gelehrter Bildung den letzten Kaisern sehr nachstand, so besaß er doch in hohem Maße natürlichen Scharfsinn, und ein schlagendes Wort stand ihm stets zu Gebot. Was ihm zum Herrscher fehlen mochte, schien in glücklichster Weise Gisela zu ergänzen. Sie kannte von früh an die Höfe der Kaiser und Könige, war mit allen Staatsgeschäften vertraut und besaß eine ungewöhnliche Bildung. Wir wissen, daß sie an den wissenschaftlichen Bestrebungen in St. Gallen lebendigen Antheil nahm und namentlich für die Werke des geistreichen Notker Interesse empfand. Im Ueberfluß erzogen, hing Gisela an dem Leben und seinen Freuden; sie liebte Glanz und Ehre, aber mehr vollwichtigen Ruhm, als eitele Schmeichelei.

Vornehmlich war es Erzbischof Aribo von Mainz, der sich für den älteren Konrad erklärte. Seine Stimme galt für die erste und wichtigste bei der Wahl und war um so einflußreicher, als seine sämmtlichen Suffragane hier, wie in der Sache gegen Rom, treu mit ihm zusammenhielten. So schloß sich ihm Brun von Augsburg an, der Bruder Heinrichs II.; so Eberhard von Bamberg, der sein bedrohtes Bisthum zu vertheidigen hatte; so noch viele andere mächtige und einflußreiche Fürsten der Kirche. Nicht minder waren für den älteren Konrad von Anfang an gestimmt die meisten weltlichen Fürsten: die Luxemburger, die unter Heinrich II. zu so großem Ansehen gediehen waren; die Babenberger, mit Gisela durch ihre zweite Ehe verwandt und in dem oberen Deutschland von ausgezeichneter Geltung; viele sächsische Große, denen Gisela in ihrer ersten Ehe bekannt geworden war. Es mußte von entscheidender Wichtigkeit sein, daß endlich alle Sachsen, von Herzog Bernhard II. geführt, sich auf die Seite des älteren Konrad stellten, entschlossen, diesem Franken das so lange von ihrem Stamme behauptete Vorrecht der Herrschaft abzutreten.

Digitized by Google

Die Aussichten des älteren Konrad waren überaus günstig; 1024.
aber er hatte dennoch sehr gewichtige Gegner, die sich für seinen jüngeren Vetter erklärten. Mathilde, die Mutter desselben, eine Schwester Giselas, hatte sich als junge Wittwe mit dem Grafen Friedrich vermählt, der für seinen hochbetagten Vater Herzog Dietrich damals das Herzogthum Oberlothringen verwaltete. Friedrich, der selbst ohne männliche Nachkommenschaft war, trat jetzt für seinen Stiefsohn in die Schranken und wußte die meisten lothringischen Großen für ihn zu gewinnen. Mit ihm verband sich der tapfere und thätige Herzog Gozelo von Niederlothringen, der mehrfach im Kampfe dem älteren Konrad gegenübergestanden hatte; mit ihm Erzbischof Piligrim von Köln, schon in allen Dingen dem Mainzer zuwider; endlich ein großer Theil der strenggesinnten, von Clunys Einfluß beherrschten Bischöfe, die ebenso an Giselas dritter Ehe Anstoß nahmen, wie sie gewohnt waren überall mit Gozelo und seinem Hause zu gehen. Was den jüngeren Konrad selbst betraf, so schien er der Krone wohl werth, obschon er bisher wenig Raum zu großen Thaten gefunden hatte. Denn das Glück hatte auch ihm nicht gelächelt. Fast noch ein Knabe hatte er das Herzogthum seines Vaters verloren; still hatte er damals sein Leid bezwungen, dann als Jüngling die Waffen gegen den mächtigen Kaiser ergriffen, um die erlittene Unbill zu rächen, aber im unglücklichen Kampf war er bald unterlegen. Seitdem hatte er sich ruhig verhalten, aber man wußte, daß in ihm ein hochstrebender Geist wohnte und von seiner Mutter Mathilde genährt wurde, die an Ehrgeiz, Klugheit und Bildung ihrer Schwester Gisela kaum nachstand. In den Adern dieses jungen Mannes rollte das edelste Blut. Er stammte nicht allein von den Ottonen; seine Mutter, die Nichte des burgundischen Königs, führte ihren Stammbaum unmittelbar auf Karl den Großen zurück. Wohl konnte auch er jetzt stolze Hoffnungen hegen; denn die Lothringer bildeten für ihn eine fest geschlossene Phalanx gegen seinen älteren Vetter.

Schon schwankte Aribo mit seinen Freunden; sie hegten große Besorgniß vor einer Spaltung bei der Wahl und fürchteten die Macht ihrer Gegner. Aber mit nicht geringer Klugheit wußte der ältere Konrad alsbald ihre Furcht zu zerstreuen. Er trat selbst zu seinem Vetter und stellte ihm in vertraulicher Zwiesprache die Lage der Dinge vor; wie sich unerwartet die Stimmen aller Wähler auf sie, die Sprossen *eines* Hauses, gewendet hätten; wie ihrem Geschlechte die Herrschaft gesichert sei, wenn sie selbst sich vereinigten; wie nur durch ihre Zwietracht zu ewiger Schande für ihr ganzes Haus die Krone

1024. einem dritten zufallen könne, deren Gewinn ihnen beiden in jedem Falle förderlich sein würde; denn wer sie von ihnen auch davon tragen sollte, dem anderen bliebe die nächste Stelle am Throne sicher. „Daher wollen wir — so läßt Wippo Konrad die Anrede beschließen — das Gewisse statt des Ungewissen erwählen und die Gunst des heutigen Tags uns nicht ungenützt entschwinden lassen. Was ich zu thun gesonnen bin, theurer Vetter, will ich dir vertrauen. Sehe ich die Wähler dir geneigt, so werde ich dir nicht arglistig die Gunst derselben abwendig machen, sondern vielmehr selbst für dich stimmen; und freudiger gewiß als die Anderen, weil ich größeren Danks gewiß bin. Sollte dagegen Gott mich erwählt haben, so zweifle ich nicht, daß auch du mir gern Gleiches mit Gleichem vergelten wirst." Diese Vorstellungen wirkten; der junge Konrad erklärte, Alles sei ihm genehm und willig werde er seinem Vetter huldigen, wenn sich die Wahl für ihn entscheiden sollte. So verständigten sich die Nebenbuhler selbst und besiegelten ihre Eintracht durch herzliche Umarmung und Bruderkuß. Es wurde ein Vertrag zwischen ihnen geschlossen, der vielleicht dem edeln Herzen des unerfahrenen Jünglings mehr zur Ehre gereichte, als der Klugheit des reifen Mannes.

Erfreut sahen mehrere Fürsten aus der Ferne die Umarmung der Vettern. Die Botschaft, daß sich die beiden Konrade verständigt, lief mit Blitzesschnelle durch die Reihen der Wähler, und sofort schritt man zur Wahlhandlung selbst. Unter freiem Himmel bei Kamba, Oppenheim gegenüber, wo das breite Bett des Rheins hier von Niersteins weinreichen Höhen bekränzt wird, dort sich das reiche Land allmählich zu den grünen Gipfeln des Odenwaldes erhebt, war der Wahlplatz, der jetzt längst von den Fluthen des Stroms verschlungen ist. Hier ließen sich die Fürsten im Kreise nieder; sie umstand die der Entscheidung harrende Menge des Volks. Zuerst rief man nach altem Brauche den Erzbischof von Mainz auf, um seine Stimme zu geben. Mit frohbewegter Brust, mit lauter, glückverkündender Stimme wählte Erzbischof Aribo Konrad den Aelteren „zu seinem König und Herrn, zum Regenten und Schützer des Landes." Ihm folgten die anderen Erzbischöfe und Bischöfe; wie mit einem Munde stimmten sie alle für den älteren Konrad. Dann traf die Reihe die weltlichen Fürsten; zuerst den jüngeren Konrad. Noch berieth er sich mit seinen lothringischen Freunden, als man ihn zur Abstimmung rief; er riß sich los, trat vor und wählte laut seinen Vetter. Freudig ergriff dieser die Hand des Getreuen und räumte ihm den Platz an seiner Seite. Die Wahl war entschieden; alle andere Fürsten stimmten in

gleicher Weise. Das Volk jubelte laut und erkannte mit donnerndem 1024.
Zuruf die Wahl der Fürsten an. Und schon trat Kunigunde, die Kaiserin Wittwe, in den Kreis der Wähler und übergab dem erwählten Könige die Reichsinsignien mit edlen Worten, wie sie der hohen Frau geziemten. Ihr Regiment war zu Ende, und sie entsagte der Welt, die ihr keine Pflichten mehr auferlegte und keine Freuden mehr bot.

Es war der 8. September 1024, an dem so Konrad II. erwählt wurde und das Reich von den Sachsen an die Franken zurückfiel; ein großer, herrlicher Tag, an dem in der Eintracht der Fürsten Gottes Stimme selbst zu dem deutschen Volke zu reden schien. Denn nicht ohne höhere Fügung, meinte man, habe es geschehen können, daß so viele mächtige Fürsten, alles Neides vergessend, einen Mann, dessen bisherige Stellung im Reiche der ihrigen kaum zu vergleichen war, einmüthig über sich zum Herrn erhoben. Aber doch nicht ganz so einhellig als es schien, war die Wahl vollzogen. Herzog Gozelo und Friedrich von Lothringen hatten, noch ehe sie ihre Stimmen abgaben, mismüthig den Wahlplatz verlassen; viele lothringische Bischöfe und Herren waren ihnen gefolgt, und auch der Erzbischof von Köln hatte sich ihnen angeschlossen. Man zweifelte nicht, daß sie Arges im Schilde führten; um so stürmischer verlangte deshalb das Volk die sofortige Krönung des Erwählten, zu der sich auch Erzbischof Aribo mehr als willig zeigte. Man beschloß, noch an demselben Tage solle Konrad vom Mainzer Erzbischof zu Mainz die Krone empfangen, wo auch Heinrich II. von Erzbischof Willigis einst gekrönt war.

Vom Wahlplatz stürmte man zur Krönungsfeier. Unermeßliche Schaaren begleiteten den König jubelnd nach dem nahen Mainz. Die Geistlichen sangen Psalmen auf dem Wege, das Volk Freudenlieder; seit Menschengedenken hatten die gesegneten Ufer des Rheins nicht solche Lust gesehen. So kam Konrad, von dem begeisterten Volke umschwärmt, nach dem alten Mainz, das sich schon zur Krönungsfeier schmückte. „Wäre Karl der Große im Kaiserornate," sagt Wippo, „unter das Volk getreten, kein größerer Jubel hätte ihn empfangen können."

Ungesäumt schritt man zur Krönung, welche die schönsten Vorzeichen verherrlichten. Als im glänzenden Festzug der König von seiner Pfalz zum Dom getragen wurde, drängten sich drei Leute niedern Standes durch die Fürsten und riefen den König um Recht an. Ein Bauer war es, eine Wittwe und eine Waise. Sofort ließ der König den Zug halten, um die Klage der armen Leute zu hören. Ei-

1024. nige Bischöfe wurden ungehalten über den Verzug und forderten den König auf zur heiligen Handlung zu eilen. Da gab er ihnen zur Antwort: „Wenn ich zum Herrscher berufen bin und ein wackerer Mann niemals aufschiebt, was er im rechten Augenblick thun kann, so scheint es mir besser, meine Pflicht sofort zu thun, als sie mir von Anderen weisen zu lassen. Oft habt ihr mir gesagt, nicht der Hörer des Gesetzes werde selig, sondern der Thäter.*) Je schwerer aber das Amt ist, das ich übernehmen soll, je behutsamer muß ich in Gottes Wegen wandeln." Er verließ nicht eher die Stelle, als bis er der bedrückten Armuth zu ihrem Rechte verholfen hatte. Bald darauf durchbrach von Neuem ein Mann den Zug und betheuerte laut, schuldlos sei er aus seiner Heimath vertrieben. Der König ergriff ihn am Arme, zog ihn an seine Seite und empfahl seine Sache den Fürsten. — Das Volk versprach sich selige Tage von einem Könige, der sein Regiment mit so edlen Handlungen der Barmherzigkeit eröffnete, der mehr eilte, den Bedrängten Rath zu schaffen, als sich mit der Krone zu schmücken.

Als der Zug den Dom erreichte, empfing Aribo mit seinem ganzen Klerus dort den Erwählten, führte ihn zum Altar und salbte und krönte ihn nach der Sitte der Vorfahren. Ernste Worte richtete der Erzbischof an den Gesalbten des Herrn. Er stellte ihm vor Augen, wie der irdische Herrscher ein Abbild des höchsten Weltherrschers in so großer Reinheit darstellen solle, wie sie die menschliche Natur nur erreichen könne; er erinnerte ihn an die schweren Kränkungen und Leiden seines früheren Lebens, welche Gott vornehmlich deshalb über ihn verhängt habe, damit er sich nun der Leiden und Kränkungen Anderer um so willger erbarme. „Zu der höchsten Würde der Welt," schloß Aribo, „bist du gelangt, du bist Christi Statthalter, aber Niemand herrscht in Wahrheit, der ihm nicht nachstrebt. Der himmlischen Ehren mußt du vor Allem auf diesem Königsthrone gedenken. Denn ein großes Glück ist es, in der Welt zu herrschen; das größte aber im Himmel zu triumphiren. Vieles verlangt Gott von Dir; vornehmlich aber sollst du Recht und Gerechtigkeit schirmen, den Frieden des Landes wahren, ein Schutzherr der Kirche und der Geistlichkeit, ein Vormund der Wittwen und Waisen sein. Bist du das, so wird dein Thron hier und in Ewigkeit feststehen." Schließlich forderte der Erzbischof den König auf, wie er an diesem Tage gleichsam ein anderer

*) Anspielung auf Jac. 1, 25.

Menſch geworden und mit einem Abglanz himmliſcher Majeſtät um- 1024.
kleidet ſei, ſo nun auch alles deſſen zu vergeſſen, was dahinten läge, und ſeinen Feinden zu vergeben. Der König wurde ſo bewegt, daß helle Thränen ſeinen Augen entſtrömten. Als er darauf feierlich gelobte, ſeinen Feinden von Herzen zu verzeihen, blieb kein Auge trocken.

Die heilige Feier war beendet, und von den Biſchöfen mit dem Klerus, von den Herzögen, Grafen und Herren geleitet, kehrte der König zur Pfalz zurück. Leuchtenden Antlitzes und in ſicherer Hoheit ſah man ihn inmitten des Zuges einherſchreiten. Es war, als ob er hoch über allem Volk hervorrage, und man gedachte des Worts, das von Saul geſagt iſt, daß er eines Hauptes länger war, als alles Volk. Das feſtliche Krönungsmahl, bei dem die Herzöge nach der Sitte dem neuen Könige dienten, Spiele und Luſtbarkeiten aller Art ſchloſſen den großen Tag, deſſen jeder, der ihn erlebte, noch lange gedachte.

Der Krönung ſchloß ſich die Huldigung an. Der Reihe nach leiſteten dem neuen Könige den Eid die Biſchöfe, die Herzöge und die anderen weltlichen Fürſten, dann die großen Reichsvaſallen, die gemeine Ritterſchaft und erſt in letzter Stelle — ſo beſtimmte der Lehndienſt ſchon allerwege die Ehre des Mannes — einzelne Männer freien Standes, die obwohl ohne Lehen in Anſehen und Geltung ſtanden.

In glänzendſter Weiſe ordnete der König ſeinen Hofſtaat, beſonders nach dem Rath und Willen ſeiner Gemahlin. Neben Giſela hatte den gewichtigſten Einfluß auf ihn ſein alter Freund und Waffengefährte Werner, einer ſeiner Vaſallen, deſſen Treue er in vielen und großen Fährlichkeiten erprobt hatte. Unter den Fürſten des Reichs gewannen am Hofe das größte Anſehen Biſchof Brun von Augsburg, der Bruder des letztverſtorbenen Kaiſers, und Biſchof Werner von Straßburg, der Erbauer der Habsburg, der Gründer des Kloſters Muri im Aargau, einem Geſchlechte entſtammt, das noch zu den höchſten Ehren beſtimmt war. Auch Erzbiſchof Aribo und der jüngere Konrad gehörten damals ohne Frage zu den einflußreichſten Männern am Hofe und im Reiche, aber bald hörten ſie auf zu den vertrauten Räthen des Königs gezählt zu werden.

Es gab Niemandem offenbar, dem Konrad mehr verdankte als dem Erzbiſchofe von Mainz, und ſeine Dienſte konnten nicht unbelohnt bleiben. Wir wiſſen, daß Aribo das Erzkanzleramt für Italien, das nach Willigis Tode an Eberhard von Bamberg übergegangen war, damals wieder an Mainz brachte; durch dieſes Opfer ſcheint Eberhard die Exiſtenz ſeines Bisthums gerettet zu haben. Wir wiſſen

1024. ferner, daß Meinwerk von Paderborn eine Grafſchaft, die er einſt ſeinem kaiſerlichen Freunde abgedrungen hatte, jetzt an Mainz abtreten mußte. Wir haben endlich Grund zu vermuthen, daß Konrad dem Erzbiſchof bündige Verſprechungen wegen der alten Anſprüche Mainzs auf das Kloſter Gandersheim gab. Es waren Tage des Glücks für den kühnen und hochſtrebenden Prieſter, der den Deutſchen einen neuen König geſchenkt hatte; Aribos Stern ſchimmerte im hellſten Glanze, aber nur um ſo auffälliger war es, daß man ſo bald ihn erbleichen ſah. An der Erbitterung eines Weibes fand die Kühnheit eines Mannes, der dem Zorne Roms unerſchrocken getrotzt hatte, eine unüberſteigliche Schranke.

Von jeher ein Eiferer gegen die Ehe zwiſchen Blutsverwandten hatte Aribo, ſo eifrig er ſonſt Konrads Sache betrieb, doch an deſſen Verbindung mit Giſela den größten Anſtoß genommen. Iſt auch kaum glaublich, was man ſich zu Cluny erzählte, daß Konrad vor ſeiner Wahl eine förmliche Verpflichtung gegen die Biſchöfe eingegangen ſei, ſich von Giſela zu trennen, ſo mag Aribo doch eine Scheidung dieſer ihm anſtößigen Ehe dringend gewünſcht und die Hoffnung gehegt haben, der König werde ſich beeilen, einer Frau zu entſagen, welcher die Kirche die Krönung verſagen müſſe. Denn es iſt gewiß, daß der Erzbiſchof Giſela nicht mit ihrem Gemahle krönte, und nicht minder gewiß, daß ſich ihr ganzer Stolz gegen dieſe Zurückſetzung regte. Man wird daher kaum irren, wenn man zunächſt in Giſelas Erbitterung und der ehelichen Zärtlichkeit Konrads die Urſachen findet, daß Aribos geträumte Allmacht ſich ſchnell genug der Welt als Ohnmacht erwies*)

Schneller noch ſcheiterte der Einfluß des jüngern Konrad. Wir wiſſen, wie ihm ſein königlicher Vetter zu Kamba die erſte Stelle am Throne verbürgte. Er gewann ſie, aber nur um ſie ſchnell wieder zu verlieren. Da ſeine Eltern hartnäckig im Widerſtand gegen den neuen König beharrten und er unmöglich alle Verbindung mit jenen abzubrechen vermochte, mußte faſt mit Nothwendigkeit die Saat des Mißtrauens zwiſchen ihm und dem Könige aufwuchern. Zuverläſſig waren es nicht Falſchheit und Heimtücke, ſondern allein der Zwang der Verhältniſſe, welcher den König ſein Wort zu löſen hin-

*) Es iſt bemerkenswerth, daß Konrad ſchon in einer Urkunde vom 11. September 1024 Giſela Königin nennt; Kunigunde führte vor ihrer Krönung niemals den Namen einer Königin.

derte und den jungen getäuſchten Fürſten mehr und mehr ſeinem kö- 1024.
niglichen Vetter entfremdete und in das Lager der Unzufriedenen trieb.

b. Der Königsritt.

Nachdem Konrad von dem Reiche Beſitz ergriffen hatte, trat er nach der Sitte der Vorfahren den großen Königsritt durch die deutſchen Lande an.

Nirgends war ſeine Gegenwart dringender erforderlich als in Lothringen; hierhin wandte er daher zuerſt ſeine Schritte. Gozelo und und Friedrich hatten kaum den Wahlplatz verlaſſen, als ſie ſich auf das Aeußerſte bemühten, den vereinten Widerſtand Lothringens gegen Konrads Wahl in das Leben zu rufen. Beſonders zeigte ſich Gozelo thätig; mit den Biſchöfen des Landes tagte er zu Köln, Nymwegen, Verdun, Utrecht und Lüttich und gewann von den meiſten das Verſprechen, nur unter ſeiner Zuſtimmung einem neuen König zu huldigen. Daſſelbe gelobte ihm der Graf Raginar von Hennegau, der alten Feindſchaft ſeines Hauſes vergeſſend: daſſelbe viele andere lothringiſche Herren, und ſelbſt der alte Herzog Dietrich von Oberlothringen ging gegen ihn eidliche Verpflichtungen ein. Aber bald ſah ſich Gozelo doch von Vielen ſeiner Anhänger verlaſſen; zuerſt von dem Erzbiſchof von Köln, den die glücklichen Erfolge des Mainzers nicht ſchlafen ließen. Schon gereute es Pilgrim, daß er Aribo das Feld geräumt und ſich einem Fürſten widerſetzt hatte, in deſſen Händen die Reichsinſignien waren und deſſen Haupt bereits die heilige Krone ſchmückte. Er ſann auf einen ehrenvollen und zugleich gewinnreichen Uebertritt auf die Seite ſeiner bisherigen Gegner; nicht genug daher, daß er im Geheimen mit König Konrad zu unterhandeln anfing, er erbot ſich ſogar, Giſela die von Aribo verweigerte Krönung zu ertheilen. Es gab ſchwerlich einen beſſern Weg, um ſich die Gunſt des königlichen Paars zu erwerben; ſicherlich war keiner geeigneter, um Köln das ſo lange beanſpruchte Recht der Krönung, aus dem es von Mainz in letzter Zeit völlig verdrängt war, von Neuem zu gewinnen. Bald war der Handel geſchloſſen, gewiß zum größten Verdruß des Mainzers. Mit einem ſtattlichen Gefolge brachen Konrad und Giſela von Mainz nach Köln auf, wo am 21. September Giſela von Erzbiſchof Pilgrim gekrönt wurde. Unmittelbar darauf begab ſich das königliche Paar nach Achen, wo Konrad auf den Marmorſtuhl Karls

1024. des Großen, den Erzthron des Reiches, erhoben wurde und von demſelben nach alter Sitte dem Volke Recht ſprach.

Stieß Konrad auch in Lothringen nirgends auf thätlichen Widerſtand, ſo fand er doch eben ſo wenig völlige und allgemeine Anerkennung. Die Herzöge des Landes erſchienen nicht an ſeinem Throne, und mit ihnen verweigerten viele andere Große beharrlich die Huldigung. Dennoch mehrte ſich allmählich die Zahl derer, welche Piligrims Beiſpiele folgten und zu dem König übergingen. Vornehmlich waren es die Biſchöfe, die ihres Eides vergeſſend zu Hof kamen und huldigten. Mit Recht traf die wortbrüchigen Prieſter der beißende Spott des Volkes; ihn fürchtend hielt ſich damals der behutſame Gerhard von Cambray noch vom Könige fern, obwohl er ihm durch Boten ſeine Ergebenheit kund that. Die Lothringer waren demnach geſpalten; aber ſo zahlreich war doch ſchon der Anhang des Königs im Lande, daß er zu Achen einen Landtag und eine Synode zu halten vermochte. Von Achen zog er nach Lüttich und dann nach Nymwegen, wo er in der alten Kaiſerpfalz Karls des Großen längere Zeit verweilte und erſt im November ſeinen Umritt fortſetzte.

Konrad nahm ſeinen Weg jetzt nach Sachſen, und überall wurde ihm hier die freudigſte Anerkennung zu Theil. Zu Vreden bei Coesfeld kamen ihm die Aebtiſſinnen von Quedlinburg und Gandersheim, die Töchter Ottos II., glückwünſchend entgegen. In Dortmund hielt er mit den weſtfäliſchen Biſchöfen und Grafen einen Landtag. In größter Zahl ſtrömten die ſächſiſchen Herren dann nach Minden zuſammen, wo der König das Weihnachtsfeſt beging und die Huldigung der Herren empfing, die nicht ſelbſt zur Wahl erſchienen waren. Auf
1025. einem neuen Landtage zu Paderborn beſtätigte Konrad endlich, wie einſt Heinrich II., nach dem Willen der Sachſen ihnen ihre alten Geſetze und Rechte — die „blutigen Geſetze," wie ſie Wippo nennt.

Eine beſondere Einladung des Biſchofs Meinwerk hatte Konrad nach Paderborn geführt; denn dieſer kluge Biſchof ſuchte ſich durch Dienſtbefliſſenheit dem neuen Könige eben ſo unentbehrlich zu machen, wie vordem deſſen Vorgänger. Eine ähnliche Einladung führte Konrad dann über Korvei nach Hildesheim; denn auch Biſchof Godhard wollte ſich des Königs Gunſt gewinnen, um den Nachſtellungen ſeines heißblütigen Erzbiſchofs zu entrinnen und ſich Gandersheim zu erhalten. Feſtlich nahm der Biſchof den König auf, drei Tage lang bewirthete er ihn und ſein Gefolge in der ausgeſuchteſten Weiſe. Erzbiſchof Aribo hatte indeſſen die Abſichten Godhards durchſchaut und

kam selbst nach Hildesheim, wo er ungesäumt mit seinen alten Kla- 1025.
gen hervortrat. Aribo und Godhard bestritten sich abermals das Kloster Gandersheim, und der König, der ihren Streit nicht entscheiden konnte und wollte, vertagte die Sache auf einen Landtag, den er zum 22. Januar nach Goslar berief. Aber auch hier kam der Handel nicht zur Erledigung, und bis auf Weiteres wurde Godhard wie Aribo die Ausübung aller bischöflichen Rechte in Gandersheim untersagt und dem Halberstädter Bischof die geistliche Jurisdiction über das Kloster übertragen. Als sich der König gleich nachher, von Aribo begleitet, selbst nach Gandersheim begab, ereignete sich ein ärgerlicher Auftritt, der deutlich verrieth, wieviel Godhard schon glaubte seinem Erzbischof bieten zu können. Er war ihm und dem Könige vorausgeeilt, und als beide das Kloster betraten, empfing er sie dort am Altare, mit der Inful geschmückt und zur Messe bereit. Zornentflammt wies ihn der Erzbischof vom Altare und wollte selbst das Hochamt halten, was ihm jedoch der König wehrte. Augenscheinlich hatte Godhard das Gebot des Königs auf das Verwegenste verhöhnt, dennoch wagte er jetzt sogar noch selbst den Ankläger seines Gegners zu machen. Kaum war der König aus der Kirche zurückgekehrt, so warf er sich in vollem Ornate dem König zu Füßen und beschwor ihn, die ihm und dem ganzen geistlichen Stande angethane Kränkung zu rächen. Und Konrad tröstete ihn nicht allein, sondern versprach ihm sogar Genugthuung und forderte mit Gisela vereint ihn auf, ihnen nach Grona zu folgen, wo die Gandersheimsche Angelegenheit erledigt werden sollte. Hier wurde denn auch in der That in Gegenwart von fünf Bischöfen und mehreren sächsischen Großen an Godhard vorläufig die Jurisdiction über Gandersheim zurückgegeben, obschon der Erzbischof natürlich einen Spruch nicht anerkannte, der jedermann verrieth, wie tief sein Ansehen bereits gesunken war.

Von Grona begab sich der König nach Quedlinburg, Magde- Februar.
burg, Merseburg; er besuchte alle jene Burgen und Städte, in denen die sächsischen Kaiser am Liebsten gehaust hatten und fand überall die freudigste Aufnahme. Schon gab es in Sachsen und Thüringen Niemanden mehr, der nicht den Franken als König anerkannt hätte. Gegen Ende des März kehrte Konrad in seine fränkische Heimath zurück, verließ sie aber bald von Neuem, um das Osterfest in Augsburg mit Bischof Brun zu feiern.

Nach Ostern hielt der König seinen Umritt in dem baierschen Herzogthum und in dem Kärnthnerlande und wandte sich darauf nach Ostfranken, wo er im Mai Bamberg besuchte, die noch bestrittene Stif-

1025. tung seines Vorgängers durch die königliche Gegenwart ehrend und sichernd. Durch die Maingegenden zog er dann in die rheinischen Gaue zurück, trat jedoch noch vor Pfingsten den Ritt nach Schwaben
6. Juni. an, wo er das Pfingstfest zu Kostnitz feierte. Wie in Sachsen, Baiern, Kärnthen und Franken fand Konrad auch in Schwaben, Giselas Heimathsland, aller Orten die bereitwilligste Anerkennung. Das kraftvolle Auftreten des neuen fränkischen Herrschers erneuerte überall das Andenken an jenen großen Frankenkaiser, vor dessen Macht einst das ganze Abendland sich zitternd gebeugt hatte. Es kam das Sprüchwort in Umlauf: „An Konrads Sattel hängen die Steigbügel Karls des Großen." Schon hatte sich der Ruf von der Tüchtigkeit und dem Glücke Konrads auch über die Alpen verbreitet; es war zu Kostnitz, daß sich zum ersten Male italienische Fürsten am Hofe des neuen Königs einstellten.

Nach Kaiser Heinrichs Tode war Italien abermals in einen Zustand wildester Gährung gerathen. Viele dachten von Neuem daran, das Joch der Fremden abzuschütteln und sich einen einheimischen König zu wählen; aber die Verständigen sahen bald ein, daß bei der Uneinigkeit der Großen und des Volks doch kein anderer Ausweg aus den augenblicklichen Wirren blieb, als sich der Herrschaft der Deutschen auch ferner zu fügen. Niemand wohl durchschaute die Lage der Dinge klarer, als der welterfahrene und ehrgeizige Erzbischof Aribert von Mailand; ein Mann, der zugleich gewandt genug war, um sich die Nothwendigkeit, der er sich beugte, überdies zu einer Quelle reichen Vortheils zu machen. Ein Italiener, voll Haß gegen die Fremdherrschaft wie nur irgend einer im Lande, stets seine eigene Macht vor Allem bedenkend, ohne Scheu vor jeder höheren Autorität in Kirche und Staat, war er doch der Erste, der sich in Kostnitz an Konrads Hofe einstellte und den Franken aufforderte, über die Alpen zu kommen, um in Mailand die Krone der Lombarden zu empfangen. Froh begrüßte Konrad die Ergebenheit des mächtigen Mannes, ehrte ihn durch die kostbarsten Geschenke, ertheilte ihm das ganz ungewöhnliche Privilegium, die Bischöfe von Lodi zu investiren, und versprach demnächst mit einem Heer in der Lombardei zu erscheinen.

Nirgends wohl hatte sich in Italien die Wuth gegen die deutsche Herrschaft ungestümer ausgelassen als in Pavia, jener Stadt, die den Zorn Heinrichs II. so bitter gefühlt hatte. Kaum war hier die Nachricht von Heinrichs Tode erschollen, als die Einwohner nach dem alten Kaiserpalast in der Stadt stürmten und ihn bis auf den Grund zerstörten. Der Bau, den der weise Dietrich von Bern aufgeführt

und den noch Kaiser Otto III. erneuert und mit schönen Wandmale- 1025.
reien geschmückt hatte, wurde mit solcher Wuth vernichtet, daß man selbst die Grundfesten aufwühlte. Kein König, sagten die freiheitstrunkenen Pavesen, solle fortan seinen Sitz in ihrer Stadt nehmen. Aber wie rasch brach ihr verwegener Muth zusammen! Schon schickten auch sie Gesandte an Konrad nach Kostnitz, um mit listigen Worten die That zu beschönigen. „Mit Unrecht" sprachen sie, „klagt man uns an, des Königs Haus zerstört zu haben; denn nach Heinrichs Tode hatten wir keinen König." Aber Konrad, selten um die rechte Antwort verlegen, gab ihnen zur Antwort: „Ich weiß, ihr habt nicht eures Königs Haus zerstört, denn ihr hattet keinen; aber daß Ihr des Reiches Palast brachet, werdet ihr selbst nicht leugnen. Denn ob der König stirbt, bleibt doch das Reich, wie das Schiff bleibt, wenn auch der Steuermann untergeht. Der Palast war des Reiches Eigenthum, nicht eures, und wer sich an fremdem Eigenthum vergreift, fällt in die Hand des Königs." So sprach Konrad und entließ die Pavesen, ohne den Frieden, den sie gesucht hatten. Auch aus anderen Gegenden Italiens stellten sich zu Kostnitz oder bald darauf zu Zürich Gesandte an Konrads Hofe ein; manche vornehme Herren stiegen schon selbst über die Berge, um ihm zu huldigen, und immer dringender erging der Ruf an ihn, den Zug nach der Lombardei zu beschleunigen.

Gleichzeitig traten auch bereits die burgundischen Verhältnisse dem Könige nahe: sie waren es, die seine Schritte nach Basel lenk- 23. Juni
ten. König Rudolf von Burgund und die Großen des Reiches glaubten nämlich durch Kaiser Heinrichs Tod aller jener Versprechungen entbunden zu sein, die sie diesem einst in Bezug auf die Nachfolge in ihrem Reiche geleistet hatten; nicht dem deutschen Könige, sondern dem Sohne seiner ältesten Schwester meinte König Rudolf die Erbfolge verbürgt zu haben. Aber weder hatte Kaiser Heinrich die Sache so verstanden, als er die Schätze und Kräfte Deutschlands auf die Erwerbung Burgunds verwandte, noch war Konrad gewillt, die Ansprüche seines Vorgängers aufzugeben, zumal er selbst durch Gisela, die Nichte König Rudolfs, ein entferntes Anrecht auf die burgundische Erbschaft erheben konnte. So eilte Konrad jetzt nach Basel, welches König Rudolf gleich nach Heinrichs Tode wieder eingenommen zu haben scheint, bemächtigte sich der Stadt, hielt in derselben einen Landtag ab und besetzte den gerade erledigten Bischofsstuhl. Da er einen Ueberfall der Burgunder auf die Stadt, die er als Unterpfand für die alten Verträge um jeden Preis festhalten wollte, besorgen mußte, ver-

1025. ließ er ſie nicht eher, als bis er ſie in wehrhaften Zuſtand geſetzt und die Grenze des Reichs nach dieſer Seite hin gedeckt hatte. Dann kehrte er über Straßburg nach dem rheiniſchen Franken zurück; er verweilte ſich damals zu Worms, wo ſeine Väter ruhten, wo einſt die Stammburg ſeines Hauſes geſtanden hatte, die aber Biſchof Burchard längſt zerſtört und aus ihren Steinen einen Münſter erbaut hatte. Er
26. Juli. beſuchte hier ſeinen alten Lehrer und Freund, der ihm krank das Geleit gab und bald darauf (20. Aug.) aus der Zeitlichkeit ſchied.

Konrad hatte ſeinen Königsritt vollendet. Mit Ausnahme mehrerer Fürſten Lothringens hatte man allgemein ihm als König gehuldigt. Schon waren italieniſche Große an ſeinem Hofe erſchienen und hatten ihn über die Alpen gerufen; und ſchon konnte Konrad nicht allein daran denken, ihrem Rufe Folge zu leiſten, ſondern ſeinen Blick ſogar auf die Kaiſerkrone richten. Er hatte einen großen Reichstag nach Tribur berufen; hier wollte er ſeine Romfahrt von den Fürſten berathen laſſen.

c. Die erſte Verſchwörung gegen Konrad II.

Auf dem Tage zu Tribur wurde der Römerzug nach dem Willen des Königs beſchloſſen und alle Anordnungen zu demſelben ſchleunig getroffen. Während der Abweſenheit des Königs von dem deutſchen Boden ſollte Biſchof Brun die Reichsgeſchäfte führen und ſeiner Obhut zugleich der kleine Heinrich, der einzige Sohn des Königs, vertraut werden; ſein Töchterlein Beatrix aber ſandte der König nach Quedlinburg und befahl es dort der Pflege der Aebtiſſin, der Schweſter Ottos III. Alles war ſchon zum Aufbruch bereit, als dennoch unvorhergeſehene Ereigniſſe den Zug aufzuſchieben zwangen und den König nach anderen Seiten riefen. Er, deſſen Art es am Wenigſten war, ängſtlich nach allen Richtungen die Witterung zu erſpähen, der ſeiner Kraft und ſeinem Glücke vertrauend, gern gerade auf das Ziel losſteuerte, das er ſich geſetzt, ſah ſich plötzlich von einem furchtbaren Unwetter überfallen und auf die Künſte eines behutſamen Lotſen verwieſen.

Am 17. Juni 1025 ſtarb Boleſlaw Chrobry, der große Kriegsheld und Fürſt der Polen. Nur kurze Zeit hatte er jene Königskrone getragen, die er nach Kaiſer Heinrichs Tode aufzuſetzen gewagt hatte; ein göttliches Strafgericht für ein ſo hochmüthiges Unterfangen ſchien den Deutſchen des Polen jäher Tod, der alsbald den ganzen Oſten Europas in eine heftige, lang andauernde Bewegung verſetzte. An

den sächsischen Grenzen jubelte man laut, des so lange gefürchteten 1025.
Drängers entledigt zu sein. Aber man jubelte zu früh; denn bald zeigte sich, daß Boleslaws Sohn Mieczislaw II. in die Fußstapfen seines ruhmreichen Vaters zu treten gewillt sei. Um die Einheit des Reichs gegen die slawische Sitte zu erhalten, schloß er seine beiden Brüder von der Erbfolge aus und verjagte überdies den einen, Otto-Bezbriem, den Sohn der ungerschen Gemahlin Boleslaws, aus Polen. Auch die Königskrone seines Vaters sah Mieczislaw als sein Erbtheil an und verweigerte, obwohl der deutschen Richeza, der Enkelin Ottos II., vermählt, doch den Tribut und jede Anerkennung der deutschen Hoheit. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er sich gegen die Deutschen, die alten Feinde seines Vaters, auch zum Kampfe rüstete. Gegen ihn hatte Konrad mit Nothwendigkeit die Grenzen des Reichs zu wahren, ehe er nach dem Süden aufbrach; er begab sich deshalb im Sommer 1025 nach Sachsen.

Nichts mußte Konrad in diesem Augenblick ohne Zweifel wichtiger erscheinen, als eine Verbindung des neuen Polenfürsten mit seinem glorreichen und glücklichen Vetter Knud zu hindern, jenem gewaltigen Herrscher des Nordens, der eben inmitten seiner glänzenden Siegesbahn stand. Und nicht allein dies gelang; es kam sogar zu einem engen Bunde zwischen Konrad und Knud, der durch die vorläufige Verlobung des kleinen Heinrich mit Gunhild, der Tochter des Dänen, besiegelt wurde. Dem Erzbischof Unwan von Bremen, der sich durch die Freigebung des Bischofs Gerbrand von Seeland die Gunst König Knuds erworben hatte, verdankte Konrad hauptsächlich die Abschließung des Vertrags, der freilich nicht ohne große Opfer erkauft wurde. Denn die Mark Schleswig, den Grenzgürtel zwischen Schlei und Eider, trat damals Konrad, um sich Knuds Bundesgenossenschaft zu gewinnen, an Dänemark ab; die Eroberung Heinrichs I. ging so aufs Neue und zwar für immer dem Reiche verloren; auch von der Abhängigkeit des dänischen Reichs vom deutschen war nicht mehr die Rede.

So gewiß diese Abtretung eines Reichslandes wenig ehrenvoll war und sich durch keinen früheren Vorgang ähnlicher Art beschönigen ließ, so gewiß war doch die Freundschaft Knuds für Konrad damals ein unberechenbarer Vortheil. Und auch für die Folge blieb der Vertrag nicht ohne nennenswerthen Gewinn. Denn lange erhielt sich der Bund mit den Dänen; die hundertjährigen Kämpfe an der Nordgrenze des Reichs gewannen endlich einmal einen Stillstand; und zugleich erhielt die deutsche Mission jetzt nach dem Norden wieder

1025. freies Feld, das ihr seit zwei Jahrzehnden fast überall hier entzogen war. Der Missionssprengel Hamburgs gedieh binnen Kurzem zu einer niemals zuvor erreichten Blüthe. So sahen die Zeitgenossen den Frieden mit den Dänen als ein segensreiches Ereigniß an. Aber auch König Knud war dieses Bündniß hocherwünscht, das seine nordischen Reiche mit den Mittelpunkten der abendländischen Welt in nähere Berührung brachte. Denn schon trug sich der hochgesinnte Fürst mit politischen und kirchlichen Plänen, die ihn auf Kaiser und Papst verwiesen. Es war wenig später, daß er jene merkwürdige Reise antrat, die ihn durch Frankreich nach Rom führte, wo er als der erste Dänenkönig am Grabe des heiligen Petrus betete. Verwundert entdeckte man auf dieser Reise in dem jungen Kriegsfürsten, in dem man einen blinden Heiden und wüthigen Nordlandsrecken erwartet hatte, einen klaren Verstand, einen reichbegabten Geist und ein der christlichen Lehre aufrichtig zugethanes Herz. Staunend sah man auf ihn in ähnlicher Weise, wie nach Jahrhunderten auf jenen geistreichen Zaren der Moskowiter, der zuerst die Kulturländer Europas aufsuchte.

Durch den Bund Konrads mit Knud und durch die Kriege, in die Mieczislaw alsbald mit seinen anderen Nachbaren verwickelt wurde, schwand für den Augenblick die Gefahr, die dem Reiche vom Osten drohte. Aber indessen hatte sich schon ein neues, schlimmeres Unwetter gegen das deutsche Reich im Westen zusammengezogen; während Konrad noch in den sächsischen Gegenden verweilte, nahmen plötzlich die Verhältnisse Lothringens eine sehr bedenkliche, kaum gefürchtete Wendung. Noch immer verharrten Gozelo und Friedrich in ihrem Widerstand gegen den König. Sie wagten es im Vertrauen auf den Rückhalt, den ihnen Frankreich gewährte, und setzten sich sogar in unmittelbare Verbindung mit König Robert, einem Fürsten, dem sich nach den tausendfachen Bedrängnissen einer langen kummervollen Regierung unerwartet durch Kaiser Heinrichs Tod die glänzendsten Aussichten eröffneten. Denn auch die Lombarden boten ihm ihre Königskrone an, während die misvergnügten Lothringer auf ihn die Blicke wandten. Wohlbedacht schlug Robert Italiens Krone ab, war es aber zufrieden, daß die Lombarden nun auf einen seiner Vasallen, den reichen Herzog Wilhelm von Aquitanien, ihr Augenmerk richteten. Zu derselben Zeit zeigten sich noch einem andern seiner Vasallen nahe Aussichten auf einen Thron, da Graf Odo von der Champagne nach Kaiser Heinrichs Tode unfraglich der nächstberechtigte Erbe seines Oheims, des Königs Rudolf von Burgund, war. In der Aussicht auf die burgundische Erbschaft machte Odo damals seinen

langen, immer erneuerten Fehden mit König Robert ein Ende und 1025.
zeigte sich ernstlich um dessen Gunst bemüht. Niemals waren die ersten Capetinger mächtiger, als wenn sie vereint mit ihren Vasallen auswärtige Eroberungen in das Auge fassen konnten, und niemals waren noch alle Constellationen günstiger gewesen, um einen entscheidenden Schlag gegen die unaufhörlich wachsende, erdrückende Macht des Ostreichs zu führen, als eben jetzt. So faßte denn König Robert den Entschluß, im Winter dieses Jahrs in Lothringen einzufallen. Graf Odo und der Markgraf Balduin von Flandern hatten ihm dabei hülfreiche Hand zu leisten versprochen. Vor Allem aber hoffte er auf die Unterstützung der Unzufriedenen in Deutschland selbst; und zu diesen gehörten nicht allein Gozelo und Friedrich, sondern auch bereits Männer, die unmittelbar am Throne des Königs ihre Stelle hatten.

Dem jüngern Konrad schwanden, wie wir sahen, bald die schönen Hoffnungen dahin, die ihm auf dem Tage zu Kamba erregt waren. Schon war es, als der Hof zu Augsburg das Osterfest feierte, zwischen ihm und dem Könige zu ärgerlichen Streitigkeiten gekommen, die einen tiefen Stachel in dem Gemüthe des edeln Fürsten zurückließen. Mit seinem Stiefvater Friedrich und den Lothringern war er stets in Verbindung geblieben, jetzt fing er an, mit jenen gemeinsam zu planen und sich zugleich im innern Deutschland nach Bundesgenossen umzusehen. Der junge Herzog Ernst von Schwaben, der Stiefsohn des Königs, kam ihm da auf halbem Wege entgegen. Was dieser Jüngling auch sonst gegen seine Mutter und deren Gemahl an Bitterkeit im Herzen hegen mochte, Nichts scheint doch seinen Unmuth mehr gereizt zu haben, als die Ansprüche an das gesammte burgundische Erbe, die der König jüngst zu Basel unzweideutig an den Tag gelegt hatte. Denn auch Herzog Ernst hatte auf diese Erbschaft längst seine Hoffnungen gesetzt. Bald war zwischen ihm und dem jüngern Konrad ein Bund gegen den König geschlossen, und bald fanden sich neue Genossen zu ihrem hochverrätherischen Bunde; auch der reiche Graf Welf, der seinen alten Widersacher Bischof Brun jetzt in der Blüthe des Einflusses und der Macht sah, trat der Verschwörung bei.

Mit dem Winter sollte das Unternehmen an das Tageslicht treten. Schon stand König Robert bereit, in das Reich einzufallen; schon befestigte Balduin von Flandern seine Burgen an der Grenze; schon rüsteten Gozelo und Friedrich in Lothringen, Konrad in Franken, Ernst in Schwaben; es ist wahrscheinlich, daß man sogar mit dem Polen bereits Unterhandlungen anknüpfte. Der Bund war weitverzweigt, ge-

1025. bot über bedeutende Hülfskräfte und zählte Genoſſen ſelbſt in der nächſten Nähe des Königs. Wie groß war nicht die Gefahr! Und wieviel ſtand auf dem Spiele! War das Glück mit Konrads Feinden, ſo wurde nicht allein die kaum befeſtigte Herrſchaft deſſelben in Deutſchland auf das Tiefſte erſchüttert, ſondern auch Italien ging wahrſcheinlich dem Reiche verloren und die Erwerbung Burgunds wurde für immer vereitelt; das Weſtfrankenreich, ſo lange in den Hintergrund zurückgedrängt, würde Gelegenheit gewonnen haben, das deutſche Königthum für den Augenblick ganz in den Schatten zu ſtellen.

So war die Lage der Dinge, als ſich Konrad im December nach Lothringen begab. Nie iſt das Glück ihm holder geweſen, als in dieſem verhängnißvollen Moment; in kürzeſter Friſt waren die drohenden Wolken nach allen Seiten zerſtreut, und hell glänzte die Sonne wieder am klaren Himmel. Durch welche Mittel es Konrad gelang, das Unwetter zu beſchwören, wiſſen wir nicht; aber das Wichtigſte war unfehlbar, daß Herzog Gozelo plötzlich ſeine Freunde verließ und ganz auf die Seite des Königs trat. Im Kampfe gegen Frankreich hatte Gozelos Haus ſeine Größe gewonnen; ſollte er Lothringen jetzt an das Weſtreich verrathen? Dieſe Erwägung und wohl noch mehr große Verheißungen*) Konrads ſcheinen die vollſtändige Sinnesänderung Gozelos herbeigeführt zu haben. Am Weihnachtfeſt erſchien er zu Achen vor dem Könige und huldigte; ſeinem Beiſpiele folgten ſofort Graf Friedrich und die anderen Lothringer. Die Kette der Bundesgenoſſen war ſo in der Mitte geſprengt, das ganze Unternehmen vereitelt. König Robert unterließ ſeinen Einfall; Balduin von Flandern blieb ruhig; die Verſchworenen im innern Deutſchland waren in der verzweifeltſten Lage.

1026. Wie durch ein Wunder war Konrad aus der furchtbarſten Bedrängniß in erwünſchte Verhältniſſe verſetzt. Gerade erſt durch die Verſchwörung war er Lothringens völlig Herr geworden und hatte er ſeine ſchlimmſten Gegner empfindlich gedemüthigt; nun zeigte ſich nirgends mehr eine ernſtliche Gefahr, und unter den günſtigſten Vorzeichen konnte er den Gedanken der Romfahrt aufnehmen. Unverzüglich ging er an das Werk. Im Februar 1026 ſammelte ſich das

*) Wahrſcheinlich wurde Gozelo damals verſprochen, daß er nach Friedrichs Tode Oberlothringen mit Niederlothringen vereinigen ſolle, was i. J. 1033 erfolgte.

Heer, das ihn nach Italien geleiten sollte, zu Augsburg, wohin er 1026.
zugleich einen Reichstag berufen hatte. Unter den Fürsten des Reichs erschien auch Herzog Ernst; scheinbar voll Reue, bat er demüthig um Verzeihung und erlangte sie auf die Bitten Giselas und der Fürsten. Die anderen Verschworenen wagten nicht vor den König zu treten und verkrochen sich scheu in ihre Burgen; Konrad verachtete sie und begnügte sich, den Schutz des Landes gegen ihre Tücke seinen erprobten Freunden zu übertragen. So hoch war sein Ansehen gestiegen, daß die Fürsten schon jetzt ohne Widerrede seinem achtjährigen Sohn die Erbfolge im Reiche verbürgten.

Unter der Obhut des Bischofs Brun, dem zugleich die Reichsgeschäfte in den deutschen Ländern übertragen wurden, blieb der kleine Heinrich in Augsburg zurück; von Gisela begleitet, überstieg Konrad mit seinem Heere die Alpen am Brenner und rückte über Verona in die lombardischen Städte ein.

2.

Konrads II. Romfahrt und ihre nächsten Folgen.

Schon der Tod Papst Benedicts hatte in der Lombardei einen tiefen Eindruck nicht verfehlen können, zumal auf den Klerus des Landes; denn dieses Ereigniß vernichtete die Bedeutung der Paveser Synode, beugte der Gefahr eines allgemeinen Concils vor, ließ die verheiratheten Priester endlich einmal wieder frei aufathmen. Aber eine noch bei Weitem größere Aufregung folgte der ersten Kunde vom Abscheiden des Kaisers; sie ergriff die ganze Masse des lombardischen Volks, das Heinrichs Herrschaft nie anders als eine Gewaltherrschaft angesehen hatte. Die Paveser stürmten, wie erwähnt, sogleich zur Königspfalz, um sie für ewige Zeiten zu zerstören; in den meisten anderen Städten wird die Gesinnung der Bürgerschaft kaum eine andere gewesen sein.

Nicht minder legten die lombardischen Fürsten jetzt ihren ganzen Groll gegen die deutsche Herrschaft an den Tag. Viele von ihnen hatten die Strenge Heinrichs hart genug empfunden und bittere Jahre

1026. der Verbannung in dem rauhen Norden verlebt, und ſie alle haßten in gleicher Weiſe jene deutſche Politik, die unabläſſig die Biſchöfe hob um die Macht des Adels zu brechen, von ganzer Seele. Schon waren faſt alle größeren Städte mit ihren Einkünften in den Händen des Klerus, dem überall die Markgrafen und Grafen hatten weichen müſſen; ſchon waren die Biſchöfe zu einer Stellung gediehen, bei der ihnen der Adel kaum noch das Gleichgewicht halten konnte. Privilegien über Privilegien, Exemtionen über Exemtionen hatte die Geiſtlichkeit davon getragen, und mehr noch als die Freigebigkeit der Ottonen hatte ihr zuletzt die berechnende Staatskunſt Heinrichs gewährt, die lange Zeit in den Biſchöfen die weſentlichſte Stütze der kaiſerlichen Macht geſehen und erſt in den letzten Jahren durch die Anerkennung der Paveſer Beſchlüſſe eine andere Richtung eingeſchlagen hatte. Um ſo empfindlicher aber wurde dieſes Uebergewicht des Epiſcopats dem lombardiſchen Adel, je mehr es Sitte wurde, deutſche Kleriker, die ſich im Dienſte des Kaiſers ausgezeichnet, mit den fetten Pfründen Italiens zu bedenken. Lange ſchon harrten daher die lombardiſchen Großen auf eine Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuſchütteln, und günſtiger konnten ſie kaum ſie erwarten, um mit der Herrſchaft der Deutſchen das biſchöfliche Regiment gründlich zu brechen, als ſie in dieſem Augenblicke ſich darbot.

An der Spitze der Unzufriedenen ſtand das von Heinrich ſchwer verfolgte Geſchlecht der Eſte. Die Führer der Bewegung wurden der Markgraf Hugo und ſeine Brüder Adalbert und Azzo; der Markgraf Maginfred von Suſa, ihr Schwager, und der Markgraf Rainer von Tuſcien mit den meiſten Großen der Lombardei ſchloſſen ſich ihnen an. Daran dachten freilich dieſe adligen Herren nicht, Einen aus ihrer Mitte zu krönen, auch mochte Arduins Schickſal Niemanden nach der Krone lüſtern machen; ſie faßten daher den Entſchluß, einen auswärtigen Fürſten durch ihre Wahl auf den Thron zu erheben, der mit ihnen vereint mächtig genug wäre, Italien von den Deutſchen zu befreien. Bei einem ſolchen Unternehmen glaubten ſie auch auf die Unterſtützung der Bürgerſchaften der Städte zählen zu können, die ihre Abneigung gegen die deutſche Herrſchaft deutlich genug an den Tag gelegt hatten. Zuerſt boten ſie, wie ſchon berührt wurde, die lombardiſche Krone dem König Robert von Frankreich an; aber weislich wies dieſer die Anträge des Markgrafen Hugo, der ſelbſt an den franzöſiſchen Hof gekommen war, ſowohl für ſich als für ſeinen Sohn Hugo zurück. Geneigteres Gehör fand darauf Markgraf Hugo bei dem Herzog Wilhelm von Aquitanien, dem reich-

sten und mächtigsten Großen damals im französischen Reiche, als er 1026.
ihm für sich oder seinen Sohn die Krone Italiens anbot. Herzog Wilhelm, dem man den Beinamen des Großen gab, gehörte zu den ersten Fürsten des Abendlandes; sein glänzender Hof wurde von den hervortretenden Männern Frankreichs, Italiens und der spanischen Mark mit Vorliebe aufgesucht; die strengeren kirchlichen Bestrebungen der Zeit fanden bei ihm, dem eifrigen Freunde Clunys, bereitwillige Unterstützung, nicht minder der Fleiß der Gelehrten und Künstler Gunst und Ermuthigung. Alljährlich pflegte Wilhelm nach Rom zu pilgern und in ganz Italien war seine Freigebigkeit eben so gut bekannt, wie seine fromme Gesinnung; überdies war er mit Agnes, einer Tochter Otto Wilhelms von Burgund und Enkelin Adalberts, des letzten einheimischen Königs von Italien, seit einigen Jahren vermählt.

Mit Nichten entgingen Herzog Wilhelm die Gefahren, denen er sich aussetzte, wenn er die Anträge der Lombarden annahm; da man ihm aber die einstimmige Anerkennung aller geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens versprach und König Robert selbst ihm Unterstützung in Aussicht stellte, ging er schließlich dennoch auf das Anerbieten Markgraf Hugos ein und nahm für seinen Sohn Wilhelm die Krone der Lombarden an. Aber es zeigte sich bald, daß man dem Herzog mehr versprochen hatte, als man verbürgen konnte. Wie hätten auch die lombardischen Bischöfe auf Machinationen eingehen sollen, die augenscheinlich auf ihr Verderben zielten? Sie, an deren Spitze so scharfsichtige Männer wie Aribert von Mailand und Leo von Vercelli standen, unter denen Manche auf deutschem Boden geboren und an dem Hofe Heinrichs II. erzogen waren, fühlten mehr als je, wie eng ihr Interesse mit dem deutschen Königthum verbunden sei. Kaum sahen sie daher, daß sich Konrads Herrschaft befestigte, als sie auch über die Alpen eilten, um ihm zu huldigen. Auch die Bürgerschaften zeigten, wie groß auch immer ihr Widerwille gegen die deutsche Herrschaft sein mochte, zuletzt doch wenig Theilnahme für einen Umschwung der Dinge, der wie er vom Adel ausging, auch ihm allein bleibenden Gewinn verhieß. Um so eher gaben sie deshalb den Rathschlägen Ariberts Gehör, und manche von ihnen fingen bereits an mit Konrad zu unterhandeln: wir wissen, daß es lediglich an dem König lag, wenn ihm die Papesen nicht schon zu Kostnitz huldigten. Als daher Herzog Wilhelm selbst im Spätsommer 1025 nach Italien kam, fand er die Lage der Dinge doch wesentlich anders, als sie ihm geschildert war. Er sah, daß er auf die Unterstützung der Bischöfe nicht zählen konnte; diese aber, wie ihm die lombardischen Großen riethen, zu entfernen

1026. und durch neue zu erſetzen, war ebenſoſehr ſeiner ſtreng kirchlichen Geſinnung zuwider, als an ſich unausführbar. Zugleich erkannte er, daß die angebotene Krone ihn in eine Reihe von Kämpfen mit den Bürgerſchaften des Landes verwickelt haben würde, denen er ſeine Kräfte in keiner Weiſe gewachſen fühlte. So kehrte er wenig befriedigt in die Heimath zurück und dachte bereits daran, ein Abkommen mit Konrad zu treffen und ihm gegen eine Entſchädigung durch bedeutende Lehen in Italien die Anſprüche ſeines Sohnes auf die lombardiſche Krone abzutreten. Aber auch zu einem ſolchen Abkommen war es bereits zu ſpät; ſchon ſtand Konrad mit Heeresmacht an den Grenzen Italiens, wo ihm Ariberts weitreichender Einfluß überall das Feld bereitet hatte.

Im März des Jahres 1026 erſchien Konrad in der Lombardei. Auf ſeinem Zuge ſtieß er von Verona bis Mailand nirgends auf Widerſtand; alle Städte öffneten ihm willig die Thore. Schon am 23. März war er in Mailand, wo ihn Heribert feſtlich empfing und nach der Sitte zum Könige krönte.*) Von hier begab ſich der König nach Vercelli, wo er das Weihnachtsfeſt feierte. Als gerade damals Biſchof Leo ſtarb, fiel einem Domherrn der Mailänder Kirche das reiche Bisthum zu; unfehlbar geſchah es auf Ariberts Wunſch, der jetzt Alles bei dem Könige vermochte. Bald nach dem Oſterfeſt wandte ſich Konrad gegen Pavia, welche Stadt noch immer die Unterwerfung und die Herſtellung der Pfalz innerhalb der Ma u n verweigerte un ſich mit dem misvergnügten Adel jetzt zu gemeinſamem Widerſtande verbunden hatte. Pavia war volkreich und rings mit Burgen umgeben, welche der Markgraf Adalbert mit andern lombardiſchen Großen beſetzt hielt; es war daher keine leichte Arbeit die Stadt zu bezwingen. Nachdem Konrad rings die Umgegend verwüſtet und mehrere der vom Adel beſetzten Burgen gebrochen hatte, ſtand er für ſeine Perſon von einer längeren Belagerung ab, ließ aber einen beträchtlichen Theil ſeines Heeres zurück, um die Stadt umzingelt zu halten, alle Zufuhr ihr abzuſchneiden und ihren Handelsverkehr zu vernichten.

Der König ſelbſt wandte ſich im Mai gegen Ravenna, wo ihn Erzbiſchof Heribert, der auf Arnold, dem Bruder Heinrichs II. gefolgt war, ohne Schwierigkeiten die Thore der Stadt öffnete. Aber anders als der Erzbiſchof dachten die Ravennaten. Sie waren voll Haß gegen die Deutſchen, aufrühriſch und zu den verwegenſten Unterneh-

*) Der Tag der Krönung iſt unbekannt; auch wird nicht überliefert, ob ihr eine Wahl vorhergangen iſt.

mungen entschlossen. Da der König nur mit einem Theil seines Heeres 1026.
in der Stadt lag, die größere Masse desselben aber ein Lager vor den Thoren bezogen hatte, hielten sie den Augenblick für günstig, ein großes Blutbad unter den Deutschen in ihrer Stadt anzurichten und den König selbst in ihre Gewalt zu bringen. An dem zur Ausführung des Plans bestimmten Tage sperrten sie Abends die Thore der Stadt und hielten sie mit starker Mannschaft besetzt, um dem Eindringen der im Lager liegenden Deutschen zu wehren. Dann überfielen sie in der Nacht voll wilder Mordlust die Deutschen in ihrer Mitte. In allen Häusern wurden Konrads Krieger von ihren Wirthen im Schlaf überfallen, wenn sie sich aufrafften und auf die Straßen stürmten, von andringenden Massen niedergeworfen; von den Dächern, von den Mauern und Thürmen wurden Steine, Balken und andere rohe Waffen auf sie geschleudert. Dennoch schaarten sich endlich die Deutschen zusammen; mit gezückten Schwerdtern bahnten sich die getrennten Haufen einen Weg zueinander, die Städter in ihrer Mitte in dem gerechtesten Zorn und heißer Kampflust furchtbar zusammenhauend. Die ganze Stadt wurde zum Schlachtfeld. Der baierische Graf Eberhard, der das königliche Banner aus dem wilden Getümmel retten und sich mit ihm einen Ausweg aus der Stadt bahnen wollte, stieß auf der Brücke des Montone auf eine Schaar von Städtern, die ihm den Weg verrannten; ein einzelner Mann bestand er hier gegen eine feindliche Rotte den ruhmwürdigsten Kampf. Seine Gegner drängte er in den Fluß und brach sich so Bahn. Indessen war auch der König selbst auf dem Kampfplatz erschienen. Sobald er den Tumult in seinem Schlafgemach hörte, ergriff er, wie er war, die Waffen und schwang sich auf sein Roß. Aber kaum hatte er den Vorhof des Palastes verlassen, als er auch bereits die Städter sich nach allen Seiten flüchten und den Kirchen zueilen sah. Da befahl er dem Morden Einhalt zu thun und kehrte gelassen in sein Schlafgemach zurück.

Die Niederlage der Ravennaten war vollständig. Schon am folgenden Morgen erschienen sie reumüthig barfuß, im Büßerhemde, die nackten Schwerdter um den Hals gehängt vor dem König, baten um Verzeihung und nahmen die ihnen auferlegte Strafe geduldig hin. Der König aber belohnte reichlich nach seiner Gewohnheit seine tapferen Krieger. Man erzählte es rühmend, wie er einem deutschen Kriegsmann, dem ein Theil des Beins im Kampfe abgehauen war, die Lederstiefeln mit Gold füllen und neben sein Schmerzenslager stellen ließ.

Der König kehrte von Ravenna wieder in die Gegenden am Po

1026 zurück und verweilte im Juni zu Cremona, wo er den Bischof in seinem Rechte gegen die Städter schützte. Schon brach die heiße Jahreszeit ein, den deutschen Heeren in Italien stets so verderblich. Auch in Konrads Heer brachen Seuchen aus, und man hatte schwere Verluste zu beklagen. Der König führte deshalb das Heer nordwärts in die frischeren Alpenthäler, wo es über zwei Monate vom Erzbischof von Mailand mit allen Lebensbedürfnissen im Ueberflusse versorgt wurde. Unwillig sah sich Konrad hier zu längerer Unthätigkeit verurtheilt; kaum trat daher der Herbst ein, als er abermals in die Ebene hinabstieg und aufs Neue gegen die ihm Widerstrebenden den Kampf begann. Schnell bezwang er mehrere der noch vertheidigten Burgen des Adels, hielt über die Empörer Gericht und verurtheilte sie zu den schwersten Strafen. Schon mußte sich auch Markgraf Hugo mit seinen Brüdern fügen; die ganze lombardische Ebene, mit Ausnahme Pavias, war in Konrads Händen. Noch im Winter griff er dann Ivrea*) an und nöthigte Markgraf Maginfred und die anderen Fürsten der Umgegend sich ihm zu unterwerfen. Die Anwesenheit eines deutschen Heeres an den burgundischen Grenzen, erfüllte damals auch König Rudolf mit nicht geringer Besorgniß; eilig schickte er Gesandte nach Ivrea, versprach Konrad alles Gute und verhieß selbst zu dessen Kaiserkrönung nach Rom zu kommen.

Denn schon war es eine allbekannte Sache, daß Konrad Willens sei, ohne Verzug gegen Rom vorzudringen. Bischof Brun führte den kleinen Heinrich dem Vater zu; Erzbischof Aribo, der den König über den Brenner begleitet hatte, dann aber nach Mainz zurückgekehrt war, stellte sich wieder im Lager ein; neue frische Heeresschaaren sammelten sich zu den alten. Auch Abt Odilo erschien, der, wie die Schwalben den Sommer melden, die Romfahrten unserer Kaiser zu verkünden pflegte. Er kam diesmal schweren Herzens, denn auch er hatte des Papsts Benedict und Kaiser Heinrichs Abscheiden bitter zu empfinden gehabt, da das Concil zu Anse im Jahre 1025 allen päpstlichen Privilegien zum Trotz Cluny wieder unter die Jurisdiction des Bischofs von Mâcon gestellt hatte. Mehr als jemals bedurfte er eines kräftigen Schutzes, den er nur bei Kaiser und Papst zu finden vermochte.

1027 Noch im Winter brach der König mit verstärkter Heeresmacht gegen Pavia auf und griff von Neuem die Stadt an; auch sie mußte sich jetzt ihm ergeben und entging nur durch Odilos Fürsprache der strengsten Bestrafung. Unmittelbar nach Pavias Fall ging der König

*) Zu Ivrea feierte der König das Weihnachtsfest.

über den Po, überſtieg den Apennin und kam ohne Widerſtand zu 1027.
finden bis vor Lucca, das Markgraf Rainer beſetzt hielt und zu vertheidigen gedachte. Aber ſchon nach wenigen Tagen gaben die Stadt und der Markgraf den Widerſtand auf. Rainer wurde ſeines Amtes entſetzt, und der getreue Markgraf Bonifacius, Tedalds Sohn, erhielt zu Modena, Reggio, Ferrara jetzt noch die tuſciſche Mark, ſo daß er ſich zum mächtigſten Fürſten Italiens erhob. Ganz Tuſcien unterwarf ſich nach Luccas Bezwingung ohne Schwerdtſtreich dem Könige, der unbehindert bis gegen Rom vordrang. Am Dienſtag der ſtillen Woche 21 März
zog er, vom Papſt und den Römern feierlich empfangen, in die Kaiſerſtadt ein.

Papſt Johann **XIX.** hatte ſelbſt den König herbeigerufen. Dieſer Papſt war nicht für den geiſtlichen Stand erzogen worden; er war jener Bruder Benedicts **VIII.**, Romanus mit Namen, der unter dem Titel eines „Herrn aller Römer" lange die weltliche Verwaltung der Stadt geleitet hatte. Einzig und allein darauf bedacht, ſein Geſchlecht in der gewonnenen Macht zu ſchützen, hatte er nach dem Tode ſeines Bruders die Römer durch große Geldſpenden vermocht, ihn, obwohl er Laie war, auf den päpſtlichen Stuhl zu erheben. An *einem* Tage ging er durch alle geiſtlichen Weihen hindurch, um zum Aergerniß der Welt den erſten Biſchofsſtuhl der Welt einzunehmen. Selten hat es unähnlichere Brüder gegeben, als Benedict und Johann. So hochgeſinnt jener, ſo engherzig war dieſer; ſo umſichtig Benedict, ſo beſchränkt zeigte ſich Johann, vor Allem in der Auffaſſung ſeiner geiſtlichen Würde. Das Misgeſchick wollte, daß ihn überdies der Tod Kaiſer Heinrichs und die Erhebung Italiens gegen die deutſche Herrſchaft ſofort in die ſchwierigſte Lage verſetzten und ſeine Bedrängniß ſich noch ſteigerte, als gleich darauf die Griechen neue Rüſtungen gegen Italien machten. Als im Zuſammenhange mit dieſen Rüſtungen Geſandte von Conſtantinopel in Rom erſchienen und die ganze Stadt durch reiche Geldſpenden zu beſtechen ſuchten, fehlte wenig daran, daß ſie nicht den Papſt ſelbſt für Conſtantinopel gewannen. Johann zeigte ſich in der That geneigt, einen Bund mit den Griechen zu ſchließen und den Patriarchen zu Conſtantinopel als ſeines Gleichen, d. h. als allgemeinen Biſchof der chriſtlichen Kirche, anzuerkennen. Ein Schrei des Entſetzens ging durch das ganze Abendland. Der Abt Richard von St. Vaaſt eilte ſelbſt nach Rom; der heilige Wilhelm von Dijon machte brieflich dem Papſte die dringlichſten Vorſtellungen; Alles, was mit Cluny zuſammenhing, war in der größten Bewegung. So wurde das gräulichſte Aergerniß abgewandt und dem Papſte die Nothwen-

1027. digkeit auferlegt, sich in den höchsten geistlichen Dingen wenigstens äußerlich an das Vorbild seiner Vorgänger zu halten. Nachdem der Papst den Bund mit den Griechen hatte aufgeben müssen, hatte er sich an den Verhandlungen der Lombarden mit König Robert und Herzog Wilhelm betheiligt; kaum aber sah er, wie Konrad in Italien festen Fuß faßte, als auch er sich auf die deutsche Seite wandte, um da wieder einen Anhalt zu finden, wo ihn sein Bruder gefunden hatte. Es wird berichtet, der Papst sei selbst nach Como in Konrads Lager gekommen. Man kann dies vielleicht in Frage stellen, da die Nachricht mit anderen nicht unverdächtigen im Zusammenhange steht; aber darüber kann kein Zweifel obwalten, daß der Papst selbst damals Konrad bereitwillig die Wege nach Rom bahnte.

Am Ostertage, am 26. März, fand die feierliche Krönung Konrads und Giselas statt; nicht nach der alten Sitte in der Peterskirche, sondern in der Kirche St. Apostoli neben der Hofburg der Tusculaner. Eine ungemein glänzende Versammlung umgab an diesem Tage das kaiserliche Paar und seinen Sohn, den kleinen Heinrich. Unter den anwesenden weltlichen Fürsten ragten vor allen hervor die Könige Knud von Dänemark und Rudolf von Burgund, unter den zahlreichen deutschen und italienischen Bischöfen der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna, Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Magdeburg; auch Heinrichs II. Bruder Brun und der dienstbeflissene Meinwerk von Paderborn waren zugegen. Unter der Klostergeistlichkeit war Abt Odilo weitaus die bedeutendste Erscheinung. Man kann sagen, die ersten Häupter des Abendlands waren um das kaiserliche Paar vereinigt; alle tieferen Bestrebungen der Zeit schienen sich zur Aufrechthaltung und Befestigung des Kaiserthums zu verbinden.

Dennoch wurde das Fest auf unerwartete Weise gestört. Schon am Morgen des Krönungstages brach ein ärgerlicher Streit unter dem hohen Klerus Italiens aus. Als sich der König im feierlichen Zuge zur Kirche begab und in dieselbe eintreten wollte, drängte sich der Erzbischof von Ravenna mit Gewalt an seine Rechte, um ihn zum Altare zu führen. Aribert von Mailand, der darin ein Vorrecht seiner Kirche sah und jetzt am Wenigsten geneigt war, dasselbe aufzugeben, trat dem Ravennaten entgegen und suchte ihn zurückzuweisen. Ein allgemeines Getümmel entstand, bei dem selbst Konrad die Fassung verlor und dem Ravennaten die Hand ließ. Da aber verließ der Mailänder wuthentbrannt den Zug und die Kirche; zu nicht geringer Bestürzung Konrads, der wohl wußte, was er diesem Manne schuldete, und seinen ganzen Einfluß durchschaute. Nach dem Rath der ihn umgebenden

Bischöfe wies er daher den Ravennaten zurück. „Wer mich", sagte 1027.
er, „zum Könige Italiens gesalbt hat, soll mich auch dem h. Petrus zur Kaiserkrönung vorstellen," und ließ den Mailänder zurückrufen. Da aber Aribert durch das Gedränge sich nicht mehr Bahn brechen konnte, ergriff Konrad die Hand des Bischofs von Vercelli, eines Suffraganen Mailands, damit dem h. Ambrosius seine Ehre bewahrt bliebe, und schritt so zum Altare. Im Uebrigen hatte die Krönung Konrads und Giselas den gewohnten Verlauf. Nach Beendigung der Ceremonien kehrte der neue Kaiser, von den Königen Knud und Rudolf geleitet, in glänzendem Festzug nach seinem Palast in der Leosstadt zurück.

Es blieb nicht allein bei diesen Händeln der geistlichen Herren; noch während der Krönungsfeste brach zu Rom unter der Volksmasse ein anderer, schlimmerer Streit aus, der leicht ähnliche Folgen hätte nach sich ziehen können, wie jener Tumult, der bei der Krönung Heinrichs II. Pavia in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Der Anlaß war der geringfügigsten Art. Um eine Kuhhaut gerieth ein Deutscher mit einem Römer in Streit; von Worten kam es zu einer Rauferei, in die sich bald auch Andere mischten. Die Deutschen ergriffen für ihren Landsmann, die Römer für den Römer Partei. Schon war das ganze Heer des Kaisers, das ganze römische Volk auf dem Platze; Kriegsgeschrei und Waffenlärm erfüllten die Stadt. Ein hitziger, blutiger Kampf entspann sich, in dem außer Anderen Berengar, der Sohn des schwäbischen Grafen Liutold, sein Leben verlor. Lange widerstanden die Römer, mußten aber endlich unter großen Verlusten weichen. Am folgenden Tage erschienen die Urheber des Aufstands vor dem Kaiser, die freien Männer mit nackten Schwerdtern, die Knechte mit Weidenruthen am Halse; sie alle erhielten die verdiente Strafe.

Die Gegenwart so vieler hoher Kirchenfürsten in Rom wurde benutzt, um mehrere wichtige Entscheidungen auf einer großen Synode zu treffen, die nach dem Herkommen der Kaiserkrönung folgte und bei welcher der Kaiser selbst zugegen war. Am 6. April wurde sie im Lateran abgehalten, wo man eine ähnliche Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten seit den Zeiten Ottos III. nicht mehr gesehen hatte. Auf dieser Synode wurde zuerst der zwischen Mailand und Ravenna entstandene Rangstreit auf ewige Zeiten zu Gunsten Mailands entschieden. Dann trat der Patriarch Poppo von Aquileja mit der schon oft erhobenen Forderung von Neuem hervor, der Patriarch von Grado solle der selbstständigen Stellung, die er unter dem Schutz Venedigs gewonnen hatte, entkleidet und ihm untergeben werden; Papst

1027. und Kaiſer fanden dieſe Forderung gerecht, und die Synode beſchloß, was Poppo verlangte. Ferner brachte König Knud dringende Beſchwerden vor die Verſammlung über die unerſchwinglichen Summen, die zu Rom von den engliſchen Erzbiſchöfen für das Pallium verlangt wurden; der Papſt ſagte gegen das Verſprechen Knuds, in Zukunft regelmäßig den Peterspfennig von ſeinem engliſchen Reiche zu zahlen, Abhülfe dieſer Beſchwerden zu. Endlich ließ auch Abt Odilo ſeine Klagen über die franzöſiſchen Biſchöfe verlauten. Schon hatte der heilige Mann ſich in hohem Maße die Gunſt des Kaiſers gewonnen, der ſogar einem Neffen deſſelben, einem jungen leichtfertigen Manne, die reiche Abtei Novaleſe bei Turin ertheilte; auch vor der Synode wird der Beiſtand des Kaiſers dem Abte nicht gefehlt haben. Odilo erhielt vom Papſte, wie er verlangte, neue Privilegien, aber freilich konnten weder dieſe noch beſondere Ermahnungen des Papſtes an den Biſchof von Mâcon Cluny vor den Bedrängungen der franzöſiſchen Kirchenhäupter bei der augenblicklichen Lage der Dinge ſchützen.

Dieſe Beſchlüſſe der Synode waren zunächſt kirchlicher Natur, doch bei der engen Verbindung, in der Kirche und Staat durchweg ſtanden, griffen ſie zugleich tief in die politiſchen Verhältniſſe ein.

Noch während der Verhandlungen kam es in Rom ſelbſt zwiſchen den Vaſallen der Erzbiſchöfe von Mailand und Ravenna zu blutigen Händeln, die mit einer Niederlage der Ravennaten endeten; ihr Erzbiſchof ſelbſt kam kaum mit dem Leben davon. Die Begünſtigung Aquilejas war ſodann ein unmittelbarer Angriff auf die Freiheiten Venedigs, das in dem Patriarchat von Grado ſeine kirchliche Selbſtſtändigkeit fand. Der Patriarch von Grado war der leibliche Bruder des Herzogs Otto Urſeolus, der im Jahre 1009, kaum dem Knabenalter entwachſen, ſeinem trefflichen Vater Peter Urſeolus gefolgt war und ſich mit einer Schweſter des Königs Stephan von Ungern vermählt hatte. Mit Mannhaftigkeit, aber nicht ohne leidenſchaftliche Hitze vertheidigte der junge Otto die weitreichende, faſt unumſchränkte Gewalt, die ſein Haus in Venedig gewonnen hatte, ſowohl gegen zahlreiche innere Feinde, wie gegen mächtigere Gegner von außen. Schon hatte Poppo von Aquileja, ein ehrgeiziger, ſtaatskluger und ſtreitluſtiger baieriſcher Kleriker aus der Schule Heinrichs II., die Republik angegriffen, den Patriarchen aus Grado vertrieben und ſich ſelbſt in den Beſitz der Inſel und ihrer biſchöflichen Kirche geſetzt; der Moment ſchien ihm einladend genug, um endlich einmal mit Gewalt Anſprüche durchzuſetzen, die ſeine Vorgänger ſo oft vergebens vor Kaiſer und Papſt erhoben hatten. Indem nun der Kaiſer offen

Poppos Unternehmungen billigte, trat klar zu Tage, wohin seine Ab- 1027
sichten in Betreff der Republik gingen, wie auch wohl kaum zu bezweifeln ist, daß er dem fortgesetzten Kampf Aquilejas gegen den Dogen nicht fern stand. Eine sehr wichtige Rolle spielte damals dieser Poppo in den Plänen des Kaisers; hieraus erklären sich die großen Begünstigungen, die er ihm in seinen Streitigkeiten mit Herzog Adalbero von Kärnthen angedeihen ließ, hieraus die neuen wichtigen Privilegien, die das ohnehin schon überreiche Aquileja erhielt. Neben dem Mailänder Erzbisthum erhob sich das Patriarchat von Aquileja zu einer ungemeinen Bedeutung, die sich noch wesentlich steigerte, als bald darauf Papst Johann den Patriarchen zum bleibenden Vicar des römischen Bischofs ernannte und seiner Kirche den Vorrang vor allen anderen Italiens zugestand. Dennoch gelang es Poppo nicht, seine und des Kaisers Absichten gegen Venedig durchzusetzen. Obgleich Otto Urseolus im Jahre 1028 gestürzt und aus seiner Stadt vertrieben wurde, behauptete sich doch die Selbstständigkeit Venedigs, wie des Patriarchats von Grado, und im folgenden Jahre nahm Papst Johann selbst, wankelmüthig wie er war, die Beschlüsse der römischen Synode zu Gunsten Aquilejas wieder zurück.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß zu Rom zwischen den vereinigten Herrschern Deutschlands, Burgunds und Dänemarks wichtige Verabredungen getroffen wurden. Wie hätte vor Allem nicht die große Frage des Augenblicks, die burgundische Erbschaft, zwischen Kaiser Konrad und König Rudolf zur Sprache kommen sollen? Nahe genug liegt die Vermuthung, daß schon damals zwischen beiden jene Bestimmungen verabredet wurden, die wenige Monate nachher in dem Vertrage von Basel ihre förmliche Bestätigung erhielten. Nicht minder wird der Bund zwischen Konrad und Knud, die sich jetzt erst persönlich begegnet zu sein scheinen, bekräftigt und fester geschlossen sein. Wir haben indessen von den Verhandlungen der Könige keine weitere bestimmte Kunde, als die uns zufällig in einem Briefe Knuds an die englischen Bischöfe über einige weniger erhebliche Angelegenheiten erhalten ist. „Eine große Fürstenversammlung" — so schreibt Knud — „war am Osterfest zu Rom um Papst Johann und Kaiser Konrad. Alle Fürsten vom Monte Gargano bis zu dem Rom benachbarten Meere waren erschienen; sie nahmen auch mich ehrenvoll auf und beehrten mich mit schönen Geschenken. Besonders aber ehrte mich der Kaiser mit mannigfachen kostbaren Gaben, mit goldenen und silbernen Gefäßen, mit prachtvollen Mänteln und Kleidern. Ich verhandelte mit dem Kaiser, dem Papste und den anderen Fürsten, die anwesend waren, über die Bedürfnisse meines Volks, der Engländer sowohl wie der Dänen; in Sonderheit darüber, daß ihnen

1027. billigere Bedingungen und sichereres Geleit auf dem Wege nach Rom gewährt, sie nicht ferner an so vielen Pässen aufgehalten und durch ungerechte Zölle belästigt würden. Der Kaiser fand meine Forderungen gerecht, und König Rudolf, in dessen Händen besonders jene Pässe sind, und die übrigen Fürsten erließen Befehl, daß alle meine Unterthanen, Kaufleute wie Pilger, fortan unbelästigt und zollfrei an den Pässen unter sicherem Geleit nach Rom gehen und von dort heimkehren sollten."

Bald nach der Synode trennten sich die Könige. Knud und Rudolf kehrten in ihre Heimath zurück; der Kaiser begab sich nach dem Süden Italiens, um die langobardischen Fürstenthümer seiner Herrschaft zu sichern.

Pandulf IV., der von Heinrich II. entsetzte Fürst von Capua, war nach des Kaisers Tode, auf die dringende Verwendung seines Schwagers Weimars III. von Salerno, der Haft jenseits der Berge entlassen worden und nach Salerno gegangen. Nur kurze Zeit verhielt sich indessen hier Pandulf ruhig; bald dachte er auf nichts Anderes, als auf die Herstellung seiner Herrschaft. Weimar unterstützte ihn; beide verbündeten sich mit dem griechischen Katapan und den Grafen der Marsen und nahmen überdies eine Normannenschaar, wie sie sich jetzt stets von Neuem in Unter-Italien sammelten, in ihre Dienste. So griff Pandulf Capua an, das sich nach langer Belagerung ihm endlich ergeben mußte. Pandulf von Teano, der von Kaiser Heinrich dort eingesetzte Fürst, fiel in die Hände der Griechen, die ihn nach Neapel brachten und dort unter die Obhut des Magister Militum Sergius stellten. Pandulf übernahm so von Neuem die Regierung seines Fürstenthums, in dem er sich seinen kleinen Sohn Pandulf V. als Mitregenten dem Namen nach zugesellte.

Indessen hatten die Griechen zu einem neuen Zuge gegen Unter-Italien gerüstet. Kaiser Basilius II., der Bruder der Theophano, dessen lange Regierung nicht ohne glückliche Erfolge gewesen war und dem es im Jahre 1018 gelungen war das Bulgarenreich zu vernichten, ging noch als Greis von siebenzig Jahren mit dem Plane um, die alte Herrschaft der Griechen in Italien und Sicilien aufzurichten. Ein gewaltiges Heer und eine stattliche Flotte wurde zu diesem Zwecke im Jahr 1025 aufgebracht; persönlich wollte sich der alte Kaiser an die Spitze der Kriegsmacht stellen. Aber ehe das Heer abging, ereilte ihn der Tod, und die Regierung führte nun allein der alte und geistesschwache Constantinus IX., der Bruder des Basilius, fort. Dem letzten Unternehmen des Basilius war seine Kraft und Bedeutung genommen, aber es wurde doch nicht ganz aufgegeben. Im Frühjahre

1027 landete ein großes Söldnerheer unter dem Kämmerer Oreſtes 1027.
an der italiſchen Küſte, um die griechiſchen Beſitzungen auszudehnen oder doch mindeſtens für die Folge nach allen Seiten zu ſchützen.

Dies war die Lage Unter-Italiens, als Konrad dorthin aufbrach, und im Fluge die ſüdlichſten Theile ſeines italiſchen Reichs durcheilte. Er war nicht gewillt, ſich in einen Kampf gegen die Griechen zu ſtürzen, ſondern nur die langobardiſchen Staaten dem abendländiſchen Reiche zu erhalten. Theils freiwillig, theils dem Zwange weichend, unterwarfen ſich ihm ſchnell nacheinander Benevent, Capua und Salerno. Pandulf IV. wurde von Konrad in Capua ohne Bedenken in ſeiner Herrſchaft anerkannt; gern geſtattete auch der Kaiſer den tapferen normanniſchen Abenteurern Wohnſitze in ſeinem Reiche und widmete ſie dem Dienſte der langobardiſchen Fürſten, die von dieſem kriegeriſchen Geſchlecht unterſtützt, wie er hoffte, um ſo leichter den Angriffen der Araber und Griechen widerſtehen würden. In der That ſchien der Ehrgeiz Pandulfs und Weimars jetzt eine andere Richtung zu nehmen. Kurze Zeit darauf griff Pandulf Neapel an, verjagte den Sergius von dort und nahm die Stadt ein. Pandulf von Teano, ſeiner Haft entledigt, flüchtete ſich nach Rom, wo er als Verbannter nach einiger Zeit ſtarb.

Nur wenige Tage hatte Konrad in Campanien verweilt, da er auf alle Weiſe ſeine Rückkehr nach Deutſchland zu beſchleunigen ſuchte. An Rom vorübereilend, war er am 1. Mai bereits in Ravenna. Dann ſchlug er die Brennerſtraße ein und traf in den letzten Tagen des Mai wieder auf deutſcher Erde ein. Es ſpornten ihn beſorgliche Nachrichten, die er in der letzten Zeit von dem Ausbruch neuer Unruhen in Deutſchland erhalten hatte, zu ſolcher Eile.

Mit Staunen ſah die Mitwelt die raſchen und glänzenden Erfolge Konrads in Italien. Wenn Heinrich die Kaiſerkrone erſt im zwölften Jahre ſeiner Regierung gewonnen hatte, ſo war ſie Konrad ſchon im dritten zugefallen. Ueberall waren ſeine Feinde ihm erlegen, und ein Zuſtand innerer Sicherheit ſchien in dem Lande hergeſtellt, wie man ihn ſeit den Tagen Ottos I. nicht mehr gekannt hatte. So hatte in der Gegend von Fermo damals ein vornehmer Räuber, Graf Thaſſelgard, lange Zeit ein gewaltiges Unweſen getrieben. Nachdem er auch Konrads Nachſtellungen ſich mehrfach entzogen hatte, fiel er endlich doch in die Hände der Deutſchen. Erfreut hörte Konrad die Botſchaft, eilte ſelbſt, ſich Tag und Nacht nicht Ruhe gönnend, über zwanzig deutſche Meilen herbei, damit der gefährliche Menſch ihm nicht wieder entrinne. Als er deſſelben anſichtig wurde,

1027. brach er in die Worte aus: „Iſt das jener Löwe, welcher der Heerde Italiens ſo lange furchtbar war? Beim heiligen Kreuze des Herrn! er ſoll nicht ferner von meinem Brode zehren!“ Er ließ über Thaſſelgard die Fürſten zu Gericht ſitzen und ihn nach dem Spruche derſelben aufknüpfen. Als dies geſchehen war, ſagt Wippo, kehrten Ruhe und Friede wieder in Gegenden ein, wo man ſie lange kaum gekannt hatte.

So wunderbar ſchien Vielen das Glück, das Konrad in ſeinen erſten Regierungsjahren begünſtigte, daß ſie meinten, nicht ohne überirdiſche Kräfte bewältige er alle ihm widerſtrebenden Gewalten. Der Teufel, erzählt ein Zeitgenoſſe, ſei damals einem Kranken erſchienen und habe ihm Heilung zugeſagt, wenn er ihm ſeine Seele verſchriebe; zum Beweiſe ſeiner Macht habe er ſich aber darauf berufen, daß nur mit ſeiner Hülfe Kaiſer Konrad gelungen ſei, was noch kein Herrſcher vordem in ſo kurzer Zeit erreicht habe. Wie glückbringend Konrads Stern war, ſollten jetzt auch ſeine Widerſacher in Deutſchland erfahren.

Als der König vor Jahresfriſt Deutſchland verlaſſen hatte, waren die Unzufriedenen nicht ganz bewältigt geweſen, aber ihre Macht ſchien bereits ſo gebrochen, daß er ſie glaubte verachten zu können. Dennoch erhob ſich noch einmal zu gefahrdrohender Höhe der Aufſtand, und Herzog Ernſt, Giſelas Sohn, war es, der ihm neue Kräfte verlieh und die verglimmende Aſche zu hellem Brande anfachte.

So tief auch Ernſts Reue in Augsburg ſchien, ſie war nichts weniger als wahr und aufrichtig geweſen. Wenn bald der unſelige Zwieſpalt von Neuem ausbrach, ſo trug nicht Konrad die Schuld, der vielmehr ſeinem Stiefſohne vollſtändig verziehen und ihm ſogar ein ehrendes Vertrauen bewieſen hatte. Nicht allein, daß er ihn mit der reichen Abtei Kempten belehnte; er entließ ihn auch alsbald aus Italien nach ſeiner ſchwäbiſchen Heimath, weil er glaubte, Niemand ſei geeigneter, den Mismuth der Unzufriedenen zu beſänftigen, Niemand werde ſie leichter zur Pflicht zurückführen, als ſein Sohn. Aber übel lohnte Ernſt das Vertrauen des Vaters. Aufs Neue ſtand er binnen Kurzem mit ſeinen alten Freunden in hochverrätheriſchen Verbindungen, und kaum geſchah es, daß Biſchof Brun Deutſchland verließ, als in Schwaben und Baiern von Neuem der Aufſtand ausbrach. Offen griff Ernſt mit ſeinen Genoſſen abermals zu den Waffen. Graf Welf verheerte die Güter des Bisthums Augsburg,

nahm die Stadt ein und plünderte ſie ſammt dem biſchöflichen Schatz. 1027
Indeſſen überfiel Ernſt mit einer großen Schaar junger verwegener Leute den Elſaß, zerſtörte dort die Burgen eines Vetters des Kaiſers des Grafen Hugo von Dasburg, und warf ſich dann nach Burgund, wo er ſich auf einer Inſel bei Solothurn verſchanzte. Er rechnete auf den Beiſtand ſeines Oheims, des Königs Rudolfs; aber dieſer nöthigte aus Furcht vor dem Kaiſer alsbald ſeinen Neffen Burgund zu verlaſſen. Ernſt räumte das Land und zog nach der Gegend von Zürich ab. Hier befeſtigte er eine Burg, die ihm zum Anhalt für weitere Raubzüge diente, von denen beſonders die Klöſter St. Gallen und Reichenau ſchwer heimgeſucht wurden.

Viele begünſtigten, wenn ſie auch aus Furcht vor dem Kaiſer für Ernſt nicht offen die Waffen ergriffen, doch im Stillen auf alle Weiſe den Aufſtand. Zu ihnen gehörten ſelbſt die nächſten Verwandten des Kaiſers, wahrſcheinlich ſogar ſein einziger Bruder Gebhard. Vor Allem aber war Konrad der Jüngere mit ſeiner ganzen Sippe für Ernſt im Verborgenen thätig. Konrads Stiefvater, Herzog Friedrich, der jetzt im eigenen Namen die Verwaltung Oberlothringens leitete, ſtand der Empörung nahe, und Konrads Mutter Mathilde beſchickte, wie wir wiſſen, damals ſogar den Polenkönig, den erbitterſten Feind des Reichs und des Kaiſers. Sie wird es nicht allein gethan haben, um ihm jenes liturgiſche Buch zu überſenden, dem wir allein Kenntniß von dieſer Verbindung verdanken. Merkwürdig genug iſt der Brief Mathildens, welcher ſich dem Buche vorangeſchickt findet. Während der Kaiſer und das deutſche Volk Mieczislaw den angemaßten Königsnamen zum härteſten Vorwurf machten, begrüßt ihn Mathilde hier als den „unbeſiegteſten König,“ preiſt die Anfänge ſeines glorreichen Regiments und erhebt ſeinen Eifer für die chriſtliche Kirche bis in den Himmel. „Der Allmächtige,“ ſchließt ſie, „nach deſſen Beſtimmung du mit dem königlichen Diadem geſchmückt biſt; möge dir ein langes Leben und die Palme des Siegs gewähren, er möge dir größere Kraft verleihen, als deinen Feinden.“ Der ganze Brief iſt nichts als eine ſtets wiederholte Anerkennung der polniſchen Königskrone; man muß glauben, daß Konrad und die Seinen ſich dadurch den Beiſtand des Polen für ihre Abſichten erkaufen wollten.

Man ſieht, weit verzweigt war auch diesmal die Empörung gegen den Kaiſer; um ſo gefährlicher aber wurde ſie, als es das Unglück wollte, daß gerade damals der alte Herzog Heinrich von Baiern ſtarb, Biſchof Brun mit den treueſten Anhängern des Kaiſers in Italien verweilte, Biſchof Werner endlich, dem die Obhut Schwabens anver-

1027. traut war, ſich ſeiner Aufgabe keineswegs gewachſen zeigte. So hatten Ernſt und ſeine Genoſſen im oberen Deutſchland freies Spiel, bis der Kaiſer ſelbſt im Mai 1027 über die Alpen zurückkehrte.

Konrad nahm ſeinen Weg zunächſt nach Baiern. Kaum hatte er die baieriſche Erde betreten, ſo verfügte er auch ſchon über die Lehen des Grafen Welf als eines überwieſenen Hochverräthers. Die Grafſchaft deſſelben im Innthale mit den Päſſen von Seeben verlieh er dem Bisthum Brixen. In den letzten Tagen des Juni hielt er dann einen großen Landtag zu Regensburg, belehnte hier ſeinen kleinen Sohn Heinrich mit dem baieriſchen Herzogthum und ließ alle Güter und Einkünfte des Reichs in Baiern und der Mark Oeſtreich auf das Genaueſte feſtſtellen. Der Aufſtand in Baiern war ſogleich bei ſeinem Erſcheinen überall erſtorben; ruhig hinterließ er das Land, als er im Juli nach Schwaben, dem Hauptheerd der Empörung, ſeine Schritte lenkte.

Auch hier brach ſich die Macht des Aufſtands, ſobald ſich der Kaiſer zeigte. Nachdem er zu Augsburg mit Biſchof Brun und anderen ſeiner vertrauten Rathgeber eine Berathung gehalten hatte, berief er auf die letzten Tage des Juli einen Reichstag nach Ulm, um hier auf ſchwäbiſchem Boden über die Empörer Gericht zu halten. Herzog Ernſt und Graf Welf wurden vor das Gericht der Fürſten beſchieden. Sie erſchienen; aber nicht mit reuigem und demüthigem Herzen kam Herzog Ernſt, vielmehr glaubte er, vertrauend auf die große Zahl ſeiner wohlgerüſteten Vaſallen, mit dem Kaiſer als ſeines Gleichen zu verhandeln und, bliebe dies ohne Erfolg, gegen ihn das Waffenglück verſuchen zu können. Aber eine kurze Unterredung mit ſeinen Lehensmannen zeigte Ernſt ſofort, wie ſehr er ſich getäuſcht hatte. Obwohl er ſie auf das Eindringlichſte an ihren Lehnseid mahnte, ſie beſchwur ihn nicht in dieſer Noth zu verlaſſen und um ſein Herzogthum zu bringen; obwohl er ſie daran erinnerte, daß die Schwaben nach den Geſchichten der Väter immer in den Ruf unverbrüchlicher und ſtandhafter Treue gegen ihre Herren geſtanden hätten; obwohl er ihnen endlich ſelbſt die größten Belohnungen und ihrer Nachkommenſchaft die höchſten Ehren in Ausſicht ſtellte; ſeine Worte blieben doch ohne alle Wirkung, und er ſah ſich von ihnen völlig verlaſſen. Die Grafen Friedrich und Anſelm gaben ihm im Namen Aller Antwort. „Wir wollen nicht läugnen", ſprachen ſie, „daß wir dir Treue gegen Jedermann angelobt haben, nur nicht gegen den, der uns an dich übergab. Wären wir eigene Leute des Königs geweſen, und als ſolche dir überlaſſen, ſo dürften wir uns freilich allerwege

nicht von dir trennen. Jetzt aber, da wir freie Männer sind und da 1027.
der Kaiser und König der höchste Schutzherr unserer Freiheit auf Erden ist, büßen wir, wenn wir ihn verlassen, unsere Freiheit selbst ein, die ein wackerer Mann nur mit dem letzten Athemzuge aufgiebt. Deshalb sind wir bereit, dir zu gehorchen, so weit du Rechtliches und Ehrbares von uns begehrst. Verlangst du aber Anderes, so kehren wir als freie Männer zu dem zurück, der uns nur bedingungsweise an dich übergeben hat."

Bei solchen Gesinnungen seiner Vasallen sah Herzog Ernst keine Möglichkeit weiteren Widerstandes. Er ergab sich auf Gnade und Ungnade dem Kaiser, der ihn nach Giebichenstein bringen ließ, um ihn so aus Schwaben zu entfernen und von weiteren Empörungen abzuhalten; die Verwaltung Schwabens nahm der Kaiser damals selbst, wie es scheint, in die Hand. Auch Graf Welf unterwarf sich und wurde ebenfalls, nachdem er überdies dem Bisthum Augsburg vollen Schadenersatz hatte leisten müssen, auf einige Zeit in Haft gegeben. Ein ähnliches Schicksal traf auch mehrere andere Anhänger des Herzogs. Aber nicht alle unterwarfen sich sofort; der König mußte noch mehrere Burgen der Aufständigen in Schwaben angreifen und brechen. Am Längsten hielt sich die Kiburg unweit Zürich, eine starke Feste des Grafen Werner, der die Freundschaft seines jungen Herzogs höher anschlug, als die Gunst des mächtigen Kaisers. Drei Monate lang wurde die Burg vom Heere des Kaisers umschlossen gehalten, der sie endlich im Herbst persönlich einnahm, doch Werners selbst nicht habhaft werden konnte.

Als der Kaiser Schwaben beruhigt sah, begab er sich nach Franken, um hier seinen Vetter Konrad zur Rechenschaft zu ziehen, der durch sein mehr als zweideutiges Benehmen die Erhebung Ernsts vornehmlich gefördert hatte. Schwer mußte Konrad seine Betheiligung an dem Aufstande büßen; seine besten Burgen wurden gebrochen, seine Güter und Lehen eingezogen, er selbst in Haft gegeben. Sein Bruder Brun scheint erst damals in den geistlichen Stand getreten zu sein, den er schwerlich freiwillig erwählte. Zu derselben Zeit wurde auch des Kaisers einziger Bruder Gebhard die Tonsur zu nehmen genöthigt; wahrscheinlich hatte auch er an Ernsts Unternehmen Antheil gehabt. Gebhard, schon als Knabe dem geistlichen Stande geweiht und der Würzburger Kirche übergeben, hatte zum Jüngling gereift die Kutte abgeworfen und war in das weltliche Leben zurückgekehrt; jetzt mußte er seine Waffen niederlegen und aufs Neue in jene Knechtschaft zurückkehren, der er vor langen Jahren entronnen war. Es war

1027. der Wille des Kaisers und der Beschluß eines allgemeinen deutschen Concils, das sich am 23. September um den Kaiser zu Frankfurt versammelt hatte.

Der Mönch Wolfher, der Biograph des Bischofs Godhard von Hildesheim, hat uns ausführliche Nachrichten über die Verhandlungen dieses Concils hinterlassen. Er war selbst bei denselben zugegen und folgte ihnen mit Aufmerksamkeit; schon die äußere Ordnung der Versammlung machte auf ihn einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Auf den Stufen des Hochaltars hatte der Erzbischof Aribo, der die Verhandlungen leitete, seinen Sitz; zu seiner Rechten saßen die Bischöfe von Straßburg, Bamberg, Würzburg, Hildesheim und Worms, zur Linken die von Augsburg, Paderborn, Verden und Halberstadt. Ihm gegenüber auf der Abendseite des Chors war ein erhöhter Thron für den Kaiser aufgeschlagen, zu dessen Füßen der Herzog Adalbero von Kärnthen als sein Schwerdtträger saß; zur Rechten des Kaisers waren die Sitze für den Erzbischof Piligrim von Köln und dessen Suffragane, die Bischöfe von Minden, Münster und Utrecht, zur Linken des Throns saß Erzbischof Hunfried von Magdeburg mit seinen Suffraganen, den Bischöfen von Zeiz, Merseburg, Brandenburg und Meißen. Auf der Südseite des Chors fanden die Bischöfe, deren Metropoliten nicht anwesend waren, die Bischöfe von Verdun, Mantua, Oldenburg und Schleswig ihren Platz; auf der Nordseite endlich die Aebte, an ihrer Spitze die von Fulda und Hersfeld. In der Mitte des Kreises hatten die kaiserlichen Kapläne und einige den Bischöfen vertraute Kleriker und Mönche ihre Sitze erhalten. Die Laien waren Anfangs von den Verhandlungen ausgeschlossen; als sie dann später zugelassen wurden, mußten sie sich im Rücken der Bischöfe aufstellen. Zwei Tage lang saß das Concil und berieth verschiedene kirchliche Angelegenheiten, unter denen besonders die Gandersheimer Sache abermals die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Noch immer hatte sich Aribo nicht gefügt; trotz der Entscheidung des Kaisers und der Synode zu Grona hatte er neue Amtshandlungen in Gandersheim vorgenommen, denen sich jedoch Bischof Godhard, durch ausdrückliche Anweisung des Königs bestimmt, auf das Nachdrücklichste widersetzte. Als so der alte Kampf von Neuem entzündet war, hatte Aribo die Abwesenheit des Königs zu benutzen gesucht, um auf einer Synode zu Seligenstadt (20. September 1026) eine ihm günstigere Entscheidung herbeizuführen; aber alle seine Bestrebungen scheiterten an der Zaghaftigkeit der Bischöfe in Abwesenheit des Königs eine so oft verhandelte und ihm selbst wichtige Sache zu entscheiden. Jetzt in

Konrads Gegenwart wurde ſie abermals zur Erwägung geſtellt, aber 1027.
auch diesmal zu Gunſten Godhards entſchieden. Immer deutlicher mußte Aribo empfinden, wie tief ſein Einfluß geſunken ſei. Auch in der Angelegenheit des Grafen Otto von Hammerſtein, die er vor dem Concil noch einmal zur Sprache brachte, gelang es ihm nicht, eine ſchließliche Entſcheidung herbeizuführen.

Bis zu dem December verweilte der Kaiſer in Franken, wo er meiſt in der alten Königsburg zu Tribur Hof hielt. Dann begab er ſich nach dem oberen Lothringen. So unzuverläſſig ſich auch Herzog Friedrich in den letzten Wirren gezeigt hatte, ſo entging er doch einer Beſtrafung; das Schickſal ſeiner Freunde mochte hinreichend ſcheinen, um ihn für die Zukunft zu warnen. Am 9. December war der Kaiſer zu Toul, um der Weihe des neuen Biſchofs, eines nahen Verwandten ſeines Hauſes, beizuwohnen. Der neue Biſchof war der junge Brun, der Sohn des Grafen Hugo von Dasburg, eines Vetters des Kaiſers; Niemand ahnte wohl, welche hervorragende Rolle dieſem jungen Mann in der Weltgeſchichte beſtimmt war. Gegen Weihnachten wandte ſich der Kaiſer nach dem niederen Lothringen, wo er das Weihnachtsfeſt zu Lüttich beging. —

Durch Entſchloſſenheit und unermüdliche Thätigkeit hatte Konrad alle ſeine Gegner in Italien und Deutſchland beſiegt. Jede Auflehnung gegen ſeinen Willen hat nur dazu gedient, ſeine Macht zu befeſtigen und zu heben. Nicht allein, daß Konrad bereits in ſeinen Reichen dieſſeits und jenſeits der Alpen vollſtändig Herr war; ſchon war auch ihm und ſeinem Sohne die Nachfolge in Burgund auf das Feſteſte verbürgt, obſchon er einen unantaſtbaren Erbanſpruch an dieſes Reich kaum zu begründen vermochte. Als Kaiſer Konrad nehmlich im Auguſt dieſes Jahres durch Schwaben zog, war er mit König Rudolf zu Muttenz bei Baſel abermals zuſammengetroffen. Vereint waren darauf die beiden Herrſcher nach Baſel gegangen und hatten hier einen Vertrag geſchloſſen, in dem nicht nur dem Kaiſer und ſeinem Sohne Heinrich die Nachfolge im burgundiſchen Reiche geſichert wurde, ſondern auch König Rudolf ſofort einen gewiſſen Antheil am Regiment dem Kaiſer einräumte, der ſchon von dieſer Zeit an ſeine Regierungsjahre im burgundiſchen Reiche zu zählen pflegte; nach Rudolfs Tode ſollte Burgund einen untrennbaren Beſtandtheil des Kaiſerreichs bilden. Dieſer Vertrag ſchloß einen unermeßlichen Gewinn für das Reich in ſich, den man beſonders der Klugheit der Kaiſerin Giſela, der Nichte König Rudolfs, zu danken hatte.

Wie hoch ſchon damals die Macht des Kaiſers geſtiegen war,

1028. zeigte sich der Welt am Deutlichsten durch den feierlichen Act, der dem jungen Sohn des Kaisers die bereits verbürgte Nachfolge in dessen
14 April. Reichen unumstößlich sicherte. Am Osterfest d. J. 1028 wurde der elfjährige Heinrich nach dem Willen des Kaisers und der Fürsten zum König gesalbt und gekrönt. Es geschah nicht zu Mainz, sondern an der durch das alte Herkommen geweihten Stelle im Münster zu Achen; die Krönung verrichtete der Erzbischof von Köln, der durch Giselas Krönung sich und seinem Stuhl dieses lange bestrittene Recht gesichert hatte. Das war das wichtigste, das glänzendste Resultat der glückreichen Unternehmungen Konrads, daß er schon im fünften Jahre seiner Regierung seinem Hause die Nachfolge im Reiche unantastbar verbürgen konnte. Nach einem halben Jahrhundert war zum erstenmal wieder die Thronfolge im Voraus gesichert. Mit der Gewißheit derselben gewann naturgemäß das Königthum unermeßlich an Kraft und Vertrauen; mit derselben mehrten sich aber auch im deutschen Volke die Hoffnungen auf eine ruhigere Entwickelung der Dinge im Innern, und eröffneten sich ihm zugleich die lockendsten Aussichten auf die Befestigung seiner weltbeherrschenden Stellung. Die Zukunft leuchtete beruhigend in die bewegte Gegenwart hinein, wie lichte Wolken am fernen Horizonte bei Gewitterstürmen.

3.

Die Kämpfe um die Erbschaft Boleslaw Chrobrys.

Während Konrad Italien gewann, war der Kampf um das große Erbe Boleslaw Chrobrys entbrannt; er tobte fort und hielt den ganzen Osten Europas in kriegerischer Bewegung. So sehr auch Mieczislaw, der sehr mit Unrecht „der Faule" genannt ist, die Rührigkeit und den Ehrgeiz seines großen Vaters besaß, so fehlte ihm doch dessen erfinderischer Geist und nachhaltige Kraft, um das gewaltige Reich zusammenzuhalten. Bald sah er sich von allen Seiten angegriffen; von den Dänen im Norden, den Ungern im Süden, den Russen, zu denen sich sein Bruder Otto-Bespriem geflüchtet hatte, im Osten. So vielen Feinden zeigte sich Mieczislaw in keiner Weise ge-

wachsen; eine Eroberung seines Vaters nach der andern mußte er da- 1028.
hinschwinden sehen.

Diesen Kämpfen gegenüber konnte sich der Kaiser nicht mehr theilnahmlos verhalten und begab sich deshalb im Frühjahr 1028 nach Sachsen. Wir wissen, wie er sich mit dem Opfer der Mark Schleswig die Freundschaft Knuds und den Beistand der Dänen gegen die Polen erkauft hatte; ohne Zweifel hatte er es daher mit innerer Befriedigung gesehen, daß es Knud gelungen war, die Pommern, Ermländer und Samländer zu unterjochen und sich tributpflichtig zu machen. Es waren heidnische Völker, die sich einst Boleslaw mit den Waffen unterworfen, deren Länder nie dem deutschen Reiche angehört hatten und auf die Konrad keinen Anspruch begründen konnte. Anders war es mit den Eroberungen Stephans des Heiligen, der nicht allein seine früheren Besitzungen wiedergewonnen, sondern die Polen auch aus dem größten Theile Mährens verdrängt hatte, eines Landes, das man von jeher als ein Lehen des deutschen Reiches angesehen hatte. Stephan zeigte aber nicht die geringste Neigung, ein Lehnsmann des deutschen Reichs zu werden; seine nahen Beziehungen zum Reiche hatten sich überdies seit dem Tode seines kaiserlichen Schwagers gelöst, und schon im Herbste des verflossenen Jahres hatte sich gezeigt, wie wenig er Konrad traute. Als dieser nehmlich damals den Bischof Werner von Straßburg als seinen Gesandten nach Constantinopel schickte und der Bischof seinen Weg durch Ungern nehmen wollte, verweigerte ihm König Stephan beharrlich den Durchzug. Obwohl der Bischof vorgab, als Pilger nach dem gelobten Lande zu ziehen, — und Pilgern hatte das Land des frommen Königs noch immer offen gestanden — mistraute Stephan doch mit Recht einem Büßer, der mit dem stattlichsten Gefolge, großen Heerden von Hausthieren und allem Luxus des weltlichen Lebens auszog. Werner mußte den Weg über Venedig nehmen und gelangte erst nach einer sehr gefahrvollen Seefahrt an das Ziel seiner Reise. Seitdem spannte sich das Verhältniß des Kaisers mit dem Ungern mehr und mehr; in der baierschen Ostmark wurde es wieder lebendig.

Ein neuer Ungernkrieg war dem Ausbruche nahe; aber um so weniger konnte Konrad jetzt an die Ausführung desselben denken, als er sich selbst bereits von Seiten des Polen angegriffen sah. Kaum hatte sich Miecislaw seiner nächsten Feinde entledigt, als er im Jahre 1028 unerwartet die Waffen gegen den Kaiser ergriff, die sächsischen Marken verheerend durchzog und in das Land der Liutizen, der alten Feinde seines Vaters, einfiel. Fast unter den Augen des Kaisers ge-

1028. schah der verwegene Beutezug, der eine gebührende Vergeltung herausforderte; zum Ueberfluß erschienen noch Gesandte der Liutizen vor Konrad, als er im October zu Pöhlde Hof hielt, forderten dringend zu einem Polenkriege auf und versprachen zu demselben ihre Hülfe. So wurde denn ein großer Zug gegen Polen auf den nächsten Sommer beschlossen, und kriegerische Rüstungen zu demselben erfüllten das Reich.

1029. Der König begab sich im Anfange des neuen Jahres nach Baiern, unfraglich aufs Neue die ungerschen Angelegenheiten ernst in das Auge fassend, die sich vollends nach dem Tode Bruns von Augsburg verwickeln mußten. Am 6. April starb dieser Bischof, der eine so einflußreiche Rolle im Reiche gespielt hatte und bisher die geeignetste Mittelsperson zwischen seinem ungerschen Schwager und dem Kaiser gewesen war. Sein Tod schien das Signal zum Ausbruch des lange drohenden Krieges zu sein. An den Grenzen kam es sogleich zu blutigen Händeln; mehr durch die Schuld der Deutschen als der Ungern, obwohl diese herausgefordert bald ihrer alten Raubluft den Zügel schießen ließen. Konrad, zu gleicher Zeit den Angriffen der Polen und der Ungern ausgesetzt, bedurfte tüchtiger und verläßlicher Bundesgenossen; sie boten sich ihm von selbst in den Böhmen dar, die einen alten Anspruch auf Mähren hatten und geborene Feinde wie der Polen so der Magyaren waren. Wenn auch von dem unzuverlässigen und erbärmlichen Herzog Udalrich Nichts zu erwarten war, so erblühte ihm doch ein ausgezeichneter Sohn, der nach ruhmreichen Thaten dürstete. Auf diesen richtete der Kaiser seinen Blick und fand in ihm seinen Mann. Es war Bretislaw, die letzte Hoffnung des dem Aussterben nahen Geschlechts der Premysliden, ein frischer Sproß an diesem verdorrten Stamme. Nicht aus einer ebenbürtigen Ehe Udalrichs geboren, der Sohn der schönen Bozena, der Tochter eines böhmischen Freisassen, war Bretislaw im Stillen erwachsen; aber es regte sich in ihm ein hoher fürstlicher Geist und der Trieb, den Flecken seiner Geburt durch persönliche Auszeichnung vergessen zu machen. Es lag ihm am Herzen, sein schwer gebeugtes Vaterland aufzurichten, und in den Ungern und Polen sah er die nächsten und härtesten Dränger desselben, die er nur im engsten Anschluß an die Deutschen zu überwinden hoffen konnte. So ergab er sich dem Kaiser und suchte geflissentlich dessen Nähe auf. Auch sein Herz fesselte ihn an die Deutschen. Seine Liebe war Judith, die Schwester des Markgrafen Otto von Schweinfurt, von deren Schönheit und Geist er Wunderdinge vernommen hatte.

Bretislaw entsprach den Erwartungen, die der Kaiser von ihm ge- 1029.
hegt hatte, auf das Beste. Nachdem der junge Böhmenfürst von seinem Vater die Erlaubniß zum Kriege und ein Heer erhalten hatte, brach er im Jahre 1029 in Mähren ein. Der Sieg war mit ihm; gleich beim ersten Sturme verjagte er überall die Ungern und Polen und gewann Mähren den Böhmen wieder. In dem seit mehr als hundert Jahren unabläſſig umstrittenen und fast in eine Einöde verwandelten Lande schaffte er Ordnung und weckte neues Leben. Er baute die alten Burgen auf und legte an der polnischen und ungerschen Grenze neue Festen an. Ueberall setzte er Castellane ein und gab dem Lande eine ähnliche Verfassung, wie Boleslaw Chrobry dem Reiche der Polen. Auch an kirchlichem Eifer stellte er sich dem großen Polenfürsten zur Seite. Die verfallenen Kirchen Mährens wurden hergestellt, reichlich ausgestattet und dem Bisthum Prag untergeben. „Ich weinte," sagt er in einer Urkunde, „und war im tiefsten Herzen bewegt, als ich jene heiligen Stätten, an denen hier einst das Christenthum begonnen hatte, in Staub und Asche liegen, als ich sie geplündert und entweiht sah, und ich gelobte mir heilig, alle Beute von dem Volke, das sie zerstörte, zu ihrem Aufbau und ihrer Ausstattung zu verwenden." Seit der Eroberung des Landes nannte sich Bretislaw Herzog von Mähren; er war es als Lehnsmann zugleich seines Vaters und des deutschen Kaisers. Und kaum sah er sich in dem Besitz dieses Herzogthums, als er auch die deutsche Jungfrau, der sein Herz gehörte, heimzuführen eilte. Die Bedenklichkeiten der Eltern fürchtend, die dem Sohn der Bozena ihr Kind verweigern konnten, entführte er Judith aus dem Kloster zu Schweinfurt, wo sie erzogen wurde. Heimlich schlich er sich, wie erzählt wird, mit einigen Gefährten eines Abends in das Kloster, bemächtigte sich der Geliebten und trug die schöne Beute auf starken Armen fort. Beim ersten Lärm sperrte man ihm das Klosterthor; er aber durchhieb mit seinem Schwerdte das dicke Tau, das es schloß, bahnte sich Weg in das Freie und eilte auf feurigem Rosse mit der Jungfrau spornstreichs von dannen. Er führte das deutsche Fürstenkind erst seinem Vater zu, dann kehrte er frohlockend nach Olmütz zurück, wo er der schönen Judith als seiner Gemahlin und Herzogin Mährens huldigen ließ.

Mit geringerem Glück als der junge Böhmenfürst hatte indessen der Kaiser gegen die Polen gekämpft. Nachdem er den Anfang des Sommers in Franken verlebt hatte, war er im Spätsommer nach Sachsen gekommen und hatte sich an die Spitze eines gewaltigen Heeres gestellt, das bei Leitzkau versammelt war. Der Zug wurde ange-

1029. treten, aber gleich im Beginn des Kriegs sahen die Deutschen sich in die größten Gefahren versetzt. Das Heer gerieth in Wälder, Moräste und unbebaute Gegenden; da brach unter dem zahlreichen Volke die furchtbarste Hungersnoth aus. Der Kaiser war zur Umkehr genöthigt und begnügte sich Bautzen zu belagern, in dem sich eine polnische Besatzung befand. Aber auch dieses Unternehmen gab er nach kurzer Zeit auf. Im hohen Grade entmuthigt und geschwächt kehrte das Heer im Herbst nach Sachsen zurück, ohne sich nur mit den Polen im Kampfe gemessen zu haben.

1030. Das Misgeschick des deutschen Heeres steigerte die Verwegenheit Mieczislaws auf das Höchste. Als er bald darauf Kunde erhielt, Markgraf Thietmar sei gestorben und die Ostmark für den Augenblick unvertheidigt, stürmte er mitten im Winter mit Windeseile gegen die deutschen Grenzen an. Sein Wegweiser war ein deutscher Verräther, Siegfried, der Sohn des im Jahre 993 verstorbenen Markgrafen Hodo, ein dem Kloster Nienburg entlaufener Mönch. Auch andere landesflüchtige und abenteuernde Deutsche befanden sich im polnischen Heere, das mit furchtbarer Gewalt, wie die Meeresfluth über die Dämme stürzt, sich über das ganze Eibland bis zur Saale ergoß. Eine entsetzliche Verwüstung richteten die Polen hier an. Mehr als hundert Dörfer wurden geplündert und eingeäschert, viele Tausende mit dem Schwerdte erwürgt; auch der Greise, Weiber und Kinder wurde nicht geschont; gegen zehntausend Deutsche sah man in die Gefangenschaft geschleppt, unter ihnen den Bischof von Brandenburg. Der Bischof von Zeiz hatte sich geflüchtet, aber seine Kirche und ihre Güter wurden dergestalt verwüstet, daß man an der Herstellung des Bisthums verzweifelte. Das geschah im Januar des Jahrs 1030. Ein so panischer Schrecken hatte die Deutschen ergriffen, daß Niemand einen Widerstand wagte, bis endlich ein Graf Dietrich in Eile eine bewaffnete Schaar zusammenraffte, die heimkehrenden Polen überfiel und ihnen einige Verluste beibrachte.

Die Nachricht von diesen ebenso gräßlichen als schmachvollen Vorgängen erreichte den Kaiser in den rheinischen Gegenden. Nur unter Flüchen und Verwünschungen nannte man den Namen des Polen. Wie kann sich, fragte man, der einen Jünger des Herrn nennen, der ein christliches Volk so grausam heimsucht, die Tempel des Herrn mit barbarischer Grausamkeit zerstört? Die Stimme ganz Sachsens verlangte die blutigste Vergeltung, und Niemand war weniger der Mann, der sich ungestraft verhöhnen ließ, als Kaiser Konrad. Aber dennoch mußte er einen neuen Angriff auf Polen für den Au-

genblick verschieben, da er bereits in dem ganzen Reiche gegen König 1030.
Stephan rüsten ließ. Nachdem er das Osterfest in Ingelheim begangen hatte, ging er in die Saalegegenden, wo er das Pfingstfest zu Merseburg feierte, ohne Zweifel, um gegen einen neuen Einfall der Polen Vorkehrungen zu treffen. Gleich darauf eröffnete er aber in Person den ungerschen Krieg mit einem ungemein starken Ritterheere, zu dem er sogar die Großen aus den entferntesten Gegenden Lothringens entboten hatte.

Es war der erste große Angriff des gesammten Reichs auf das Ungerland, und mit großer Besorgniß sah ihm König Stephan entgegen. Aber, wie er seine Sache als die gerechte erkannte, vertraute er sie mit frommer Seele dem Schutze des Allmächtigen. Fasten und Gebete ließ er in seinem ganzen Reiche anstellen und erwartete gefaßt das Anrücken des Kaisers. Dieser zog im Sommer mit seinem Heere an der Donau hinunter und kam bis an die Mündung der Raab. Der Weg führte durch dichte, unzugängliche Waldungen; öfters wurde der Marsch durch Sümpfe und breite Ströme gehemmt; nirgends fand man bebaute Gegenden und wie in dem polnischen Kriege brach auch hier unter den gewaltigen Heeresmassen, die den Kaiser begleiteten, nach kurzer Zeit eine furchtbare Hungersnoth aus. Unüberwindliche Schwierigkeiten umgaben das Heer auf allen Seiten, ehe es noch des Feindes ansichtig wurde. Man mußte sich zur Rückkehr entschließen, und obwohl gleichzeitig der tapfere Bretislaw von Mähren aus in Ungern eingefallen und siegreich bis Gran vorgedrungen war, scheiterte doch auch dieses sorgfältig vorbereite Unternehmen des Kaisers auf die kläglichste Weise. Wie durch ein Wunder sah sich König Stephan von der drohendsten Gefahr befreit und konnte nun ohne erhebliche Fährlichkeiten den Krieg an der Grenze fortsetzen. Dieser Grenzkrieg dauerte bis in das folgende Jahr fort, wo Stephan an den jungen König Heinrich, der nach Bruns Tode der Leitung des Bischofs Engelbert von Freisingen übergeben war, Gesandte schickte und Frieden nachsuchte. König Heinrich gewährte ihn dem Könige auf den Rath der baierschen Großen, selbst ohne Willen des Vaters. Wippo, der Lobredner Konrads, rühmt dennoch die Weisheit des königlichen Knaben, der einem ungerecht beleidigten Fürsten, als er um Frieden bat, denselben nicht habe verweigern wollen.

Das Glück, das bisher den Kaiser so treu beigestanden hatte, schien ihn jetzt seine Laune um so bitterer empfinden zu lassen. Denn nicht genug, daß sich zwei höchst unglückliche Kriegszüge unmittelbar

1030. gefolgt waren; schon hatte auch Herzog Ernst aufs Neue die Waffen der Empörung ergriffen.

Die dritte Empörung und das Ende Herzog Ernsts von Schwaben.

So streng die Bestrafung Herzog Ernsts und seiner Genossen gewesen war, so hatte der Kaiser doch nicht lange ein unversöhnliches Gemüth gezeigt. Graf Welf war nach kurzer Zeit von der Haft befreit und in seine Lehen und Würden wieder eingesetzt worden. Auch des Kaisers Vetter Konrad war in Freiheit gesetzt und hatte am Hofe eine ehrenvolle Stellung erlangt; Konrads Bruder Brun war zu dem einflußreichen und gewinnreichen Amt eines Kanzlers für Italien erhoben worden. Zuletzt war auch Herzog Ernst seiner Haft auf Giebichenstein entlassen und am 20. Mai 1029 sogar mit dem Herzogthum Baiern belehnt worden, das dem Namen nach der junge Heinrich bisher verwaltet hatte. Offenbar wollte der Kaiser seinem Stiefsohne das Herzogthum Schwaben nicht zurückgeben, um ihn von seinen alten Verbindungen zu trennen; und um so mehr schien dies gerechtfertigt, als Graf Werner von Kiburg noch immer auf freiem Fuße stand und das Land durch abenteuernde Züge beunruhigte. Aber sei es nun, daß die ungerschen Wirren bald darauf es dem Kaiser bedenklich machten, das wichtige Baierland seinem Stiefsohne zu übergeben, sei es daß die baierschen Großen von Heinrich nicht lassen wollten, Ernst gelangte nicht zu der Einsetzung in das baiersche Herzogthum; der Kaiser entschloß sich vielmehr ihn aufs Neue mit Schwaben zu belehnen. Ostern 1030 bot er zu Ingelheim Ernst sein altes Herzogthum unter der einzigen Bedingung an, daß er eidlich gelobe, Werner von Kiburg als einen Reichsfeind mit seiner ganzen Macht zu verfolgen. Aber Ernst verweigerte ein solches Gelöbniß gegen einen alten treuen Freund zu leisten und verließ, schon durch die Zumuthung im höchsten Maaße erbittert, mit einigen seiner Anhänger ungestüm und trotzig den Hof. Des Kaisers Nachsicht war erschöpft; die ganze Härte seiner strengen Natur trat an den Tag. Er entkleidete für immer Ernst des Herzogthums Schwaben, mit welchem er dessen unmündigen Bruder Hermann belehnte, sprach über ihn als einen Feind des Vaterlandes die Reichsacht aus und ließ nach dem übereinstimmenden Spruch der Fürsten über ihn und alle seine Genossen von den versammelten Bischöfen den Bann der Kirche verhängen, indem er zugleich alle Güter der Rebellen für das Reich einzog. Selbst die Kaiserin gab den übelberathenen Sohn auf; sie gelobte feierlich in Gegenwart der Für-

ſten, niemals zu rächen, was ihrem Kinde widerfahren würde, Nie- 1030.
mandem zu grollen, der an Ernſt Hand legen ſollte.

Herzog Ernſt, vogelfrei wie er war, verlaſſen von Vater und Mutter, eilte zu Werner von Kiburg, ſeinem einzigen treuen Freunde, jetzt in der äußerſten Noth ſeinem letzten Troſt und ſeiner letzten Hoffnung. Mit ihm und einigen anderen Anhängern flüchtete er ſich zu dem Grafen Odo von der Champagne, dem Vetter Giſelas, der ſich durch den Baſeler Vertrag ebenfalls um ſeine Anſprüche auf das burgundiſche Erbe betrogen ſah. Um ſo eher hoffte er Odo zum Kampf gegen den Kaiſer bewegen zu können; aber er hatte ſich dennoch getäuſcht. Da kehrte er mit ſeinen Genoſſen nach Schwaben zurück; vielleicht daß ſich die Schwaben ihres angeſtammten Fürſten jetzt in ſeinem tiefſten Elend erbarmen würden. Aber auch hierin hatte er ſich betrogen; von allen Seiten von den kaiſerlichen Vaſallen bedrängt, blieb ihm zuletzt Nichts übrig, als ſich in die ödeſten Gegenden und Schluchten des Schwarzwalds zurückzuziehen. Hier auf einer ſteilen Felſenburg, der Falkenſtein genannt, deren Trümmer man noch jetzt unweit Schrimberg ſieht, ſetzte er ſich feſt, die Augen der Welt meidend, wie die Eule das Licht des Tages. Einige Monate friſtete er hier noch durch Raub und Plünderung ſein und ſeiner Genoſſen unglückliches Leben.

Indeſſen waren die kaiſerlichen Vaſallen unter Biſchof Warmann von Koſtnitz dem, derzeitigen Verweſer Schwabens für den jungen Herzog Hermann, auf ſeine Fährte gekommen. Es gelang ihnen endlich ſich der beſten Roſſe der Aufſtändigen auf der Weide durch einen heimlichen Ueberfall zu bemächtigen und ſo ihnen ſelbſt die Flucht zu erſchweren. Ernſt ſah ſeinen Untergang vor Augen, aber lieber wollte er tapfer ſterben als ſchmachvoll verderben. Er beſchloß den Falkenſtein zu verlaſſen. So gut es gehen wollte, machte er ſich und die Seinigen beritten; ſodann brachen ſie tollkühn aus der Burg hervor und warfen ſich vom Schwarzwald in die nach Morgen liegende Ebene, welche man die Baar nennt. Hier trafen ſie auf die Spuren eines Lagers, das erſt in der letzten Nacht verlaſſen war. Sie ſahen, ihre Häſcher waren nahe; es war eine Zahl kaiſerlicher Vaſallen, vom Grafen Mangold geführt. Von wilder Kampfesluſt entflammt, ſtürmte Ernſt ihren Spuren nach; aber ſchon zog auch Mangold ihm ſtreitgerüſtet entgegen. Schnell gerathen ſie aneinander, und es entſpinnt ſich der heißeſte Kampf. Hier entflammt Wuth, Trotz, Vermeſſenheit die Herzen, dort der Ruhm und die ſichere Ausſicht auf reichen Lohn. Mit Löwenmuth kämpft man auf beiden Seiten; Ver-

1030 luſt und Gewinn ſchwankt lange; endlich entſcheidet ſich der Sieg für die weitüberlegene Zahl der Kaiſerlichen. Aber ſo theuer wie möglich verkaufen Ernſt und die Seinen ihr Leben im letzten verzweifelten Kampfe; mit entſetzlicher Wuth führen ſie noch einmal ihre Schwerdter gegen die Feinde und ſtrecken ſie haufenweis nieder. Da fällt Ernſt, mit ihm ſein Freund Werner, mit ihm faſt alle ſeine Genoſſen. Aber auch Graf Mangold und mit ihm eine große Zahl der Kaiſerlichen bedeckten den Platz. — So fand der Babenberger Ernſt, Giſelas Sohn, am 17. Auguſt 1030 ein unglückliches Ende. Als der Kaiſer die Kunde erhielt, ſoll er geſagt haben: „Biſſige Hunde haben ſelten Junge.“ Ernſt ſtarb ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen. Seine Leiche wurde nach Koſtnitz gebracht, dort nach der Löſung des Bannes Anfangs in der Marienkirche beſtattet, ſpäter aber in der Familiengruft der Babenberger zu Roßſtall in Franken beigeſetzt. Graf Mangold fand ſein Grab in dem Kloſter Reichenau.

Das traurige Ende des hochgeſtellten Jünglings machte auf die Mitwelt den tiefſten Eindruck. Selbſt die Einſichtigen, die Ernſts Auflehnung ſchwer beklagten, wurden durch ſeine Freundestreue und ſein muthvolles Ende gerührt. Das deutſche Volk, von Alters her geneigt, jedes Anringen gegen die Uebermacht fürſtlicher Allgewalt als ein ruhmwürdiges Trachten nach alt angeborener Mannesfreiheit und Selbſtſtändigkeit zu preiſen, beſang Ernſts Kampf mit dem Kaiſer in lange nachhallenden Liedern. Obſchon dieſer Kampf nur gleichſam ein ſchwaches Nachbild jenes großen weltgeſchichtlichen Kriegs Ottos I. mit ſeinem Sohne Liudolf iſt, bietet er doch manche auffallende Vergleichungspunkte mit jenem dar; ſchon früh verſchmolzen ſich deshalb die Lieder von Ernſt mit denen, die man noch von Liudolf ſang. Ein Heldengedicht bildete ſich aus, in dem Ernſt und Liudolf zu einer Perſon verwuchſen und welches dann ſpäter die Zeit der Kreuzzüge noch mit den bunten Fabeln des Orients ſchmückte. So entſtand jenes ſeltſame Buch von Herzog Ernſt, das in den verſchiedenſten Bearbeitungen von dem deutſchen Volke Jahrhunderte lang begierig geleſen iſt und den Namen des unglücklichen Jünglings unter demſelben länger erhalten hat, als das Andenken vieler um das Vaterland hochverdienter Helden.

Für den Kaiſer war Ernſts Untergang unfehlbar ein überaus günſtiges Ereigniß; nach langer Zeit das erſte Zeichen, daß ihm das Glück nicht gänzlich den Rücken gewandt habe. Aber noch war die Schmach des deutſchen Namens an den Polen nicht gerächt, noch trug

zum Hohn des Kaisers Miecziſlaw die Königskrone, und es ſchien 1030
faſt, als ob Konrad, durch üble Erfahrungen entmuthigt, einen neuen Kriegszug gegen den Polen aufgegeben habe. Denn ruhig verlebte Konrad den Herbſt des Jahres 1030 in Franken, feierte dann das Weihnachtsfeſt in Sachſen zu Paderborn und kehrte gegen Oſtern in 1031.
die rheiniſchen Gegenden zurück, wo er bis zum Spätſommer verweilte. Aber in der That hatte er den polniſchen Krieg nie aus den Augen verloren und mit großer Umſicht Alles zu einem Unternehmen vorbereitet, das eines günſtigeren Erfolges gewiß ſchien. Otto-Bezbriem, der Bruder Miecziſlaws, hatte ſich bis dahin bei den Ruſſen aufgehalten. Wenn dieſe auch die Waffen gegen Polen ergriffen und um das Jahr 1030 die tſcherweniſchen Städte wieder in Beſitz genommen hatten, ſcheinen ſie doch zu der Zurückführung Bezbriems wenig Bereitwilligwilligkeit gezeigt zu haben. Bezbriem, ihnen mistrauend, erbot ſich deshalb jetzt Konrad zur Dienſtpflicht, wenn er ihm Beiſtand gegen ſeinen Bruder zu leiſten verſpräche. Willig nahm der Kaiſer dieſes Anerbieten an und beſchloß mit den Geſandten des vertriebenen Fürſten, daß Bezbriem vom Oſten in das Land ſeines Bruders zu derſelben Zeit einfallen ſolle, wo er, der Kaiſer, vom Weſten her Polen mit einem neuen Krieg überziehen würde. Der Herbſt d. J. 1031 wurde zur Ausführung des Unternehmens beſtimmt.

Der Kaiſer war hinreichend belehrt, wie beſchwerlich die Kriegsführung mit großen Heeren in den öſtlichen Gegenden ſei; nur mit einer kleinen Streitmacht, die er leichter verpflegen und in aller Stille zuſammenbringen konnte, beſchloß er deshalb diesmal den Polen anzugreifen. Am 16. September war er in Belgern an der Elbe; unmittelbar darauf ging er über den Fluß und drang durch die Lauſitz in Polen ein. Völlig unvorbereitet wurde Miecziſlaw überfallen. Er verſuchte zwar noch eine Zeitlang mit unzureichender Heeresmacht dem Kaiſer Widerſtand zu leiſten; da er aber gleichzeitig von den Abſichten Bezbriems Kunde bekam, hielt er es doch für das Gerathenſte Friede zu ſchließen, ſelbſt auf ſo ungünſtige Bedingungen, als er erhielt. Denn er gab nicht allein die ganze Beute des vorigen Jahrs mit allen Gefangenen heraus, ſondern entſagte auch den Marken, die einſt ſein Vater erobert und vom Reiche zu Lehen erhalten hatte. So kam die Niederlauſitz wieder an die ſächſiſche Oſtmark zurück, mit der damals, da Odo, des Markgrafen Thietmar Sohn, bald nach dem Vater ohne männliche Nachkommenſchaft geſtorben war, Graf Dietrich, der Ahnherr des Hauſes Wettin, vom Kaiſer belehnt wurde. Die Oberlauſitz oder das Milzenerland fiel dagegen an die Mark Meißen

1031. zurück, seit dem kürzlich erfolgten Tode seines Bruders Hermann von dem tapferen Markgrafen Eckard verwaltet, der seitdem alle Reichslehen seines Vaters in Thüringen und in den Marken abermals vereinigt hielt. Die Herrschaft der Polen im Wendenlande war an ihr Ende gediehen; jene Marken, die Heinrich II. an Boleslaw Chrobry hatte überlassen müssen, kamen unverkürzt an die Deutschen zurück. Man sorgte dafür, die von so vielen verheerenden Kriegszügen hart mitgenommenen Länder wieder in leidlichen Stand zu setzen. Das Bisthum Zeiz wurde in Naumburg an der Saale hergestellt, wo es dann dauernd seinen Sitz behalten hat.

Durch seinen schimpflichen Frieden mit dem Kaiser hatte sich Mieczislaw vor Allem vor dem Angriffe seines Bruders zu schützen gesucht. Aber umsonst. Bezbriem, der sich durch das Abkommen der Deutschen mit seinem Bruder nicht gebunden hielt, fiel wenige Wochen nachher dennoch in Polen ein, und so tief war hier durch den Frieden das Ansehen Mieczislaws gesunken, daß er sogleich, an jedem Widerstande verzweifelnd, die Flucht nach Böhmen ergriff. Herzog Udalrich, der sich durch sein zweideutiges Benehmen während der letzten Wirren die Gunst des Kaisers verscherzt hatte, nahm den flüchtigen Fürsten auf, aber nur in der Absicht, sich durch die Auslieferung desselben das Gemüth des Kaisers zu versöhnen. Er erbot sich, Mieczislaw in die Hände der Deutschen zu geben, doch der Kaiser war edel genug, das schändliche Anerbieten des Böhmen zurückzuweisen; er ließ ihm sagen, er werde den Feind nicht vom Feinde erkaufen.

Nach der Flucht seines Bruders war Otto-Bezbriem von den Polen als Herzog ausgerufen worden. Er beeilte sich darauf die Krone seines Bruders dem Kaiser zu übersenden und für seine Person treue Lehnspflicht zu geloben; so hoffte er sich in der Herrschaft zu sichern. Aber obwohl ihn der Kaiser als Herzog anerkannte, konnte er ihn doch nicht vor den Nachstellungen der vielen Unzufriedenen im
1032. eigenen Lande schützen. Schon nach wenigen Monaten fiel Bezbriem durch Meuchelmord; wie es hieß, auf Anstiften seines feindlichen flüchtigen Bruders. Mieczislaw kehrte in der That unmittelbar nach dem Morde aus seinem böhmischen Exil zurück und riß von Neuem die Herrschaft Polens an sich. Aber an fernerem Widerstand gegen die Deutschen verzweifelte er und dachte nur daran, wie er sich die Gunst des Kaisers gewinnen könne. Durch die Vermittelung Giselas und mehrerer deutscher Fürsten gelang es ihm endlich den Zorn des Kaisers zu brechen, und als er sich am 7. Juni 1032 reuig und demüthig zu Merseburg stellte, fand er eine unerwartet günstige Auf-

nahme. Der königlichen Ehren gedachte er jetzt nicht mehr; er be- 1032.
kannte sich willig als Lehnsmann des Kaisers und willigte sogar in die Abtretung der westlichsten Theile Polens, mit denen sein Vetter Markgraf Dietrich vom Kaiser belehnt wurde. Das so geschmälerte Herzogthum nahm dann Mieczislaw vom Kaiser zu Lehen.

Es war der schmählichste Vertrag, welchen der Sohn Boleslaws Chrobrys eingehen mußte, und ihm selbst blieb das Unwürdige seiner Lage nicht lange verborgen. Noch einmal erhob er sich gegen die Deutschen und gewann die ihm entrissenen Theile Polens wieder. Aber bald darauf (15. März 1034) schied er aus dem Leben. Trotz des Hasses, den Mieczislaw gegen die Deutschen hegte, fand der deutsche Klerus bald Grund den frühzeitigen Tod des Herzogs zu beklagen. Denn er hatte sich für die Förderung der christlichen Kirche nicht minder eifrig als sein Vater gezeigt; noch kurz vor seinem Tode hatte er ein neues Bisthum für Cujavien begründet; in drei Sprachen, lateinisch, griechisch und polnisch, wurde das Lob Gottes in seinem Reiche verkündet. Es folgte ihm in dem schon ganz zerrütteten Reiche sein Sohn Kasimir, das Kind der deutschen Richeza, ein Urenkel Kaiser Ottos II. Vergebens suchten Mutter und Sohn durch die Anlehnung an das deutsche Reich ihre schwanke Herrschaft zu befestigen. Schon nach einem Jahre wurden sie von dem aufrührischen Adel Polens vertrieben und flüchteten sich nach Deutschland. Das herrenlose Land aber wurde der Schauplatz der wildesten inneren Kämpfe. Die Gemeinfreien erhoben sich gegen den Adel, die Leibeigenen wider ihre Herren, die Weltlichen gegen den Klerus, und selbst der Bestand des Christenthums wurde noch einmal in Frage gestellt.

Zehn Jahre erst waren seit dem Tode Boleslaws Chrobrys verflossen, und was war aus seinem stolzen Reiche geworden? Die Slowakei, Mähren, die slawisch-deutschen Marken, die Ostseeländer, die tscherwenischen Städte: Alles war den Polen entrissen. Die benachbarten Fürsten und Völker zerstörten die von Boleslaw errichteten Grenzfesten und verheerten ungestraft das Land ihrer Feinde. Im Inneren wüthete der Aufruhr. Die Städte und Kirchen lagen in Schutt und Asche; nirgends war Sicherheit und Ruhe, bis es endlich dem Meczlaw, dem früheren Mundschenken König Mieczislaws, gelang, in Masowien eine kleine Herrschaft auf eigene Hand zu begründen. Meczlaws Fürstenthum war das einzige Asyl vor der rohesten Gewalt in den polnischen Landen. —

In den Fall Mieczislaws war auch der Böhmenherzog verwickelt worden. Zu jenem Tage in Merseburg, auf dem der Pole sich demü-

1032 thigte, war auch er geladen, aber den Zorn des Kaisers fürchtend, hatte er sich nicht zu stellen gewagt. Als er bald darauf denn doch einer neuen Mahnung folgen mußte und sich zu Werben am Hofe einfand, wurde er der Untreue überführt, seines Herzogthums entkleidet und zum Exil in Deutschland verurtheilt. Sein Sohn Bretislaw, der damals Böhmen erhielt, ergriff aber trotz aller kaiserlichen Gunst und Auszeichnungen dennoch kurze Zeit darauf die Waffen gegen die Deutschen, um das Misgeschick seines Vaters zu rächen. Ein kurzer Kriegszug König Heinrichs — es war das erste Mal, daß der junge König selbst mit einem Heere auszog — brachte Bretislaw zur Unterwerfung und raubte ihm Böhmen, das noch einmal dem alten entmannten Herzog Jaromir zufiel. So traurig war jedoch abermals das Regiment dieses Fürsten, daß der Kaiser um Ostern **1034**, als er zu Regensburg einen Landtag hielt, auf die Bitten der Fürsten und jenes thüringischen Grafen Günther, der von seiner Klause im Böhmerwalde aus einen nicht unerheblichen Einfluß auf die böhmischen Angelegenheiten übte, sich entschloß, Udalrich die Rückkehr zu gestatten und die Herrschaft über Böhmen zwischen ihm und seinem Bruder Jaromir zu theilen.

Auch jetzt war Böhmen noch nicht am Ende seiner Wirren. Denn Udalrich lohnte schlecht die Nachsicht des Kaisers; kaum zurückgeführt, empörte er sich abermals und wurde erst durch einen neuen Kriegszug des jungen Heinrich zum Gehorsam gebracht. Immer höher steigerte sich seitdem die Wuth des unsinnigen Fürsten gegen die Deutschen; mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgte er Alle, in denen er offene oder versteckte Anhänger der Fremdherrschaft sah; seinen unglücklichen Bruder Jaromir ließ er blenden und in Ketten auf die Burg Lysa bringen; seinen eigenen Sohn, den wackeren Bretislaw, der ein menschliches Mitleid mit seinem Oheim fühlen mochte, verjagte er aus dem Lande. Zum Glück waren Udalrichs Tage gezählt; am **9.** November **1034** endete er, wie es scheint, durch Gift. Da eilte der alte Jaromir, seiner Ketten entledigt, auf die Prager Burg, weinte an der Leiche seines bösen Bruders, dem er sein Unrecht verzieh, entsagte der herzoglichen Würde und rief unter der Zustimmung des ganzen Volks seinen Neffen Bretislaw zum Herrn und Herzog des Landes aus. Nach der Sitte wurde der neue Herzog sofort auf den alten Fürstenstuhl Böhmens erhoben und ihm gehuldigt. Als Pfingsten **1035** der Kaiser nach Bamberg kam, erschien der junge Böhmenherzog an seinem Hofe und suchte die neue Belehnung nach. In Frieden wurde er vom Kaiser aufgenommen, in Frieden und mit reichen Geschenken

entlassen, nachdem er Geißeln für seine Treue gestellt und ohne wei- 1032.
teren Anstand die Belehnung erhalten hatte. Der Kaiser hatte ihm seine frühere Empörung vergeben und ihm zu dem Herzogthum Mähren auch Böhmen verliehen; nicht mit Unrecht mochte er von einem Fürsten, dessen Thatkraft sich früh so glänzend erprobt hatte, schöne Hoffnungen hegen. Und in der That kamen jetzt, während in Polen alle Gräuel der Anarchie herrschten, über Böhmen ruhige Tage, in denen Bretislaw Kräfte zu großen Unternehmungen sammelte. Denn dieser hochstrebende Fürst selbst glaubte nicht am Ende, sondern am Anfang seiner Lebensaufgabe zu stehen. Wenn auf irgend einen Fürsten des Ostens, hatte auf ihn das große Beispiel Boleslaw Chrobrys anfeuernd gewirkt. Aber sehr irrten die Deutschen, wenn sie auf seine dauernde Ergebenheit zählten. Boleslaws christlich-slawisches Reich war zu Grunde gegangen, aber die Idee dieses Reichs lebte in Bretislaw fort.

Mit König Stephan und den Magyaren war seit dem Frieden des Jahrs **1031** der Krieg nicht erneuert worden, vielmehr hatte sich der junge Heinrich auf alle Weise bemüht, mit dem frommen Ungernkönig ein gutes Vernehmen zu unterhalten. Im Jahr **1033** ging er selbst nach Ungern, besuchte den alternden ruhmgekrönten Helden und Apostel der Magyaren und erneuerte mit ihm den Frieden. Alle die Gefahren, die noch vor Kurzem das Reich vom Osten bedroht hatten, waren glücklich beseitigt; nirgends zeigte sich noch ein Besorgniß erweckender Feind; höher als je seit den Tagen Ottos I. war im Osten das Ansehen des deutschen Namens gestiegen. Viel verdankte hierbei der Kaiser dem Eifer und der klugen Mäßigung seines Sohnes, dessen Einsicht und Tüchtigkeit weit seinem Alter vorauseilte. Seit dem Polenkrieg des Jahrs **1031** hatte der Kaiser selbst diesen Angelegenheiten keine unmittelbare Theilnahme zuwenden können; ein neues Königreich hatte er inzwischen im Südwesten dem römischen Kaiserreich deutscher Nation erworben und einverleibt.

4.

Burgunds Einverleibung in das Kaiserreich.

Am 6. September **1032** starb nach einer langen unseligen Regierung König Rudolf von Burgund „der Träge". Sterbend hatte

1032. er seine Krone, die Lanze des h. Moritz als das Banner seines Reichs und die anderen Abzeichen des burgundischen Königthums dem Kaiser übersandt; ein burgundischer Großer, mit Namen Seliger, war der Ueberbringer der Todesbotschaft und der burgundischen Krone an Konrad. So war endlich ein Ereigniß eingetreten, welches seit fünf- und zwanzig Jahren vorbedenkend unsere Kaiser unabläßig in das Auge gefaßt hatten, welches die Politik der deutschen, französischen und burgundischen Großen während geraumer Zeit vorzugsweise geleitet hatte.

An den Nordgrenzen seines deutschen Landes stand der Kaiser, als ihn Seliger erreichte und ihm die Reichsinsignien auslieferte. In dem Augenblick, da er sie empfing, war ihm jedoch das burgundische Land bereits bestritten. Denn kaum hatte König Rudolf die Augen geschlossen, als Graf Odo, der nächste Erbe desselben, aus der Champagne mit bewaffneter Macht in Burgund einfiel, um seine Ansprüche durchzukämpfen. Oft soll Odo gesagt haben, nicht König von Burgund wolle er sein, aber des Königs Herr; und es mochte ihn in Wahrheit nicht gelüsten, die traurige Rolle aufzunehmen, welche seit geraumer Zeit die burgundischen Könige gegen ihren Adel und ihre Bischöfe gespielt hatten. Es konnte ihm wünschenswerther erscheinen, sich ein großes Erbgut und ausgedehnte Lehen im Reiche zu sichern, die ihm eine überwiegende Macht in Burgund in die Hände gaben, und die Krone Konrad zu überlassen, als selbst die drückenden Sorgen der Herrschaft auf sich zu nehmen. Aber es gab, wie in Italien, so auch hier eine starke, besonders in den romanischen Theilen des Landes verbreitete Partei, die anders dachte, die lieber einen französischen Großen als den gewaltigen deutschen Kaiser als obersten Lehnsherrn anerkannt wünschte; sie riß Odo fort, die Hand nach der Krone selbst auszustrecken und den Kampf um dieselbe mit dem Kaiser zu wagen. Diese Partei war es auch, die ihm sofort die Wege in das Reich öffnete und bahnte. Sobald Odo in Niederburgund erschien, fand er fast aller Orten die bereitwilligste Aufnahme und Anerkennung; die volkreichsten und wichtigsten Städte öffneten ihm unverzüglich die Thore. Vor Allem Lyon, dessen Erzbischof Burchard sich zu den entschiedensten Widersachern der deutschen Herrschaft zählte; dann Vienne, die Königsstadt, die sich Odo unter der Bedingung ergab, daß er in ihr die Krone empfinge; auch in Arles erkannte man seine Herrschaft an und stellte dort Urkunden aus, in denen man ihn als den anerkannten Herrn Ober- und Niederburgunds bezeichnete. Und schon richtete Odo seine Angriffe auch auf den oberen Theil des Reichs, der vorwiegend

alamannische Bevölkerung in sich hegte. Beim ersten Anlauf nahm 1032.
er die Festen Murten und Neuenburg, die er durch starke Besatzungen schützte.

Indessen war auch Kaiser Konrad nicht unthätig gewesen; er rüstete zum Kampf gegen Odo und unterhandelte zu derselben Zeit ein Bündniß, das ihm in diesem Augenblick nicht weniger nothwendig war, als vor sieben Jahren der Bund mit dem Dänen. Wir wissen, wie gespannt seit dem Tode Heinrichs II. der französische Hof mit dem deutschen stand, wie geneigt sich König Robert noch vor wenigen Jahren gezeigt hatte, einen entscheidenden Kampf gegen die deutsche Herrschaft zu unternehmen. Das Glück des Kaisers hatte indessen Roberts hochfliegende Pläne schnell vereitelt; die freundlichen Aussichten, die dem Könige eine kurze Zeit leuchteten, hatten sich bereits völlig getrübt, als er am 20. Juli 1031 starb und das Reich im traurigsten Zustand seinem Sohne Heinrich I. hinterließ. Dem Tode des schwachen Königs folgten bedenkliche Unruhen, von der eigenen Mutter des neuen Herrschers erregt; ein großer Theil der Kronvasallen, unter ihnen auch Graf Odo, erhoben sich gegen ihn, vertrieben ihn aus seinen Erblanden und nöthigten ihn in der Normandie eine Zufluchtsstätte zu suchen. Zwar konnte der junge König alsbald in die Heimath zurückkehren und wurde durch den Grafen von Anjou mit seiner Mutter ausgesöhnt, aber seine Lage war doch noch immer so schwierig, daß ihm Nichts erwünschter sein mußte, als eine Stütze seiner Macht an dem mächtigen Kaiser zu gewinnen, zumal sich ihm so eine Gelegenheit bot, den rebellischen Odo empfindlich zu züchtigen. Nichts aber mußte auch andererseits dem Kaiser in seiner augenblicklichen Lage mehr am Herzen liegen, als sich vor dem französischen Hofe zu schützen und Odo jede Unterstützung von dieser Seite her abzuschneiden. Es war der Abt Poppo von Stablo, ein am französischen wie am deutschen Hofe gleich angesehener Mann, der einen beiden Theilen gleich vortheilhaften Bund vermittelte, zu dessen Befestigung der Kaiser seine zweite Tochter Mathilde, damals erst vier Jahr alt, mit König Heinrich verlobte. Es ist uns nicht unbekannt, daß an diese Verlobung noch andere weite Pläne für die Zukunft von Seiten des Kaisers geknüpft wurden, daß er so einen dauernden Frieden zwischen dem Ost- und Westreich anzubahnen und sogar eine engere politische Verbindung beider zu ermöglichen hoffte. Aber alle solche Berechnungen zeigten sich bald als nichtig. Denn das kaiserliche Töchterlein starb zwei Jahre später, und die beabsichtigte Verschwägerung der Herrscherhäuser wurde so vereitelt. Aber der Bund

1032. zwiſchen dem Oſt- und Weſtreich überdauerte dennoch Konrads Leben und trug vor Allem dazu bei, die Erwerbung Burgunds zu erleichtern und zu ſichern.

Nachdem der Bund mit Frankreich geſchloſſen war und der Kaiſer das Weihnachtsfeſt des Jahrs 1032 zu Straßburg gefeiert hatte, brach er, von ſeinem Sohne Heinrich begleitet, mit Heeresmacht nach Bur-
1033. gund auf. Am 27. Januar 1033 war er in Baſel, eilte dann nach Solothurn und Peterlingen, wo er am 2. Februar von ſeinen Anhängern zum König gewählt und gekrönt wurde. Es geſchah, ehe noch Odos Freunde, da ihnen die alten Inſignien der burgundiſchen Könige fehlten, zur Krönung zu ſchreiten gewagt hatten. Unmittelbar darauf ſchickte ſich der Kaiſer an, Odo ſelbſt anzugreifen, und belagerte die von deſſen Leuten beſetzten Burgen Murten und Neuenburg. Aber die ungewöhnliche Strenge des Winters, bei der Roß und Reiter erfroren, zwang den Kaiſer die Belagerung aufzugeben und die hochgelegenen Gegenden mit ſeinem Heere ſchleunigſt zu räumen. Er nahm den Rückweg über Zürich, wo die Wittwe König Rudolfs erſchien und ſich zugleich mehrere Große des romaniſchen Burgunds am Hofe einſtellten, die um den Nachſtellungen Odos zu entgehen ihren Weg durch Italien hatten nehmen müſſen; unter ihnen war auch der Graf Hubert von Maurienne, der Stammvater des Hauſes Savoyen. Die neuen Ankömmlinge huldigten dem Kaiſer und ſeinem Sohne und wurden mit reichen Geſchenken entlaſſen. Darauf kehrte der Kaiſer an den Rhein zurück; das Oſterfeſt feierte er bereits zu Nymwegen. Der kurze Winterfeldzug hatte zu ſeiner Wahl und Krönung im alamanniſchen Theile Burgunds geführt; er war faſt in allen deutſchen Theilen des Reichs anerkannt worden. Aber das romaniſche Burgund war noch in Odos Händen und ohne einen neuen Angriff ihm nicht zu entreißen.

Der Bund mit Frankreich bot dem Kaiſer günſtige Gelegenheit, ſeinem Gegner mit leichterer Mühe von einer Seite gefährlich zu werden, die er auf ſeinem Zuge zur Eroberung des fremden Landes nicht hinreichend geſchützt hatte, und ihn dadurch zur Rückkehr aus demſelben zu zwingen. „Wenn Odo“, ſagte der Kaiſer, „ſich fremdes Gut unrechtmäßiger Weiſe anzueignen ſucht, ſoll er es mit Gottes Hülfe an ſeinem eigenen Gute büßen;“ er beſchloß die franzöſiſchen Erblande Odos mit Heeresmacht zu überziehen. Nachdem er im Sommer Sachſen und Thüringen beſucht und am 29. Juni einen großen Fürſtentag zu Merſeburg gehalten hatte, kehrte er im Auguſt an den Rhein zurück und brach mit einem ſtarken Heere gegen die

Champagne auf. Am 24. August stand er bei dem Kloster St. Michel 1033.
an der Maas nahe der französischen Grenze und fiel dann sofort in Odos Länder ein, die er nach allen Seiten verheerend durchzog. Er erreichte seinen Zweck; auf die Nachricht von dem Einfall des Kaisers kehrte Odo aus Burgund nach der Champagne zurück, und so furchtbare Verheerungen fand er in seinen Erblanden, daß er um dem vollständigen Ruin derselben vorzubeugen sich zur schleunigsten Nachgiebigkeit entschließen mußte. Er versprach dem Kaiser seine Besatzungen aus Burgund zurückzuziehen, allen seinen Ansprüchen auf dieses Reich zu entsagen und jede billige Genugthuung zu leisten. Hierauf verließ der Kaiser die Champagne und wandte sich nach Lothringen, das eben damals nach langer Zeit wieder unter einem Herzog vereinigt wurde. Herzog Friedrich war ohne Söhne zu hinterlassen gestorben und mit ihm der Mannsstamm jenes Hauses erloschen, das seit den Tagen Ottos I. Oberlothringen verwaltet hatte. Die reiche Allodialerbschaft Herzog Friedrichs kam an seine beiden Töchter, Beatrix und Sophia, die Nichten der Kaiserin Gisela; von denen sich Beatrix später an den mächtigen italienischen Markgrafen Bonifacius vermählte und die Mutter der großen Gräfin Mathilde wurde, Sophia dagegen in der Ehe mit dem Grafen Ludwig von Mömpelgard ein bescheideneres Loos fand. Wohl in Folge eines früheren Versprechens des Kaisers wurde Gozelo jetzt zu seinem bisherigen Herzogthum Niederlothringen auch mit Oberlothringen belehnt und gewann dadurch im westlichen Deutschland eine ungemein machtvolle Stellung, die eben so sehr jetzt zur Sicherung des Reichs diente, als sie dermaleinst der königlichen Macht gefährlich werden konnte.

Der Kaiser begab sich, da er Lothringen hinreichend geschützt wußte, im Winter in die östlichen Gegenden des Reichs. Er feierte das Weihnachtsfest zu Minden, das Osterfest des folgenden Jahres zu Regensburg, wo er sich bis zum Frühjahr aufhielt. Schon erhielt 1034.
er jedoch sichere Kunde, daß Odos Versprechungen nicht redlich gemeint seien und dieser keine Anstalten machen Burgund zu räumen; mit um so größerem Eifer bereitete er deshalb einen neuen Zug gegen Burgund vor, dessen Erfolg er durch einen umfassenden Kriegsplan zu sichern gedachte. Nicht allein von der deutschen Seite aus wollte er diesmal die Burgunder angreifen, sondern gleichzeitig sollte ein großes italienisches Heer unter Erzbischof Aribert von Mailand und dem Markgrafen Bonifacius durch das Rhonethal vordringen. Der Plan des Kaisers kam in Ausführung und glückte vollständig. Während er selbst im Sommer von dem Rhein bis zur Rhone vorrückte, ging

1034. ein lombardisch-tuscisches Heer über den großen Bernhard und zog das Rhonethal bis Genf hinab, wo sich die beiden Heere vereinigten. Jetzt sank den Bischöfen und Herren Niederburgunds denn doch der Muth, sie kamen und ergaben sich; selbst der Erzbischof von Lyon un-
1. August. terwarf sich. An Petri Kettenfeier erschien der Kaiser in feierlicher Procession, mit der Krone Burgunds geschmückt, von einer ungemein glänzenden Versammlung deutscher, italienischer und burgundischer Bischöfe und Fürsten umgeben, im Dome zu Genf; hier wurde seine Wahl von den Großen Niederburgunds noch einmal bestätigt und ihm allgemeine Huldigung geleistet. Odos Herrschaft war am Ende; die Vereinigung des ganzen Burgunds mit dem deutschen Reiche war durchgesetzt; der Kaiser sah sich von allen Seiten als König Burgunds anerkannt und konnte bereits an die Rückkehr nach Deutschland denken. Auf dem Rückwege wurde Murten, noch von Odos Leuten besetzt, abermals belagert, mit Sturm genommen, zerstört und die Besatzung in Kriegsgefangenschaft geführt. Die wenigen Widersacher der deutschen Herrschaft, die auch jetzt noch in ihrer Hartnäckigkeit beharrten, suchten ihr Heil in der Flucht; aber der Kaiser ließ sie ergreifen und bestrafte sie mit Verweisung nach Deutschland. Ehe er den burgundischen Gegenden den Rücken wandte, ließ er sich als Unterpfand für die Treue der Bewohner noch Geißeln von ihnen in großer Anzahl stellen; dann zog er im Herbst von Basel nach Straßburg, wo ihn die Kaiserin erwartete. Auch der junge König Heinrich kam dem Vater entgegen, nachdem er so eben seinen glücklichen Kriegszug gegen den Böhmenherzog Udalrich beendet hatte. Groß waren die Freuden des Wiedersehens, aber sie wurden bald durch den Tod der kleinen Mathilde, der Braut des französischen Königs schmerzlich getrübt; sie starb auf der Reise ihrer Eltern zu Worms und fand dort ihr Grab. Im Spätherbst begab sich der Kaiser mit den Seinen nach Sachsen.

Das Königreich Burgund — ein Land, das sich von den Quellen der Saône bis zu den Rhonemündungen und zum Mittelmeere, von den Höhenketten des Jura bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Firnen der Westalpen ausdehnte und neben unwirthbaren, im Eise starrenden Gegenden die anmuthigsten Gefenke und fruchtbarsten Ebenen umfaßte; damals das wichtigste Passageland Europas, in dem sich viele altberühmte und noch immer volkreiche Städte, wie Lyon, Vienne, Arles, Marseille, Genf und Besançon erhoben — hatte Konrad halb durch Vertrag, halb durch Eroberung an das römische Reich deutscher Nation gebracht, von dem es nun mehrere Jahrhunderte hin-

durch einen untrennbaren Bestandtheil bildete. Es war eine große Eroberung, die größte seit den Tagen Ottos I.; schon dadurch von unsäglicher Bedeutung, daß sie die Herrschaft der Kaiser über Italien vor jedem äußern Angriff sicherte und zugleich das Uebergewicht des deutschen Ostreichs über das französische Westreich auf das Augenfälligste zu erkennen gab. Die Erwerbung Burgunds bezeichnete damals in ähnlicher Weise das Aufsteigen des Reichs, wie später das allmähliche Abkommen der burgundischen Länder den Verfall desselben verrieth. Daß das Kaiserthum jetzt, wo es sich im Westen ein inmitten der abendländischen Kulturländer liegendes Königreich unmittelbar unterwarf, während es gleichzeitig im Osten Alles aufbot, um seine oberherrliche Gewalt zur vollen Anerkennung zu bringen, in dem frischesten Aufschwung, in der energischsten Machtentwickelung begriffen war, mußte man aller Orten empfinden. Jedermann, der die Zeichen der Zeit kannte, konnte und mußte erkennen, daß das Kaiserthum in jener idealen Höhe, in welche es Otto III. versetzt hatte, sich nicht mehr genügte und von derselben mitten in die realen Verhältnisse der Welt hinabstieg, daß es auf dem Wege war den unbestimmten, allgemeinen Anspruch auf Superiorität in ein sehr handgreifliches Regiment über die Staaten und Völker umzuwandeln. Die Wetterfahnen zeigten deutlich genug, woher der Wind kam und wohin er ging.

So wichtig aber auch die Erwerbung Burgunds für die Stellung des deutschen Reichs selbst und dessen weitere Entwickelung gewesen ist, so ist sie doch kaum minder folgenreich für die Länder geworden, die damals neu unter das Scepter der Kaiser kamen. Niemals war in Burgund die königliche Gewalt recht erstarkt; die einzelnen Territorien, von Natur vielfach gespalten und von ungleichartigen, widerstrebenden Nationen eingenommen, waren von Anfang an nur äußerlich durch das Band des Reichs zusammengehalten, und die Schwäche der meisten Könige hatte die Auflösung des Reichs überdies noch beschleunigt; die territorialen Gewalten hatten früh das vollständigste Uebergewicht über die Krone erlangt, die Erblichkeit der großen Lehen war hier fast am Leichtesten und Schnellsten durchgesetzt und mit dem Siege des Feudalismus das Fehderecht gleichsam zum obersten Gesetz des Landes erhoben, die Anarchie so zu sagen legalisirt worden. Vergebens hatte der Klerus in der letzten Zeit mit geistlichen Mitteln einen Landfrieden aufzurichten gesucht; ohne den Rückhalt eines starken Königthums konnten solche Bestrebungen nur vorübergehende Erfolge erzielen. Jetzt erst erfuhren die burgundischen Großen, was Kö-

nigsregiment sei; jetzt erst gewannen Recht und Gesetz einmal wirklich Geltung; ein friedlicherer Zustand, bei dem die Kräfte des Volkes und Landes sich entfalten konnten, bahnte sich an. Konrad selbst und noch mehr sein Sohn Heinrich haben es sich große Anstrengungen kosten lassen, die zerrütteten Verhältnisse Burgunds zu ordnen und wahrlich nicht ohne Erfolg. Es ist gewiß nicht ohne tiefere Bedeutung, daß es gerade ein Burgunder war, der am Wärmsten der Nachwelt ihren Ruhm verkündete. Wir meinen jenen Wippo, der um ein Jahrzehend später aussprach, die Sonne ginge unter, wenn der Kaiser Burgund verließe, und sie verbreite aufs Neue ihr strahlendes Licht, wenn er zurückkehre; Nichts wünsche Burgund mehr, als ihn, den Urheber alles Friedens, stets in seiner Mitte zu sehen.

Allerdings ist es weder Konrad noch seinen Nachfolgern gelungen, die königliche Gewalt in Burgund auf jene Höhe zu erheben, die sie in Deutschland gewonnen hatte. Die Kronlehen waren hier längst, als Konrad die Herrschaft ergriff, im erblichen Besitz der großen Familien; die zahlreichen Erzbischöfe und Bischöfe hatten alle Regalien und einen sehr ausgedehnten Grundbesitz an sich gerissen, das Krongut war zum großen Theil verschleudert. Alle Verhältnisse des Landes hätten von Grund aus umgewandelt werden müssen, um dem Throne eine feste Grundlage zu verschaffen; eine zu kraft- und zeitraubende Arbeit, als daß sie die Kaiser bei ihren unablässigen Kämpfen nach anderen Seiten jemals hätten angreifen können. Aber nichtsdestoweniger machten sich die heilsamen Wirkungen des kaiserlichen Regiments bald auch in diesen Ländern fühlbar, in denen sich ein stätiger, regelmäßiger Fortschritt eigentlich erst von diesem Zeitpunkt an verfolgen läßt. Damals erst wurden sie von der Raubgier der Araber völlig befreit, damals erst ordneten sich fester die Besitzverhältnisse des Adels und der Geistlichkeit, damals erst wurden die belebten Straßen des Landes gesicherter, was für den Handel der Städte von unberechenbarer Wichtigkeit war. Die ganze Entwickelung vollzog sich geregelter, seitdem das Gesetz zur Geltung kam und die strafende Hand des Kaisers den mächtigen Frevler schreckte. Aber die Entwickelung selbst folgte unverwandt der einmal gewonnenen Richtung und führte damit zu immer größerer Trennung und Verselbstständigung der einzelnen Territorien des Reichs. Die Kaiser konnten diese Richtung nicht wenden; ja die Auflösung des Reichbands mußte sich sogar beschleunigen, seitdem diese Länder eines einheimischen Königs entbehrten.

Niemand wird sich verwundern, daß sich unter solchen Bedingungen die Einheit des burgundischen Reichs endlich löste und daß sich

namentlich die romaniſchen Theile deſſelben von den alamanniſchen trennten. Auch iſt es nicht auffallend, daß ſich jene — die Länder an der Rhone, Saône und Iſère — wie ſie zuletzt von Konrad unterworfen waren, ſo ſich auch zuerſt wieder von der deutſchen Herrſchaft befreiten und dem franzöſiſchen Weſtreiche anſchloſſen. Aber auch als ſo ein beträchtlicher Theil der Erwerbung Konrads in ſpäterer Zeit dem Reiche verloren ging, wirkte ſie nichtsdeſtoweniger doch noch lange in den alamanniſchen Theilen Burgunds nach, die im Weſentlichen die jetzige Schweiz bilden. Denn nicht allein, daß dieſe Landſchaften noch geraume Zeit mit dem deutſchen Reiche in unmittelbarer Verbindung blieben; ſie wurden für alle Folge ſo mit dem innerſten Leben des deutſchen Volks in Berührung gebracht, daß wohl das äußere Band zeitweiſe zerriſſen, aber die inneren geiſtigen Beziehungen mit Deutſchland niemals ganz gelöſt werden können. Man erwäge, was in den beiden letzten Jahrhunderten in dem deutſchen Elſaß geſchehen iſt und urtheile dann, ob die Schweiz noch jetzt in ihrem innerſten Kerne ein deutſches Land ſein würde, wenn ſie vor mehr als achthundert Jahren mit dem burgundiſchen Reiche nicht an den deutſchen Kaiſer, ſondern unter die Herrſchaft eines franzöſiſchen Magnaten gefallen wäre.

5.

Konrads II. Regiment.

Kaiſer Konrad ſtand in der Mittagshöhe ſeines Ruhmes. Nach allen Seiten war ſeine Stellung geſichert; Niemanden gab es mehr, der ſie anzutaſten ſich erkühnte. Wenn nicht aller Orten geliebt, war Konrad doch im ganzen Abendlande geehrt und gefürchtet.

Eine imponirende Macht ſtand dem Kaiſer zu Gebot; eine Macht, wie ſie ſeit der Theilung des karolingiſchen Reichs nie in den Händen *eines* Mannes geruht hatte. Von den Reichen, die einſt Karl der Große beherrſchte, waren Deutſchland, Italien und Burgund jetzt Konrad unmittelbar unterworfen, und der König des Weſtfrankenreichs ſtand neben ihm in faſt gebundener Stellung; gebunden mehr noch

durch seine Schwäche, als durch den Vertrag, den er vor Kurzem geschlossen. Nirgends gab es in den Ländern, in denen sich seit Jahrhunderten die Entwickelung der abendländischen Welt vollzog, für den Augenblick eine dem Kaiserthum feindliche oder ihm furchtbare Gewalt. Und wie anders war jetzt die Stellung des Reiches zu den „Barbaren," zu jenen Völkern des Nordens und Ostens, die erst vor Kurzem das Christenthum angenommen hatten und in den Bund der abendländischen Staaten eingetreten waren — wie anders jetzt als in den Tagen Heinrichs II.! Jene colossale Macht, die sich der Pole Boleslaw gegründet, war zertrümmert und durch ihren Fall die deutsche Herrschaft in den wendischen Marken aufs Neue aufgerichtet worden. Das ungersche Reich, die Schöpfung des ebenso frommen als klugen Stephan, hatte sich zwar unter großen Anfechtungen von allen Seiten erhalten, aber dieses Reich war schon mehr eine Schutzwehr Europas gegen einen neuen Andrang von Osten anstürmender Völkermassen, als eine Gefahr für den Bestand der Dinge. Nicht Stephan hatte vor einigen Jahren den Frieden gebrochen, sondern die Deutschen; aber er war der erste gewesen, der die Hand zur Versöhnung bot! Tief gebeugt durch den Tod seines einzigen Sohnes, dachte der alternde König jetzt am Wenigsten an neue Kriege und Kämpfe.

Nur *einen* Fürsten gab es im ganzen Abendlande, der Konrad in aller seiner Macht vielleicht hätte gefährlich werden können. Es war der gewaltige Knud, der Beherrscher Dänemarks und Englands, der nach mehrfachen Kämpfen mit Olaf dem Heiligen, dem für das Christenthum eifernden Sproß der alten Heidenkönige Norwegens, im Jahre 1030 auch Norwegen seinem großen Nordreiche hinzugefügt hatte. Knud, jetzt rings an allen Gestaden und auf allen Eilanden des baltischen Meeres und der Nordsee mächtig, noch in frischer Jugendkraft blühend, voll Heldenfeuer, die kühnsten Pläne im Geiste wägend, an der Spitze eines Kriegsvolks, das zu Lande und zur See seit Jahrhunderten der Schrecken aller seiner Feinde war, — wie hätte er nicht jedem Sterblichen ein furchtbarer Gegner sein sollen? Wohl war es deshalb ein Glück, daß sich Konrad den Dänen gleich im Anfange seiner Regierung zum Bundesfreund gewonnen hatte. So war die Stärke desselben eine der festesten Stützen für seine eigene Stellung geworden; eine Stütze, die er mit der Abtretung Schleswigs kaum zu theuer erkauft hatte. Nie löste sich der Bund, der zwischen den beiden großen Fürsten geschlossen; er schlang sich vielmehr fester und fester. Am Pfingstfest 1035 war es, daß jene seit zehn Jahren verabredete Verlobung ihrer Kinder feierlich der Welt verkündigt wurde.

So wenig Knud auch gewillt war, ſich die eigene Selbſtſtändigkeit beeinträchtigen zu laſſen, ſo bereitwillig erkannte er doch den Vorrang der kaiſerlichen Macht an; wer ſie anzutaſten gewagt hätte, würde gewiß in ihm zuletzt einen Genoſſen gefunden haben; von ihm am Wenigſten hatte Kaiſer Konrad Arges zu befürchten.

Der Kaiſer ſchwelgte in dem Gefühl der errungenen und geſicherten Macht. Es giebt wenige Sterbliche, deren Sinn nicht die irdiſche Macht mit ihren tauſend verführeriſchen Reizen unwiderſtehlich lockte, aber vielleicht noch geringer iſt die Zahl derer, die ſich im Beſitz der gewonnenen Geltung völlig befriedigt und glücklich fühlen. Konrad gehörte zu dieſen ſeltenen Menſchen. Sein Blick war unverwandt auf die Vergrößerung und Befeſtigung ſeiner Macht, und nur hierauf allein gerichtet; dieſſeits und jenſeits kannte ſein Geiſt keine Zielpunkte. Eine ſchlichte und derbe Natur, ein gerades und ritterliches Gemüth, für höhere geiſtige Beſtrebungen weder gebildet noch von Natur empfänglich, beſaß er doch den Inſtinct der Herrſchaft in unglaublichem Maaße. Was ſeiner Größe diente, erfaßte er mit ſtaunenswürdiger Schärfe und begriff ſofort alle Mittel und Wege, die ihn in kürzeſter Friſt zum Ziele führen mußten. In keinem Augenblick verließen ihn Muth, Feſtigkeit und Selbſtvertrauen, neben dem guten Recht die ſtärkſten Bruſtwehren jeder Herrſchaft. Nirgends finden wir ihn auf den Pfaden einer furchtſamen und ſchwankenden Politik. Alle ſeine Unternehmungen gehen gerade und unmittelbar auf einen klar erkannten Zweck los; ſeine Worte — wie ſie uns Wippo überliefert, meiſt wahre Königsworte — verhüllen und verſtecken nirgends die Regungen ſeiner Seele, ſondern laſſen deutlich ſeinen vollen Willen, ſeine letzten Abſichten erkennen. Unabläſſig bedacht, ſeine Gewalt zu erweitern und zu verſtärken, wußte er um des Größern willen das Geringere zu opfern und verſtand nachzugeben, wo die Durchkämpfung ſeiner Anſprüche nicht ohne große Einbuße möglich ſchien. Aber er wich dann nicht langſam, nicht erſt durch Noth und Schwäche gezwungen, ſondern in klarſter Erkenntniß der Sachlage gleich im Angriff der Dinge, noch im Gefühle unbeſiegter Kraft; vielleicht eine der ſeltenſten Tugenden energiſcher Herrſcher. So brachte er durch die Aufgabe Schleswigs allerdings ein dem Reiche empfindliches Opfer, aber er gewann ſich dadurch den Sieg über die Uebermacht Polens im Oſten und ſicherte ſeine Stellung im Norden. Vielleicht noch mehr koſtete es ihn, ganz Lothringen wieder unter *einem* Herzoge zu vereinigen, und doch erhielt er ſich nur ſo die überrheiniſchen Länder und ermöglichte die Erwerbung des burgundiſchen Reiches. Wer ihn anklagt,

daß er im Norden ein deutsches Reichsland aufgab, muß zugleich erwägen, daß er der Herrschaft der Deutschen im Süden ein schönes Königreich hinzufügte.

Die glanzvolle Stellung, die Konrad gewonnen, verdankte er zum guten Theil seinem ungebrochenen Muth und seiner derben Tapferkeit. Aber nichtsdestoweniger waren die Thaten seines trefflichen Vorgängers die Stufen gewesen, auf denen er zu solcher Höhe emporgestiegen. Konrad hat dies nicht verkannt, und wie hoch er die Verdienste Heinrichs schätzte, erhellt deutlich daraus, daß er mit Gewissenhaftigkeit den Grundsätzen folgte, welche Heinrich im Regiment geleitet hatten. Ein neues Geschlecht hatte den Thron bestiegen, aber es begann deshalb nicht eine neue Ordnung der Dinge. Die Entwickelung der inneren Verhältnisse, die mit Heinrichs Regierung begonnen, setzte sich ununterbrochen unter dem neuen Regimente fort.

Wir wissen, welchen Einfluß Kaiser Heinrich den Großen des Reichs auf die Regierung eingeräumt hatte. Dasselbe Mitregiment der Stände blieb unter Konrad, der nicht minder häufig als sein Vorgänger die Fürsten auf Land- und Reichstagen um sich versammelte. Selbst Maaßregeln, die den allerpersönlichsten Charakter zu tragen scheinen, sind doch nicht ohne die Zustimmung der Fürsten in das Leben getreten. Freilich war es den Großen des Reichs nicht leicht, dem ausgesprochenen Willen dieses Kaisers zu widerstreben; denn durch sein entschiedenes und kraftvolles Auftreten kam er eben so sicher zu seinem Ziele, als Heinrich einst durch Ueberredung und zähe Ausdauer. Wie oft Konrad auch auf Widerstand gestoßen sein mag, niemals, so viel wir wissen, hat er seine Absichten aufgeben müssen.

Hatte schon Heinrich davon Abstand genommen, dem immer erneuten und immer verstärkten Drängen nach Erblichkeit der Lehen sich grundsätzlich zu widersetzen, so erklärte sich Konrad jetzt offen für die Erblichkeit der Beneficien; nur daß er, indem er als oberster Lehnsherr ein wesentliches Recht der Krone aufgab, von allen Lehnsherren im Reiche ein gleiches Opfer verlangte. Erlangten sie von der Krone die Erblichkeit ihrer Lehnsgüter, so sollten sie dieselbe hinwiederum auch ihren Vasallen gewähren. „Konrad gewann sich," sagt Wippo, „dadurch im hohen Maaße die Herzen der Vasallen, daß er die von Alters her besessenen Lehen der Vorfahren den Nachkommen nicht ferner entziehen ließ." Man hat wohl mit Unrecht an diesen Worten gedeutelt, indem man sie bald auf ein allgemeines Reichsgesetz bezogen hat, durch welches Konrad die Erblichkeit aller Lehen in Deutschland festgestellt haben sollte, bald darin nur eine beschränkte Ein-

wirkung des Kaisers auf die Erblichkeit gewisser niederer Lehen angedeutet fand. Von einem Reichsgesetz spricht Wippo nicht; auch liegt es mit Nichten im Charakter des deutschen Staatslebens zu jener Zeit, durch einzelne Constitutionen große Verfassungsfragen zur Entscheidung zu bringen, wie es allerdings noch Konrad selbst für Italien that, wo er durch ein geschriebenes Gesetz die Erblichkeit der Beneficien feststellte. Ein Reichsgesetz dieser Art hat Konrad für die deutschen Länder nicht erlassen; aber nichtsdestominder war das auch hier für den Sieg des Feudalismus entscheidend, daß der Kaiser sich offen und rückhaltlos für die Gerechtigkeit eines Grundsatzes aussprach, dem vom Thron herab bisher hartnäckig widerstrebt oder mindestens nicht offen zugestimmt war. Der Zug der Zeit ging einmal auf das Erblehen, und sobald sich der Kaiser selbst in der Vertheilung der Reichsbeneficien, in seinem Einfluß auf die Entscheidungen der Reichslehnshöfe, endlich als Gesetzgeber Italiens von dieser Zeitströmung völlig beherrscht zeigte, mußten auch in Deutschland die alten strengeren Rechtsgrundsätze über das Beneficialwesen im tiefsten erschüttert werden und sich eine neue Praxis überall Bahn brechen. Die Erblichkeit der Lehen wurde unter Konrads Regierung in der That bei uns für alle Folge entschieden, und es galt fortan als Recht nach Sitte und Herkommen, daß ein ehelich geborener Sohn in das Lehen seines Vaters wie in ein Erbrecht eintrat, sobald er die an das Lehen geknüpften Bedingungen erfüllen konnte und wollte. Auch sind hierbei die höheren von den niederen Lehen nicht strenge zu scheiden. Denn im Princip galten jene wie diese als erblich, und das Princip wurde ebensowenig dadurch umgestoßen, daß man zuweilen in der Folge aus politischen Gründen die großen Reichslehen einzog, wie man dasselbe deshalb leugnen wird, weil sich bei niederen Lehen nicht selten vertragsmäßig bedungene Abweichungen auch in der Folge nachweisen lassen.

Wieviel auch die Krone durch die zugestandene Vererblichung der Beneficien einbüßen mochte, ihr Verlust wurde dadurch reichlich vergütigt, daß sie sich so in dem Stande der kleinen Vasallen einen ungemein zahlreichen Anhang schuf, auf dessen Treue sie rechnen konnte. Die unbeschränkte Macht der Großen über ihre Gefolgschaften war gelähmt, seitdem gegen jede Willkür des Lehnsherrn der Vasall sein Recht am Throne des Kaisers suchen konnte, ohne befürchten zu müssen, daß seinen Nachkommen deshalb das Lehen entzogen würde. Und nicht geringer war ein zweiter Gewinn: erst durch die Befestigung der Lehnsverhältnisse ließ sich in einer Zeit, die ganz von ihnen beherrscht war, ein geregelter, gesetzlicher Zustand für die Dauer begrün-

den. Tausendfache Veranlassungen zum Friedensbruch schienen nun für immer beseitigt, die Quelle unablässiger Streitigkeiten war verstopft, eine Möglichkeit eröffnet, auf dem Wege des Rechts die Verhältnisse der Herren unter einander und zu ihren Mannen zu ordnen. Wir kennen Heinrichs Eifer für die Erhaltung des Landfriedens; auch hierin folgte Konrad dem Beispiele seines Vorgängers und trat mit unnachsichtiger Strenge jeder Selbsthülfe entgegen. Wippo vergißt es nicht zu bemerken, wie der König bei seinem ersten Umritt im Reiche überall durch Landfrieden und Königsbann die Ruhe gesichert habe. Die Gesetze gewannen an Kraft und Geltung, was vor Allem den niederen Klassen des Volks zu Gute kommen mußte.

Die Aufzeichnungen schriftlicher Dienstrechte, die unter Heinrich begonnen, setzten sich unter Konrads Regierung fort. Wir besitzen von dem Kaiser selbst ein geschriebenes Recht für die Ministerialen zu Weißenburg an der Rezat, wie urkundliche Bestimmungen über die Gerechtsame der Ministerialen des von ihm gestifteten Klosters Limburg. Konrads Zeit gehört auch das merkwürdige Hofrecht des Klosters Weingarten in Schwaben an, eines der ältesten noch erhaltenen deutschen Bauernrechte. Wie hart die Bestimmungen desselben auch sind, so erscheinen doch in ihm schon die Zinsleute und hörigen Leute des Klosters unter dem Schutz des geschriebenen Rechts. Wie Konrad das Geschick selbst der niedrigsten Klasse seines Volkes am Herzen lag, zeigt ein schönes und denkwürdiges Schreiben desselben an den Herzog Bernhard von Sachsen, den Pfalzgrafen Siegfried und den Markgrafen Bernhard von der Nordmark über den Verkauf einiger Leibeigenen des Bisthums Verden. Der Kaiser drückt seine höchste Entrüstung darüber aus, daß der Bischof seine Leute „wie das dumme Vieh" verkaufe, und gebietet den genannten Fürsten, als den höchsten Beamten des Landes, auf das Gemessenste, mit allen Mitteln zu sorgen, daß ein solcher „Gott und Menschen gleich verabscheuungswürdiger" Kauf rückgängig gemacht werde. Wer könnte es ohne innere Befriedigung sehen, wie der Schutz des Kaisers sich auch über den letzten Leibeigenen erstreckte! Es war kein leeres Blendwerk, um die Menge zu täuschen, wenn sich Konrad gleich an seinem Krönungstage vor Allem als höchster Richter des Volkes, als Hort der Gerechtigkeit zeigte; an der Begründung eines festen Rechtszustandes unter den Deutschen hat er unablässig gearbeitet und die segensreichen Bestrebungen seines Vorgängers auch hierin glücklich fortgesetzt.

Nimmt man hinzu, daß Konrad auch darin Heinrich ähnlich war, daß er bei aller Freigebigkeit für erwiesene Dienste ein guter Haus-

halter war — wie er die Güter und Einkünfte des Reichs in Baiern feststellen ließ, wird er es auch in den anderen Ländern gethan haben — daß er ferner dasselbe strenge und unbeschränkte Regiment über die Kirche übte, wie Heinrich, und darin ein unantastbares Recht der Krone erblickte, so zeigt sich deutlich, wie sich alle die Fäden der inneren Entwickelung fortspannen, die schon vor seiner Zeit angeknüpft waren und die namentlich Heinrich mit seinem Verstande in einander gefügt hatte. Jene Politik, die mit Kaiser Heinrich II. begann, die in der gesetzlichen Consolidirung der inneren deutschen Verhältnisse durch ein starkes, nach allen Seiten mächtiges Königthum das Fundament der kaiserlichen Gewalt sah, behielt unverändert der Herrscher bei, mit dem ein neues Geschlecht den Thron bestieg, mit dem ein anderer Stamm in den Vordergrund der Geschichte trat; jene Politik blieb wesentlich dieselbe, nur daß sie immer deutlicher und kräftiger auftrat, je mehr sie zu augenfälligen Erfolgen gedieh. Ueberreich hat Konrad auf dem Felde geerndtet, das von seinem Vorgänger mit unermüdlicher Sorgfalt bestellt war.

Klar und unleugbar ist der enge Zusammenhang des neuen Regiments mit dem alten, und doch springt der Unterschied beider in die Augen, sobald man den Dingen näher tritt. Von jeder Familienpolitik hielt sich der kinderlose Heinrich fern; Konrads Regiment ist dagegen durchaus von dem Gedanken geleitet, die Herrschaft seinem Sohne zu bewahren, ein erbliches Kaiserthum zu gründen. Das Wohl des Reichs, die Ehre seines Geschlechts, die Zärtlichkeit des Vaters wirkten zusammen, daß er diesen Punkt von dem ersten Tage seiner Regierung an unverrückt in das Auge faßte. Die Erblichkeit der Krone war gleichsam die Entgeltung, die Konrad von den Vasallen für die Erblichkeit der Lehen forderte und die sie ihm nicht verweigern durften. Schon im Anfange des Jahres 1026 wurde der achtjährige Heinrich als Nachfolger des Vaters anerkannt; dann wurde der Knabe zu Achen gekrönt; sobald die burgundische Frage auftauchte, mußte das Anrecht desselben auf die Erbfolge in Burgund beschworen werden; unverzüglich ließ Konrad seinem Sohne huldigen, als er die Regierung des neuen Reiches übernahm, und übergab ihm diese sogar noch vor seinem Tode, um auch den letzten Zweifel über die Nachfolge zu heben.

Im Purpur wuchs der kleine Heinrich heran, für die Krone wurde er mit der größten Sorgfalt erzogen. Die höchste Meinung hegte Konrad von der Einsicht und Geschicklichkeit des Bischofs Brun von Augsburg, des Bruders Heinrichs II., seinem Rathe folgte er in

den Staatsangelegenheiten am Liebſten, und ihm übertrug er voll Vertrauen auch die Erziehung des Sohnes. Als Brun ſtarb, ehe noch der königliche Knabe zur Selbſtſtändigkeit gereift war, wurde derſelbe der Obhut des Biſchofs Engelbert von Freiſingen übergeben und ihm die Burg Andechs als Aufenthaltsort angewieſen. Die großen Verdienſte Engelberts um die Verdienſte des Sohnes erkannte der Kaiſer im Jahre 1033, wo der junge Heinrich das Schwerdt empfing und frei in das Leben trat, durch mehrfache Schenkungen an das Bisthum Freiſingen an. Nicht allein in den Staatsgeſchäften und in den Lehren der Kirche hatte Konrad ſeinen Sohn unterweiſen laſſen; zu tief verſpürte er den Mangel gelehrter Bildung, um nicht darauf bedacht zu ſein, den Sohn früh ſoviel wiſſenſchaftlichen Unterricht geben zu laſſen, als die Welt auf dem kaiſerlichen Thron verlangte und an ihm vermißte. Es war ein Lombarde, Amalrich mit Namen, der in den Wiſſenſchaften jener Zeit den jungen Heinrich unterweiſen mußte und einen gelehrigen Schüler in dem reichbegabten Knaben fand. Längſt mit der Krone geſchmückt und für das Regiment ſorglichſt vorgebildet, trat Konrads Sohn in die erſten Jünglingsjahre, um ſofort die Freuden und Genüſſe, die Sorgen und Mühen der Herrſchaft in ihrem ganzen Umfange aus Erfahrung kennen zu lernen. Kaum ſechszehn Jahr alt, verhandelte er einen Bundesvertrag mit einem der weiſeſten und erfahrenſten Könige jener Zeit, führte er zweimal ein Heer gegen einen nicht verächtlichen Feind und überwachte ſelbſtſtändig, während der Vater Burgund gewann, die Angelegenheiten des Oſtens. Selten hat ein Fürſt, der an der Macht hing, wie es Konrad that, ſchon bei ſeinen Lebzeiten dem Sohne eine gleiche Theilnahme am Regiment gewährt; ſeltener noch, wenn der Sohn ſo ſelbſtbewußt war, wie der junge Heinrich, der von der Bedeutung des Regiments doch noch ganz andere Gedanken hegte als ſein Vater. Nur die Rückſicht auf die geſicherte Zukunft des Reichs und des Sohnes konnte Konrad zu ſolcher Entſagung vermögen.

Von zwei Seiten, wie die Erfahrung lehrte, war die Krone vornehmlich Angriffen ausgeſetzt: von der Macht der Herzöge und durch die Anſprüche der nächſten Verwandten des regierenden Hauſes. Hier oder dort lagen die Keime jener inneren Kriege, die ſeit einem Jahrhundert den Thron ſo oft bedroht hatten. Nach beiden Seiten ſuchte Konrad ſeine und ſeiner Nachkommen Regierung für alle Folge zu ſichern.

Längſt iſt erkannt worden, wie Konrad nicht Geringeres im Schilde führte, als das deutſche Herzogthum ganz zu beſeitigen. Denn

die Uebertragung faſt aller erledigten Herzogthümer auf ſeinen Sohn und Nachfolger kam im Weſentlichen einer Aufhebung der herzoglichen Gewalt gleich. Auch ließ die Gunſt der Umſtände in der That den Kaiſer manche vernichtenden Schlag auf die herzogliche Gewalt führen. Der Tod des kinderloſen Luxemburgers in Baiern bot ihm Gelegenheit, ſeinen Sohn mit dieſem Herzogthum zu belehnen; mehrere Jahre ſpäter ſtarb dann Hermann II. von Schwaben unbeerbt, und der junge Heinrich konnte auch Schwaben gewinnen; auch das Herzogthum Kärnthen war einmal unbeſetzt und kam dann an einen kinderloſen Mann; ſo daß nur die Einziehung Sachſens und Lothringens fehlte, um das Herzogthum ganz zu vernichten und den König zum unmittelbaren Herrn aller deutſchen Länder zu machen.

Die Herzogthümer waren ſeit der Begründung des Reichs gleichſam die Säulen des Baues geweſen, über denen ſich die königliche Macht als das verbindende Dach erhob; dieſe Säulen umreißen, hieß den alten Bau zerſtören, hieß das Reich nach ſeiner alten Bedeutung aufheben. Wie hätten die deutſchen Fürſten dem ruhig zuſehen ſollen! Wenn nicht die Ehrfurcht vor dem Werk ihrer Väter, mußten ſie doch ihre eigenen Intereſſen treiben, eine Inſtitution zu erhalten, auf der vor Allem ihr Einfluß auf den großen Gang der Dinge, auf der ihre eigenen Selbſtſtändigkeit, ihr Gegengewicht gegen die Allmacht der Krone beruhte? Wie machtvoll und gebietend auch Konrads Stellung gegen die deutſchen Großen war, ſie konnten nicht ſtillſchweigend die Vernichtung der herzoglichen Gewalten geſchehen laſſen. An gewaltigen Stürmen im Rathe der Fürſten kann es demnach nicht gefehlt haben; nur ſcheinen leider unſere Gewährsmänner für die Geſchichte Konrads nicht im Stande geweſen zu ſein uns von ihnen zu melden. Um ſo werthvoller iſt daher ein bisher wenig bekanntes Actenſtück, das einen tiefen Blick in jene inneren Kämpfe der Fürſten mit dem Kaiſer werfen läßt. Es iſt ein Brief eines jungen Geiſtlichen an den Biſchof Azecho von Worms aus dem Jahre 1035, wo ſich der langverhaltene Zorn des Kaiſers über den Herzog Adalbero von Kärnthen entlud, der um Pfingſten zu Bamberg vor den Fürſten wegen Majeſtätsverbrechens angeklagt, auf dieſe Anklage — wir wiſſen nicht, ob mit Recht oder Unrecht — verurtheilt und ſeines Herzogthums entkleidet wurde.

Der Schreiber des Briefs hielt ſich zu der Zeit, als Adalberos Abſetzung ruchbar wurde, zu Mainz auf und meldete dem Biſchof, daß dort gleichzeitig mehrere Fürſten mit dem Erzbiſchof von Köln und dem Biſchof Brun von Würzburg, dem Vetter des Kaiſers, mit

großem Eifer Berathungen hielten. Was die Fürſten beabſichtigten, wußte er nicht ſicher anzugeben, aber jene Vorgänge am kaiſerlichen Hofe, die das allgemeine Geſpräch bildeten, konnte er aus guter Quelle mittheilen und that es: Man erzählt — ſo berichtet er — daß der Kaiſer von alter Zeit her gegen den Herzog Adalbero einen tiefen Groll hege und ſolche Erbitterung gegen ihn gefaßt habe, daß er die Markgrafen und anderen Fürſten, die gerade am Hofe waren, berief und ihnen gebot, Adalbero ſein Herzogthum und ſeine Mark durch richterlichen Spruch zu entziehen. Die Fürſten urtheilten jedoch, ohne die Gegenwart und Zuſtimmung des jungen Königs Heinrich könne dies nicht geſchehen. Hierauf ließ der Kaiſer ſeinen Sohn rufen, ſtellte ihm Adalberos Unrecht vor und verlangte die dem Verbrechen gebührende Beſtrafung des Herzogs; er beſtand darauf, daß der Kärnthner das Herzogthum verlieren müſſe. Aber der junge König erklärte, eingedenk eines früher mit dem Herzoge geſchloſſenen Vertrages, unter den höchſten Betheuerungen ſeiner Ergebenheit und Treue dem Vater, daß er dazu ſeine Hand niemals bieten könne und dürfe, und blieb hartnäckig bei dieſer Erklärung. Lange wurde die Sache verhandelt. Ermahnungen, Drohungen, Bitten des Vaters führten zu nichts; der junge König blieb hartnäckig bei ſeiner Meinung. Endlich ſank der Kaiſer, ſich erhitzend und im tiefſten Herzen durch den Widerſtand ſeines Sohnes verwundet, vor Aller Angeſicht ohnmächtig zur Erde hin; ſprachlos, mit geſchloſſenen Augen, wie von Sinnen wurde er aufgehoben und man brachte ihn auf ein Bett. Nach einiger Zeit kam er wieder zu ſich und ließ alsbald wiederum ſeinen Sohn und die Fürſten rufen. Auf das Tiefſte demüthigte er ſich vor ihnen, ſeiner kaiſerlichen Majeſtät vergeſſend; unter Thränen warf er ſich vor ſeinem Sohn auf die Knie und beſchwor ihn ſeines Vaters zu gedenken, den Triumph ihrer beiderſeitigen Feinde nicht zu vermehren, nicht dem Reiche den größten Schimpf und ſich ſelbſt ewige Schande zu bereiten, indem er ſich von ſeinem Vater losſage. Da wurde endlich der junge König durch die Thränen des Vaters gerührt, ging in ſich und ergab ſich in das Gebot und den Willen des Kaiſers. Er erklärte, daß er durch einen Schwur, den er früher Adalbero geleiſtet, gebunden geweſen ſei, und daß ſein Erzieher, der Biſchof Engelbert von Freiſingen, ihn zu dieſem Schwur bewogen habe. Hocherzürnt fragte der Kaiſer den Biſchof, ob dem ſo wäre. Dieſer verhehlte es nicht und ſuchte ſich damit zu rechtfertigen, daß er den Schwur nur veranlaßt habe, um Adalbero dem Könige treu zu erhalten, der Schwur ſelbſt überdies nichts anderes enthalten habe, als was ſich ohnehin ver-

ſtanden hätte, daß nämlich der Herzog ohne Urtheil und Recht keinen Schaden an Hab und Gut erleiden ſolle. Aber der Kaiſer hörte wenig auf ſolche Entſchuldigungen, fuhr mit der größten Heftigkeit auf den Biſchof los und wies ihn aus der Thüre; unter einer Fluth von Schmähreden zog ſich der Biſchof ſchambedeckt zurück. Hierauf kehrte der Kaiſer zum Fürſtengericht zurück, welches Herzogthum und Mark dem Kärnthner abſprach. Man erzählte außerdem, wie der Briefſteller meldet, daß man befürchte, der Herzog werde ſich mit Hülfe der Kroaten und Winden dem Willen des Kaiſers widerſetzen; deshalb ſei beſchloſſen, die Baiern an dem bevorſtehenden Zuge nicht Antheil nehmen zu laſſen. Die Mark Adalberos ſei, wie man ſage, einem gewiſſen A. von L. übergeben — der Name iſt nicht ausgeſchrieben —; das Herzogthum ſelbſt ſei noch nicht verliehen, doch werde in den nächſten Tagen ſich Kuno nach Hofe begeben, um ſeine Werbung dort anzubringen.

Der Brief bedarf nur eines kurzen Commentars. Wir wiſſen, daß die Abſetzung Herzog Adalberos zu Pfingſten 1035 erfolgte; der Kriegszug, zu dem man ſich damals anſchickte, war der Kriegszug gegen die Liutizen, von dem bald weiter die Rede ſein wird. Die Mark, die getrennt von dem Herzogthum vergeben wurde, war die karantaniſche, das jetzige Steiermark, mit der Adalbero ſchon vor ſeiner Erhebung zum Herzog belehnt war und die jetzt an den Grafen Arnold von Lambach verliehen wurde. Die übrigen Marken, die ſich ſpäter von Kärnthen löſten, blieben damals noch mit dem Herzogthum verbunden. Kuno, der ſich um das erledigte Herzogthum bewarb, war Niemand anders, als Konrad der Jüngere, der die als Knaben ihm entzogene Erbſchaft ſeines Vaters jetzt in Anſpruch nahm; auf ſeine Bewerbung wird ſich die Verſammlung in Mainz bezogen haben, bei der auch ſein Bruder Brun zugegen war und wo man die Vorgänge zu Bamberg ſo eifrig beſprach. Uebrigens erreichte der Vetter des Kaiſers nicht ſo bald ſeinen Zweck; erſt am 2. Februar 1036 wurde er auf einem Fürſtentage zu Augsburg in das Herzogthum ſeines Vaters und Großvaters wieder eingeſetzt. Der entſetzte Herzog hatte ein unglückliches Ende. Mit ſeinen Söhnen wurde er zum Exil verurtheilt; doch er entkam demſelben im Jahre 1036 und kehrte nach Kärnthen zurück, wo er den Grafen Wilhelm von Frieſach und Soune, den er als die Veranlaſſung ſeines Sturzes beſonders angeſehen zu haben ſcheint, befehdete und erſchlug. Von den Kaiſerlichen verfolgt, flüchtete er ſich nach der Ebersburg, wurde aber bezwungen und dann abermals in die Verbannung geſchickt. Nach dem Tode des Kaiſers brach

er zum zweitenmal aus dem Exil hervor und stürzte sich wiederum in die Fehde mit den Söhnen des Grafen Wilhelm. In diesen Kämpfen fand er im Jahre 1039 den Tod. Seine Söhne wurden später in das väterliche Erbe zurückgeführt, und das Geschlecht der Eppensteiner blühte noch lange in Kärnthen fort.

Wir sehen, mit welchen Schwierigkeiten der Kaiser zu kämpfen hatte, um die Macht der Herzöge zu brechen; gewiß nicht weniger dornenvoll für ihn war der Pfad, den er einschlug, um die königliche Gewalt gegen die Ansprüche und Angriffe seiner eigenen Verwandten zu schützen. Schon unter dem sächsischen Hause war es Sitte gewesen, um des Reichsinteresses willen jüngere Söhne oder unächte Sprossen des königlichen Geschlechts dem geistlichen Stande zu widmen; die Töchter der Kaiser mußten sich aus demselben Grunde meist zum Klosterleben bequemen, und übel genug hatte es Otto III. vermerkt, daß eine seiner Schwestern sich mit einem ritterlichen Manne vermählte. Auf demselben Wege war auch Heinrich II. vorgeschritten; er bestimmte nicht allein fast alle seine Schwestern den Schleier zu nehmen, er brachte nicht allein seinen Halbbruder Arnold in den geistlichen Stand, sondern nöthigte auch seinen einzigen rechten Bruder Brun, sobald er sich gegen ihn erhob, dem weltlichen Leben zu entsagen. Aber planmäßiger noch, als alle seine Vorgänger, verfolgte Kaiser Konrad die eingeschlagene Richtung, um sein und seiner Nachfolger Regiment vor den Ansprüchen der eigenen Familie zu schützen; fast alle männlichen Glieder derselben zwang er die Tonsur zu nehmen. Wir wissen bereits, wie sein einziger Bruder Gebhard und sein Vetter Brun das Schwerdt mit dem Brevier vertauschen mußten, ebenso mußte ein spätgeborener Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, Wilhelm mit Namen, der einzige Oheim des Kaisers von väterlicher Seite, unter den Klerus treten. Sie alle wurden zu einträglichen Bisthümern befördert, Wilhelm wurde Bischof von Straßburg (1029), Brun von Würzburg (1034), Gebhard von Regensburg (1036); aber einen wahrhaft bischöflichen Wandel werden sie kaum geführt haben, wenigstens blieb Gebhard für seine Lebenszeit die Neigung zum Waffenlärm und weltlichen Händeln. Kaiser Konrad erreichte indessen seinen Zweck; von seinem Hause trug bei seinem Tode Keiner ritterliche Waffen, als sein einziger Sohn, dem er das Reich hinterließ, und der kinderlose Konrad von Kärnthen.

In den erwähnten Beziehungen war Konrad als dem Begründer einer neuen Dynaſtie ſchon gleichſam von Natur eine andere Stellung zugewieſen, als dem kinderloſen Heinrich. Aber es gab auch andere und größere Differenzen zwiſchen dem Regiment beider, die ſich nicht auf dynaſtiſche Motive zurückführen laſſen. Sie zeigen ſich wohl am Klarſten in der verſchiedenen Art und Weiſe, wie ſie die kirchlichen Angelegenheiten leiteten und überwachten.

Gerade die erſten Häupter der Kirche hatten zu Konrads Erhebung das Meiſte beigetragen. Dem Mainzer Erzbiſchof dankte er die Wahl in Deutſchland, dem Mailänder die Anerkennung in Italien, der Papſt hatte ſich beeilt, ihn mit der Kaiſerkrone zu ſchmücken. Keinem Kaiſer ſind jemals alle kirchlichen Gewalten bereitwilliger entgegengekommen, als Konrad; von allen Seiten bedrängt, trieb das eigene Intereſſe ſie zu den Stufen ſeines Thrones. Das Papſtthum in der jammervollſten Rathloſigkeit, Odilo und die Cluniacenſer unter der Zuchtruthe des franzöſiſchen Epiſcopats, die lombardiſchen Biſchöfe von dem Adel des Landes mit dem Ruin ihrer Herrſchaften bedroht, die deutſchen Biſchöfe von ihren alten, nicht mehr durch Heinrichs Strenge geſchreckten Feinden beunruhigt, die deutſchen Klöſter endlich, wie die franzöſiſchen in ihren Privilegien von den Biſchöfen angegriffen, — ſie alle ſuchten beim Kaiſer Hülfe und Rettung und legten ihm eine Macht in die Hände, wie ſie ſeit den Tagen Ottos des Großen kein Fürſt in der Kirche geübt hatte. Reformation der Kirche war ſchon ſeit Jahrzehnden der allgemeine Ruf, Papſtthum und Kaiſerthum hatten in denſelben eingeſtimmt; endlich ſchien ein Zeitpunkt gekommen, wo ein Kaiſer die Reformation durchführen konnte, ohne jedes Hinderniß, ohne ernſtliche Gefahren, mit einem unzweifelhaft glänzenden Erfolge. Auch werden die Cluniacenſer dies von Konrad erwartet haben. Nicht allein, daß Odilo ſogleich ſich ihm näherte; auch Richard von St. Vaaſt und Poppo von Stablo, die Häupter der cluniacenſiſchen Reformen in Lothringen, wurden nicht müde, den Intereſſen des Kaiſers zu dienen. Sie beſaßen die Gunſt deſſelben, und wir erfahren, daß ſie auch zeitweiſe Einzelnes von ihm für ihre kirchlichen Abſichten erreichten. So übertrug der Kaiſer dem Poppo einmal die obere Leitung der bedeutendſten deutſchen Klöſter, wie Hersfeld, St. Gallen, Weißenburg, Echternach, Limburg u. ſ. w., und es hätte ſich ſo leicht eine Congregation bilden können, welche die Grundſätze der Cluniacenſer tief in das innere Deutſchland verbreitete. Aber die Congregation gewann niemals Beſtand, da die alten Klöſter mit Hartnäckigkeit an ihrer Selbſtſtändigkeit feſthielten und das ſtreng-

gebundene Weſen Clunys der deutſchen Natur überhaupt zuwider war. Auch war Kaiſer Konrad am Wenigſten nach dieſer Seite hin entſchieden und durchgreifend; er beſaß, die Wahrheit zu geſtehen, weder für die Abſichten der Cluniacenſer noch überhaupt für jene reformatoriſchen Beſtrebungen, die er bei ſeiner Thronbeſteigung vorfand, ein tieferes Verſtändniß. Die Kirche hatte für ihn nur eine weſentliche Bedeutung, ſo weit ſie ſeinen ſtaatlichen Abſichten diente oder ſeinem perſönlichen Religionsbedürfniß genügte.

Denn trotz ſeiner anſtößigen Ehe mit Giſela, welche der ſtrengeren Geiſtlichkeit immer ein Dorn im Auge blieb, war Konrad doch ein ergebener Sohn der Kirche. Er bekannte mit Aufrichtigkeit ihre Lehren und fand in den frommen Werken der Zeit Beruhigung für ſeine Sünden wie Gewähr für den glücklichen Beſtand ſeiner Herrſchaft. Nach der Weiſe ſeines Vorgängers ließ er ſich in mehrere geiſtliche Brüderſchaften aufnehmen und gewährte dieſen und anderen kirchlichen Stiftungen reiche Geſchenke und große Privilegien; an Freigebigkeit gegen die Kirchen und Klöſter ſtand er den früheren Kaiſern wenig nach. Wenn er auch nicht neue Bisthümer wie Heinrich errichtete, ſo hat er doch, obſchon in anderer Weiſe, den Glanz der Kirche nicht minder erhöht. Er führte Kirchenbauten von einer Größe und Pracht auf, wie man ſie in den deutſchen Ländern bis dahin niemals geſehen hatte; Werke, die noch jetzt die höchſte Bewunderung verdienen. Es war bald nach ſeinem Regierungsantritt, daß er auf ſeinem verfallenen Erbgute, Limburg in der Hardt, eine Abtei zu errichten beſchloß. Den Bau übertrug er dem Abte Poppo von Stablo, wie denn die Cluniacenſer damals die rührigſten und thätigſten Bauleute des Abendlandes waren. In wenigen Jahren wurden Kirche und Kloſter vollendet; wo in den alten Burgruinen noch vor Kurzem das Wild ſein Lager gemacht hatte, ſah man ſich nun ein ſtattliches Kloſter und eine prächtige Baſilika erheben, die an Größe der Dimenſionen und Zierlichkeit der Ausführung damals nur in Rom ihres Gleichen fand und deren Ruinen noch heute durch Großartigkeit und Reinheit der Form imponiren. Und zu derſelben Zeit betrieb Konrad den Bau eines Johanneskirche zu Speier und begann den dortigen Dom, an dem er und ſeine Nachkommen faſt ein ganzes Jahrhundert gearbeitet und wo ſie alle ihre Ruheſtätte gefunden haben. Dieſer Dom gehört für alle Zeiten zu den Wunderwerken unſeres Volkes und unſeres Landes, und der einheitliche Plan zu demſelben iſt ohne Frage in Konrads Geiſte entſtanden, wenn auch in der Ausführung ſpäter Einzelnes geändert wurde. Es kam Konrad darauf an, zur Ehre der Mutter

Digitized by Google

Gottes, welcher der Dom geweiht ist, einen Bau zu errichten, wie seit den Zeiten der römischen Kaiser kein gleicher erwachsen war, und die gigantischen Räume desselben zeugen noch jetzt ebenso sehr für den enormen Schwung seiner Entwürfe und die Kraft seines Willens, wie für seinen religiösen Eifer.

Aber bei dieser frommen Gesinnung hatte Konrad doch weder ein lebendiges Gefühl für die Gebrechen der Kirche, noch besaß er die erforderlichen Fähigkeiten, um eine Reformation derselben einzuleiten und durchzuführen. Schon die gelehrte und theologische Bildung, die Heinrich II. geziert hatte, fehlte ihm gänzlich; in allen kirchlichen Angelegenheiten war er genöthigt, der Einsicht und dem Willen seiner besser unterrichteten Gemahlin den weitesten Spielraum zu lassen. Nach ihrem Ermessen sind unter seiner Regierung fast alle Bischofsstühle Deutschlands besetzt, alle kirchlichen Fragen entschieden worden. Für kirchliche Reformen hatte Konrad so wenig Sinn, daß er, selbst wo sie Aeußerlichkeiten betrafen, ihnen hindernd entgegentrat. So ruhte er nicht eher, als bis Aribos Aenderungen in den Fastenzeiten aufgehoben wurden, und als sein Oheim, Bischof Wilhelm von Straßburg, in der Feier der Adventszeit vom Herkommen abwich, widersetzte er sich der Neuerung nicht nur persönlich, sondern ließ sie auch durch eine Synode zu Limburg verwerfen. Viel weniger noch zeigte er Neigung, sich auf einen großen Umbau der Kirche einzulassen. So erlahmte der reformatorische Eifer selbst der edelsten Männer, und die Kirche versank immer tiefer in die Wogen des weltlichen Treibens. Unter Heinrich II. war die Mission erstorben, unter Konrad siechte auch die Reform hin.

Aber von einer Seite hatte die Kirche denn doch für Konrad ein großes und sehr wesentliches Interesse; war sie doch jene große politische Körperschaft, auf deren Macht und Reichthum vor Allem sein Vorgänger die Herrschaft begründet hatte. Wie hätte es Konrad entgehen können, daß Heinrichs Regiment hauptsächlich sich auf die fast willkührliche Gewalt gestützt hatte, mit welcher er über der Kirche schaltete? Wie wären ihm die Erfolge verborgen geblieben, die so erreicht waren? Und wie hätte er, dessen Seele Macht über Macht verlangte, irgend ein Recht aufgeben sollen, das ihm vererbt war? Wie nicht anders zu erwarten stand, ist er daher auch hier ganz in die Fußstapfen Heinrichs getreten. Ohne die Privilegien früherer Zeiten zu achten, hat auch er alle Bischofsstühle nach seinen politischen Absichten mit ergebenen Anhängern besetzt; häufig kamen Fremde, meist königliche Kapellane in die erledigten Bisthümer. Nicht selten ließ

ſich der Kaiſer die Inveſtitur bezahlen. Es iſt häufiger geſchehen, als es Wippo zugeben möchte; wir haben dafür außer anderen Zeugniſſen das Zeugniß von Konrads eigenem Sohne. Auch über das Kirchengut hat er ohne Bedenken für ſtaatliche Zwecke verfügt. Die Abtei Kempten gab er ſeinem Stiefſohn Herzog Ernſt zu Lehen, mit Gütern von Reichenau wurde Graf Mangold belehnt, und das ſchon ſo arg heimgeſuchte Hersfeld erfuhr von ihm eine neue Beraubung. In welcher Weiſe er die Biſchöfe behandelte, ſelbſt ſolche, denen er zum größten Danke verpflichtet war, ſobald ſie ſeine Abſichten kreuzten, haben wir an dem Beiſpiele Engelberts von Freiſingen geſehen.

Mit gleicher Willkühr und Strenge hatte freilich auch Kaiſer Heinrich über der Kirche und ihren Häuptern gewaltet, und dennoch — man täuſche ſich darüber nicht — war die Lage der Kirche jetzt nicht mehr dieſelbe, ſondern weſentlich verſchlimmert. Heinrich hatte, wie ſchwer ſeine Hand auch auf dem Klerus ruhen mochte, doch ein innerliches Verhältniß zur Kirche gehabt; ihr Wohl und Wehe bekümmerte ihn in tiefer Seele; das Heil derſelben ſtand ihm mit der Wohlfahrt des Staats in der engſten Verbindung. Je ſchärfer er die Zügel des Regiments den geiſtlichen Herren gegenüber anzog, je willfähriger und nachgiebiger zeigte er ſich gegen ſie auf der anderen Seite; wenn er die Klöſter beraubte, war er um ſo freigebiger gegen die Bisthümer; dafür, daß die Biſchöfe ſeine Kriege führen mußten, ſchaffte er ihnen Ruhe und Sicherheit in ihren eigenen Territorien; ſo groß ihre Einbußen waren, der Verluſt wurde ihnen meiſt zehnfach vergolten. Konrad hatte dagegen allein für die Ausbreitung und Befeſtigung ſeiner Macht wahrhaft Sinn und Verſtändniß; die Biſchöfe hatten vor Allem ſeinen politiſchen Zwecken zu dienen und ſeinen Willen zu vollſtrecken; ihre beſonderen kirchlichen Intereſſen und Ziele waren ihm ſo gut wie gleichgültig. Jede ſelbſtſtändige Regung in der Geiſtlichkeit ſchien ihm bedenklich; jede Auflehnung derſelben gegen ſeine Macht beſtrafte er mit rauher, faſt möchte man ſagen mit roher Gewalt. Wie wenig der Kaiſer ſelbſt das Anſehen des Papſts vor der Welt ſchonte, zeigt ein Vorgang, den Hermann von Reichenau in ſeinen Annalen berichtet. Der Abt ſeines Kloſters hatte ſich vom Papſt ein Privilegium erwirkt, das ihm die Meſſe in biſchöflichen Sandalen zu halten erlaubte. Biſchof Warmann von Koſtnitz ſah hierin eine Anmaßung ſeiner biſchöflichen Gerechtſame und brauchte ſein Anſehen beim Kaiſer, um den Abt zu verdächtigen; und in der That ruhte Konrad nicht eher, als bis der Abt das päpſtliche Privilegium mit den Sandalen auslieferte und beides in öffentlicher Synode

verbrannt wurde. Schlimmer noch schien das geistliche Ansehen gefährdet, als im Jahre 1036 Erzbischof Burchard von Lyon, weil er den Landfrieden gestört und den Sohn jenes Seligers befehdet hatte, der die burgundischen Reichsinsignien Konrad überbrachte, in Ketten nach Deutschland geschleppt wurde, wo er mehrere Jahre lang in strenger Haft blieb. Ein ähnliches Loos traf den gewaltigen Aribert von Mailand, den Mann, dem der Kaiser die Krone Italiens und zum großen Theil auch die Eroberung Burgunds verdankte; wir werden unten das Weitere davon zu berichten haben.

Noch einmal begegnet uns hier Erzbischof Aribo, der auf dem Tage zu Kamba die Stimmen auf Konrad gelenkt, zu Mainz ihn gekrönt hatte. Wir wissen, mit wie gigantischen Plänen sich dieser feurige und ehrgeizige Baier trug, wie er sich trotz Kaiser und Papst zum Reformator der deutschen Kirche geschaffen glaubte. Und fürwahr keine Stellung schien Anfangs der seinigen zu vergleichen. Während alle anderen Metropolen mehr oder weniger nur eine provincielle Wichtigkeit behielten, hatte Mainz eine allgemein nationale Bedeutung gewonnen; alle geistigen und geistlichen Bestrebungen der Deutschen schienen hier ihren Mittelpunkt zu finden, das ganze Geschäftswesen des Reichs concentrirte sich in den Händen des Erzbischofs, der sich zum Erzkanzler des Kaisers diesseits und jenseits der Alpen aufgeschwungen hatte. Zweimal nach einander hatte der Mainzer wesentlich die Entscheidung über die Krone in Händen gehabt und in seiner eigenen Stadt das Krönungsrecht geübt; fast schien es, als ob er ein Recht hätte, über das Reich zu verfügen. Papst Benedict VIII. und Kaiser Heinrich, Aribos Gegner, waren schnell nach einander gestorben, zu seiner Seite stand der neue, von ihm erhobene König — wie hätte er da nicht Alles für seine Reformen wagen, nicht Alles hoffen können! Aber nur zu bald erkannte er, wie trügerisch die menschlichen Hoffnungen. Die Erbitterung Giselas und die List seines neidischen Vetters Piligrim wirkten zusammen, den Boden zu untergraben, auf dem er sicher zu stehen wähnte. Demüthigungen folgten auf Demüthigungen; weder durch dienstwillige Ergebenheit noch durch kecken Trotz konnte er sich gegen seine Feinde behaupten. Bald gab er jene weitaussehenden Reformpläne auf, zufrieden, wenn er nur seine eigenen bescheidenen Ansprüche auf Kloster Gandersheim durchkämpfte. Aber auch hierin war ihm der Kaiser entgegen, und Bischof Godhard gewann einen Triumph nach dem anderen. Auch bei der Entscheidung des Nationalconcils zu Frankfurt im Jahr 1027 beruhigte sich Aribo nicht; Jahr für Jahr brachte er auf neuen Synoden die alte Sache zur

Sprache, mit der zäheſten Zähigkeit hielt er an ſeinen Anſprüchen feſt; aber ein Erfolg wurde ihm niemals zu Theil. Da brach endlich die Kraft des Mannes. Als er im Juni 1030 am Hofe des Kaiſers zu Merſeburg mit Biſchof Godhard zuſammentraf, ſah dieſer ihn eines Morgens allein in das Zimmer treten; unter vier Augen bekannte hier Aribo, daß er in ſeinen Anſprüchen auf Gandersheim gefehlt habe, bat den Biſchof um Verzeihung und gelobte ewiges Stillſchweigen. Aribo fühlte, er hatte ſeine Rolle ausgeſpielt, ſein Leben war beſchloſſen. Am Weihnachtsfeſt 1030 zu Paderborn bat er öffentlich den Klerus und das geſammte Volk für ſeine Sünden zu Gott zu beten, verlangte von dem Kaiſer und den Brüdern Urlaub zu einer Wallfahrt nach Rom, und trat ſie bald darauf an. Auf der Rückkehr ſtarb er am 6. April. Keiner ſeiner Vorgänger hat kühner begonnen und ſchwächlicher geendet, als er.

Und wer war es, den der Kaiſer zu ſeinem Nachfolger erſah? Lange wurde die Sache bei Hofe erwogen; man brachte alte Privilegien des Kloſters Fulda zur Sprache, nach denen immer der dritte Erzbiſchof von Mainz ein Abt dieſes Kloſters ſein ſollte; aber der Kaiſer glaubte Gründe zu haben, vom alten Brauche ſich zu entfernen. Seine oder vielmehr Giſelas Wahl fiel auf einen alten Mönch, Bardo mit Namen, einen weitläufigen Verwandten der Kaiſerin. Bardo war in der Wetterau geboren und ſchon früh dem Kloſterleben beſtimmt worden. Eine ſtille Natur, hatte er zu Fulda nur in klöſterlichen Uebungen und in ſeinen Büchern gelebt, der ſanfteſte und beſcheidenſte Menſch der Welt. Der Kaiſer lernte ihn bei einem Beſuch in Fulda kennen, und das ſchlichte Weſen des Mönchs behagte ihm ebenſoſehr, als ihn ſeine Geburt und Dienſtwilligkeit empfahlen. So wurde denn Bardo, trotzdem daß er ſchon funfzig Jahre zählte, ſchnell von Ehren zu Ehren erhoben. Zuerſt übertrug der Kaiſer ihm die Abtei Werden, bald darauf nach der Entſetzung des Abts auch das Kloſter Hersfeld, und nun erhob er ihn ſogar auf den erſten Biſchofsſtuhl des Reichs. Das Erſtaunen über die Wahl des Kaiſers war allgemein, dieſer einfache und der Welt unkundige Mönch ſchien am Wenigſten zum Nachfolger eines Willigis und Aribo gemacht; ſeine Ernennung war gleichſam ein Hohn für Mainz und alle deutſchen Biſchöfe. Lange trieben die Neider und Spötter ihr Spiel, und ſo weit kam es, daß den Kaiſer ſelbſt einen Augenblick ſeine Wahl gereuete. Es war am Weihnachtsfeſt des Jahrs 1031 zu Goslar, als Bardo zum erſtenmal vor dem Kaiſer und Hof predigte, aber ſeine Rede, kurz und ſchlicht, machte nur geringen Eindruck und wurde der

Gegenstand neuen Spottes, zumal am nächsten Tage Bischof Dietrich von Metz recht geflissentlich alle Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete. Der Kaiser war im höchsten Maaße verstimmt, und als Bardo am dritten Tage aufs Neue die Predigt übernehmen wollte, beschwor man ihn davon abzustehen um den Unmuth des Kaisers nicht zu verstärken. Aber Bardo war nicht gewillt, seinen Gegnern das Feld zu räumen; er predigte abermals, und diesmal mit solcher Weihe und Salbung, daß die frechen Zungen verstummten und der Kaiser die größte Genugthuung empfand.

In der That bewährte Bardo später, daß er seines bischöflichen Amtes nicht unwerth war. Er war eifrig in seinem geistlichen Amt, sein Lebenswandel musterhaft, seine Bildung ungewöhnlich. Seine Zeit erkannte ihn als den ersten Prediger an und gab ihm den Beinamen Chrysostomus; durch die Fortsetzung des Mainzer Dombaus sicherte er sich bei der Nachwelt einen geehrten Namen; Wunder und Zeichen wollte man noch lange nachher am Grabe des heiligen Mannes bemerken. Aber ein Mann wie seine Vorgänger war er nicht, und die politische Macht und weltliche Bedeutung der Stiftung des heiligen Bonifaz ist tief unter ihm gesunken. Sein Pontificat eröffnete sich sofort mit einem großen Opfer für Mainz. Piligrim von Köln, der Aribo bereits das Krönungsrecht entrissen, wußte jetzt auch das Erzkanzleramt für Italien sich zu gewinnen, das seine Nachfolger dann dauernd behaupteten. Auf einer Synode, die zu Tribur im Mai **1036** vor dem Kaiser abgehalten wurde, mußte Bardo ferner ruhig ansehen, daß die Seligenstädter Beschlüsse und andere Neuerungen seines Vorgängers aufgehoben wurden. Endlich hatte er unablässig mit seinen eigenen Vasallen und Ministerialen zu kämpfen, die seinen Dienst verließen, um den lohnenderen Dienst des Kaisers aufzusuchen. Man war zu Mainz mit der Amtsverwaltung des eifrigen Mannes doch in der That sehr wenig zufrieden. Seine Schlichtheit, sagt sein ältester Biograph, wäre den Leuten nicht eben als Weisheit erschienen, und erst später sei es durch die Wunder an Bardos Grabe klar geworden, wie wohlgefällig Gott solche Einfalt sei.

Niemand kann bezweifeln, daß Konrad bei Bardos Wahl keine andere Absicht hatte, als die Uebermacht des Mainzer Erzbisthums herabzudrücken. Köln war recht eigentlich ersehen, um Mainz das Gegengewicht zu halten. Als im Jahr **1036** Erzbischof Piligrim starb, der größere Ehren an seine Kirche gebracht hatte, als je einer seiner Vorgänger, wurde ein junger fürstlicher Mann zu seinem Nachfolger bestimmt. Es war Hermann, der Sohn des Pfalzgrafen Ehrenfried,

ein Enkel Kaiſer Ottos II., der ſchon als Kanzler Italiens die Geſchäfte des Reichs kennen gelernt hatte und auch als Erzkanzler Italiens Piligrim folgte. Mit großen Anſprüchen für ſein Stift trat er auf; man erzählt, daß er ſelbſt noch einmal die alten Streitigkeiten mit dem Erzbisthum Hamburg-Bremen erneuert habe. Gegen einen ſolchen Nebenbuhler mußte es Bardo ſchwer fallen, ſein Recht zu behaupten.

Es konnte wohl nicht anders ſein, als daß bei dieſem Uebermaaß kaiſerlicher Macht und Willkühr ein drückendes Gefühl ihrer Abhängigkeit die deutſchen Biſchöfe beſchlich. Beſonders macht ſich dies in Lothringen bemerklich, wo manche Biſchöfe ſich ſichtlich beſtrebten, eine engere Verbindung mit Rom anzuknüpfen, um hier eine Stütze für ihre ſchwankende Macht zu finden. Es war im Jahr 1028, daß der Biſchof Reginard von Lüttich, der vom Kaiſer ſein Bisthum vor drei Jahren erkauft hatte, nach Rom ging, ſeine Schuld fußfällig vor dem Papſte bekannte und ſeinen Krummſtab in die Hände deſſelben niederlegte. Er erhielt ihn zurück und führte nachher ſein Amt nach den Vorſchriften der Cluniacenſer. Es war um dieſelbe Zeit, daß der muthige Babenberger, Erzbiſchof Poppo von Trier, ſich nach Rom begab und mit dem Papſte in genaue Verbindungen trat. Auf Anrathen deſſelben unternahm Poppo ſpäter eine Wallfahrt nach Jeruſalem und fand bei ſeiner Rückkehr ſein Bisthum von dem Grafen Giſelbert von Luxemburg auf das Schmählichſte verwüſtet. Seine Klagen beim Kaiſer hatten keinen Erfolg. Da wandte er ſich in einem merkwürdigen Briefe, der uns erhalten iſt, nach Rom und bat auf das Dringendſte den Papſt um Unterſtützung. Und vielleicht hatte auch Aribos Reiſe nach Rom keinen anderen Zweck, als ſeine früheren Angriffe auf den apoſtoliſchen Stuhl abzubitten und den Nachfolger Petri vor den Gefahren zu warnen, die der Selbſtſtändigkeit der deutſchen Kirche vom Kaiſer drohten.

So wandten ſich wohl die Blicke Mancher hoffend nach Rom; aber welche Hülfe ſollte von dorther ihnen kommen? Johann XIX., ein ſchwankes Rohr ſein ganzes Leben hindurch, ein Menſch, jedes ſittlichen Ernſtes bar und ohne alles Gefühl für ſeine geiſtliche Stellung, wie hätte der einem Kaiſer, wie Konrad, offen entgegenzutreten gewagt? Wie hätte er, kaum ſich ſelbſt auf dem Stuhle Petri ſicher fühlend, Anderen hülfreich die Hand zu bieten vermocht? Es war im Januar 1033, daß Johann endlich ſein unwürdiges Leben beſchloß. Sein Tod war nur deshalb ein Unglück für Rom und die abendländiſche Kirche, weil der ſchmählichen Wahl eine ſchmählichere folgte.

Noch immer hatten die Tuſculaner Rom ganz in ihrer Gewalt und beherrſchten deshalb auch die Beſetzung des päpſtlichen Stuhls; die kaiſerlichen Rechte in der Stadt, vor Allem das Recht über den Stuhl Petri zu verfügen, waren ſeit einem Menſchenalter nicht geübt worden und faſt vergeſſen. In der nichtswürdigſten Weiſe misbrauchten nun jetzt die Tuſculaner ihre Macht und die uſurpirte Befugniß, die Wahl zu lenken. Der Graf Alberich von Tuſculum, der ſich einen Pfalzgraf des Lateran und Conſul der Römer nannte, verwandte ungläubliche Summen, um die Wahl ſeines Sohnes Theophylact, eines zehnjährigen Knaben, durchzuſetzen. Es gelang zur ewigen Schmach der Römer. Unter den Namen Benedict IX. beſtieg Theophylact den apoſtoliſchen Stuhl, den er durch Bubenſtreiche ſchändete. In Jahren, wo er der Zuchtruthe bedurft hätte, jeder Verantwortung enthoben, ergab ſich der Knabe dem liederlichſten und nichtswürdigſten Leben. Die weltliche Herrſchaft führten für ihn ſeine Brüder Gregorius und Peter, die ſich Conſuln, Herzöge und Senatoren der Römer betiteln. Die Kirche war ohne Leitung, und das geiſtliche Leben gerieth in Rom ſelbſt in dem allerärgerlichſten Verfall. Wie ſtand es nun mit den Träumen der Cluniacenſer? Und welche Hülfe konnten deutſche Biſchöfe von einem ſolchen Papſte erwarten? Wir beſitzen die Antwort, die im Namen des Papſtes dem Erzbiſchof Poppo von Trier auf ſeine Klagen über den Kaiſer gegeben wurde. Man belobt darin die Ergebenheit und Treue des Erzbiſchofs, aber ſtatt der hülfreichen Hand bietet man ihm nichtige Worte und ſendet ihm einen römiſchen Biſchof, der ihm beim Firmeln und Conſecriren unterſtützen ſolle. Wahrlich nicht ſo hatte es Poppo gemeint, wenn er den Papſt bat, ihm einen von ſeinen geachtetſten und verſtändigſten Räthen zu ſchicken, um ihn in ſeiner Bedrängniß mit Rath und Beiſtand zu unterſtützen.

Die Kirche — man kann es kaum leugnen — war an Händen und Füßen gebunden, der Willkühr eines Kaiſers preisgegeben, der ihr nur freien Spielraum ließ, ſoweit ſie ſich als die dienende Martha bekannte und ihren höheren Beruf aufgab, frei für das Reich Gottes zu wirken. An eine Reformation der Kirche, wie ſie Heinrich II. und Benedict VIII. angegriffen hatten, war nicht von ferne zu denken. Mit dem ungeheuern Reichthum und der gewaltigen Weltmacht, die der Kirche zuwuchſen, war ſie zugleich tief in den Schlamm weltlicher Intereſſen und Lüſte verſunken und ſank mit jedem Tage tiefer und tiefer. Weder die äußerliche Geſetzlichkeit und Kirchlichkeit der Cluniacenſer, noch die ſchwärmeriſchen Bußübungen der Schüler Romu-

alds konnten ihr helfen; gerade in Italien und Burgund, wo die eifrigen Bußprediger besonders ihren Sitz hatten, war das Uebel am Schlimmsten. Was den deutschen Klerus noch am Meisten aufrecht erhielt, war vor Allem der Rest altgermanischer guter Sitte. Die Treue und Ehrlichkeit, Keuschheit und Reinheit der Vorfahren waren in diesem Stande so wenig, wie überhaupt in unserm Volke bei aller Verderbniß der Zeit ganz verschwunden; der freie deutsche Geist ließ sich einmal nicht ganz unterdrücken, am Wenigsten, wo es das höchste und heiligste Gut der Menschheit galt. Es lebte in der That noch ein reiches Maaß wahren Glaubensmuthes und aufopfernder Liebe in den deutschen Bischöfen, und es hätte nur eines starken moralischen Impulses von außen bedurft, um zu zeigen, daß der deutsche Clerus noch eben so großer Entschlüsse fähig sei als in der Zeit der Ottonen. Vielleicht, daß ihm diesen Impuls die Mission noch einmal hätte geben können, für die sich um das Jahr 1034 bessere Aussichten zu eröffnen schienen.

1034. Der vielen frommen Seelen nicht mit Unrecht anstößige Bund, den Heinrich II. mit den heidnischen Liutizen geschlossen hatte, löste sich, sobald Konrad der polnischen Uebermacht den Todesstoß gegeben hatte. Nur gleiche Bedrängniß hatte die Deutschen und Wenden zeitweise verbinden können; sobald der gemeinsame Gegner überwunden war, brach daher der alte Haß des Bluts und des Glaubens, schon lange nur mühsam unterdrückt, mit neuer Gewalt hervor. Räubereien und Brandstiftungen geschahen von beiden Seiten; man schweifte plündernd über die Grenzen herüber und hinüber. Es scheint, als ob die Sachsen den schwereren Theil der Schuld trugen; aber sie nicht minder, als die Wenden, kamen klagend vor den kaiserlichen Thron. Schon im Herbst 1032 hatte sich der Kaiser nach Werben begeben, wo er die Streitigkeiten mit den Liutizen friedlich zu schlichten gedachte. Dies scheint auch für den Augenblick geglückt zu sein, aber der Friede hatte keinen Bestand. Sobald sich der Kaiser in den burgundischen Krieg begab, begannen die Plünderungen und Ueberfälle von Neuem. Nicht immer war das Glück mit den Sachsen; im Jahre 1033 wurde der sächsische Graf Liudger mit 42 Rittern von den Liutizen in der Nähe von Werben erschlagen. Konrad begab sich daher gleich nach Beendigung des burgundischen Krieges mit einem sächsischen Heere in das Wendenland; mit starker Hand wollte er jetzt die Liutizen strafen, wenn sie sich nicht vollständig von jeder Schuld zu reinigen wüßten.

Die angeſehenſten Männer des Volks ſtellten ſich vor ſeinem Richter- 1034.
ſtuhl, rechtfertigten, was geſchehen war, und ſchoben die Schuld des Friedensbruches lediglich auf die Sachſen; durch das Gottesurtheil eines Zweikampfs erboten ſie ſich, ihre Unſchuld zu erhärten. Auch die Sachſen, obwohl ſie ein weniger reines Gewiſſen hatten, waren bereit, ihre Sache der Entſcheidung eines Gottesgerichts zu unterwerfen. So gab der Kaiſer auf den Rath der Fürſten ſeine Genehmigung zu dem verlangten Zweikampfe. Jedes Volk wählte ſeinen Kämpen, und beide traten zum Kampfe an. Der Chriſt traute, wie Wippo ſagt, allein auf ſeine Rechtgläubigkeit und trotzte auf den Beiſtand des einigen wahren Gottes; der Heide aber baute auf ſeine gerechte Sache. Jener griff zuerſt keck den Wenden an; der aber leiſtete ihm herzhaften Widerſtand, verwundete ihn dann und warf ihn endlich zu Boden. Dieſer Ausgang des Kampfes erhöhte gewaltig das Selbſtvertrauen der Liutizen und den Glauben an die Macht ihrer Götzen; nur die Anweſenheit des gefürchteten Kaiſers konnte ſie abhalten, ſogleich über die Sachſen herzufallen und ihre Schwerdter mit deutſchem Blute zu netzen. Bald darauf verließ der Kaiſer ihr Land und die Elbgegenden, nachdem er die Burg Werben ſtärker als zuvor hatte befeſtigen laſſen und in derſelben eine zahlreiche Beſatzung zurückgelaſſen hatte; er verpflichtete zugleich eidlich alle ſächſiſchen Fürſten einmüthig den Angriffen der Liutizen zu wehren.

Nach kurzem Aufenthalt in Franken kehrte Konrad nach Sachſen zurück, wo er das Weihnachtsfeſt zu Goslar, die Oſtern zu Paderborn 1035.
feierte. Seine Nähe war erforderlich; denn die Liutizen hatten den Frieden bereits abermals gebrochen und in der Faſtenzeit Werben überfallen; ſie hatten überdies die Beſatzung gefangen fortgeſchleppt und mehrere ſächſiſche Männer getödtet. Der Kaiſer gerieth über ihren Trotz in den höchſten Zorn und traf ſchleunig Vorkehrungen, das aufrühreriſche Volk ſtreng zu züchtigen. Als er die ſächſiſchen Markgrafen und andere Fürſten am Pfingſtfeſt zu Bamberg an ſeinem Hofe ſah, kündigte er eine große Heerfahrt in das Wendenland an und brach bald mit einem ſtattlichen Heere nach der Elbe auf. Aber die Liutizen hatten ihn bereits erwartet und die Elbübergänge beſetzt. Dennoch gelang es dem Kaiſer an einer wenig beachteten Furt einen Theil ſeines Heeres heimlich überzuſetzen und dem Feind in den Rücken zu ſenden. Sobald ſie dies bemerkten, ergriffen die Liutizen die Flucht, und das deutſche Hauptheer konnte ruhig den Fluß überſchreiten. Sengend und brennend durchzogen nun die Deutſchen das Land der Wenden, die ſich in ſumpfige und unwirthbare Gegenden zurückzogen

1035. und hier vor den Verfolgungen der Feinde ſchützten. Der Krieg bot die größten Schwierigkeiten; bisweilen ſah man den Kaiſer ſelbſt bis an die Hüften im Sumpfe ſtehen und ſein Schlachtſchwert auf die Wenden ſchwingen, während er zugleich ſeine Krieger durch Zuruf zum Kampfe anfeuerte. Wo man der Feinde habhaft werden konnte, ſuchte man ſie auf, und mit großer Grauſamkeit wurden die gefangenen Liutizen hingeſchlachtet. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete der Kaiſer unter den Feinden, aber democh gelang es nicht, ſie vollſtändig zu unterwerfen. Im Herbſte kehrte der Kaiſer über die Elbe zurück, entſchloſſen im nächſten Jahre den Kriegszug zu erneuern. Am 16. October war er bereits wieder in Magdeburg.

Im Winter begab ſich Konrad nach dem ſüdlichen Deutſchland, wo er das Weihnachtsfeſt zu Straßburg verlebte; dann nahm er ſei-
1036. nen Weg durch Schwaben nach Franken, um das Oſterfeſt in Ingelheim zu feiern. Das Feſt der Himmelfahrt beging er zu Paderborn, wo ihm Biſchof Meinwerk jetzt noch einmal ſeine Dienſtwilligkeit bewies und bald darauf (5. Juni) das Zeitliche ſegnete. Der Tod hielt überhaupt in dieſem Jahre unter den deutſchen Biſchöfen eine reiche Erndte. Außer Meinwerk und Piligrim ſtarben auch die Biſchöfe von Regensburg, Merſeburg und Minden. Sie wurden nicht immer durch fähigere Nachfolger erſetzt; den Regensburger Krummſtab erhielt, wie bereits erwähnt, des Kaiſers unruhiger Bruder Gebhard. Von Paderborn kehrte der Kaiſer in die rheiniſchen Gegenden zurück und verweilte während des ganzen Juni in der alten Kaiſerpfalz zu Nymwegen, wo er damals die Vermählung ſeines Sohnes mit Knuds ſchöner Tochter Gunhild feſtlich beging. Die wichtigſten Angelegenheiten für das Reich und ſein Haus beſchäftigten ihn, aber er hatte doch den Wendenkrieg nicht vergeſſen.

Von der Hochzeitsfeier ſeines Sohnes eilte Konrad zum Kampfe. Im Juli wurde in ganz Sachſen zu einer neuen Heerfahrt gerüſtet; im Auguſt kam der Kaiſer ſelbſt, um die Führung deſſelben zu übernehmen. Da ſank den Liutizen der Muth; ſie gaben jeden Widerſtand auf und fügten ſich dem Willen des Kaiſers, ſtellten Geißeln für ihre Treue und zahlten eine unermeßliche Menge Geldes. Ein Friede wurde aufgerichtet, in denen der Tribut der Wenden erhöht wurde und ſie überhaupt zu größerer Abhängigkeit vom Reiche herabſanken, als ſie ſeit längerer Zeit gewohnt waren. Die alten Markeinrichtungen Ottos des Großen wurden jedoch nur dürftig hergeſtellt; es ſcheint, Konrad beſorgte die Macht der ſächſiſchen Großen in ge-

Digitized by Google

fährlicher Weiſe zu ſtärken, wenn er ſie abermals zu gewaltigen Her- 1036.
ren unter den Wenden machte.

Alle wendiſchen Marken waren durch die polniſchen und wendiſchen Kriegszüge Konrads wieder unter die deutſche Herrſchaft zurückgebracht. Die Markgrafen ſchalteten wieder, wie vordem in den Ländern zwiſchen Elbe und Oder: Markgraf Bernhard in der Nordmark und unter den Liutizen, der Wettiner Dedi in der Oſtmark und Niederlauſitz, Eckard in der Mark Meißen und dem Lande der Milzener; ſie hatten ihre Burgen unter den Wenden, trieben von ihnen Tribut ein und boten ſie auch wohl zu den Waffen auf; aber ihre Macht auf dem rechten Elbufer faßte doch niemals wieder recht tiefe Wurzel, und das ſlawiſche Weſen blieb ungebrochen. Gewiß hätte es keinen geeigneteren Zeitpunkt geben können, um die Miſſion unter den Wenden neu zu beleben, als er damals eintrat. Aber Kaiſer Konrad war nicht der Mann, der ſich der Miſſion annahm; und ſo ging ungenützt die günſtige Stunde vorüber. Im Sprengel von Meißen erhielt ſich die Kirche freilich in leidlichem Zuſtand, aber in den Havelberger und Brandenburger Sprengeln war das Chriſtenthum ſo gut wie erſtorben. Den Biſchöfen des Wendenlandes begegnen wir nicht ſelten am Hoflager und bei den Heeren des Kaiſers, wie in der Umgebung der Erzbiſchöfe von Hamburg und Magdeburg; unter den Wenden ſcheinen ſie faſt nie ſich gezeigt zu haben. Kein Erzbiſchof hatte bisher auf dem Magdeburger Stuhle länger geſeſſen als Hunfried, aber doch iſt wenig von ſeiner Amtsführung zu melden. Die Bedeutung Magdeburgs als Seminar für die Miſſion des Oſtens ſchien völlig vergeſſen. Von der Wirkſamkeit jener berühmten Domſchule, in welcher der heilige Adalbert und Brun von Querfurt gebildet waren, verlautet jetzt Nichts mehr. Auch der letzte Einfluß Magdeburgs auf die polniſche Kirche hörte auf, als im Jahre **1035** der Biſchof Paulinus von Poſen ſtarb, der noch in Magdeburg die Weihe erhalten hatte; ſein Nachfolger Benedict ließ ſich in Gneſen weihen.

Regeres Leben herrſchte indeſſen um die Erzbiſchöfe von Hamburg. Die letzten Jahre des wackeren Unwan waren überaus reich an Freuden geweſen. Es war die Zeit, wo ſich das lange Ringen des Chriſtenthums mit dem heidniſchen Aberglauben im ſkandinaviſchen Norden auf immer für den wahren Glauben entſchied, wo die Sonne ſich mit ſiegender Gewalt durch die dichten Nebel Bahn brach, die ſie ſtets von Neuem umhüllt hatten. Es waren nicht die Kaiſer, die der Kirche im Norden zu dieſem letzten Siege verhalfen. Es waren

1036. die nordiſchen Könige ſelbſt, denen dieſer Ruhm gebührte. Olaf Haraldsſon, der Norwegsſohn, den ſein Eifer für den Glauben um Reich und Leben brachte; Olaf der Schooßkönig, des abtrünnigen Erichs Sohn, der den hartnäckigen Wahn ſeiner Schweden mit dem Eifer eines Neophyten bekämpfte, und ſein Sohn Amund Jacob, der in den Wegen des Vaters wandelte; der Däne Knud, der mit ſeinem engliſchen Reiche auch die Bekehrungsluſt der angelſächſiſchen Mönche gewonnen zu haben ſchien und der Winfried des Nordens wurde — wie uneins ſonſt unter einander, in dem Eifer für den wahren Glauben waren ſie eins und einig. Sie waren es, die das Werk zum Schluß führten, das Kaiſer Otto I. begonnen und ſeine Nachfolger verlaſſen hatten. Jetzt gewannen die Stiftungen Ottos in Schleswig und Jütland von Neuem kräftigeres Leben, neue Bisthümer fügte Knud zu den alten in Dänemark und auf den Inſeln, auch Norwegen und Schweden erhielten jetzt ihre eigenen Biſchöfe. Es waren nicht mehr Deutſche allein, ja nicht einmal in der Mehrzahl, die in dieſes neueröffnete Arbeitsfeld zogen; Angelſachſen und Dänen theilten mit ihnen die Laſt der Arbeit; aber dennoch erndtete das deutſche Erzſtift vor Allem die Früchte, die ſchnell in üppigſter Fülle aufſchoſſen. Seit Kaiſer Konrad mit Knud ſeinen Bund geſchloſſen hatte, brachte Hamburg ſeine Stellung als Metropole des Nordens wieder zur Geltung und Anerkennung. Seitdem ging der große Knud mit dem Erzbiſchof vielfach über ſeine kirchlichen Pläne zu Rath; in Bremen empfingen die nordiſchen Biſchöfe die Weihe, häufig ſprachen ſie dort ein und bezeugten dem Erzbiſchof und Primas des Nordens ihre Verehrung und ihren Gehorſam.

Als Unwan ſtarb (1029) und der treffliche Libentius ihm folgte, begann eine ſo glückliche Zeit für das Erzſtift, daß man ihrer noch lange nicht ohne Neid gedachte. Der ſchlichte, gerade, gottesfürchtige Mann gewann ſich die allgemeinſte Achtung, ſelbſt die feindlichen Billinger verſöhnte er ſich und ſeiner Kirche; auch König Knud und die Herrſcher des Nordens zollten ihm verdiente Verehrung. Da ſtrömten nach Bremen die Miſſionare aus dem Dänenlande, aus Norwegen und Schweden zuſammen, erzählten die großen Thaten, die Gott durch ihre Hand ausgeführt habe, und zogen dann erfriſcht und geſtärkt wieder zu neuer Arbeit hinaus. Freudig hörte ſie der Erzbiſchof, weihte neue Biſchöfe den neuen Gemeinden und knüpfte mit ſanfter Hand die Stiftungen im Norden immer feſter an die große Mutterkirche in Bremen. Leider ſtarb Libentius bald (1032), und ſein Nachfolger Hermann — ein vornehmer Herr, der aus Halberſtadt herüberkam —

war nicht der Mann, um die eigenthümlichen Verhältniſſe ſeiner Kirche 1036.
vollauf zu würdigen. Dennoch erhielt ſich während ſeines dreijährigen Pontificats Alles ſo ziemlich in dem gewohnten Geleiſe, und in Bezelin erhielt er einen Nachfolger, der ihn mehr als erſetzte. Auch Bezelin war ein Fremder, vom Rhein kam er zur Weſer, von Köln nach Bremen; aber klug, wie er wurde, begriff er ſchnell die Lage, in die er verſetzt wurde. Ein Mann ſeines Verſtandes war Bremen um ſo mehr noth, als ſich bald nach ſeinem Amtsantritt ſchwere Unwetter im Norden zuſammenzuziehen ſchienen.

Am 12. November 1035 ſtarb König Knud in den erſten Mannesjahren nach einem kurzen, aber thaten- und ſegensreichen Leben; wenig älter als jener macedoniſche Alexander, dem ihn die Nachwelt durch den Namen des Großen zugeſellt hat. Knuds Tod ſchien alle Verhältniſſe im Norden zu brechen und zu löſen; nicht ohne große Befürchtungen ſah man auch der Zukunft der chriſtlichen Stiftungen dort entgegen. Niemand ahnte, was aus dem großen Reiche Knuds ſich entwickeln würde. Er hatte von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin, Emma von der Normandie, nur einen Sohn, Hördeknud mit Namen, hinterlaſſen und ihn zu ſeinem Nachfolger in Dännemark, England und Norwegen beſtimmt; dagegen hatte er ſchon bei ſeinen Lebzeiten zweien älteren unehelichen Söhnen, die ihm Aelfgiva, eine vornehme Engländerin, geboren hatte, Unterkönigreiche zugetheilt, dem Harald im nördlichen England, dem Svend in Norwegen. Kaum aber war Knud geſtorben, als Svend von den Norwegern vertrieben wurde, die den zehnjährigen Sohn des heiligen Olaf, Magnus mit Namen, in das Reich ſeines Vaters zurückriefen; Svend ging nach Dännemark, beanſpruchte hier einen Antheil am Reiche ſeines Vaters und erhielt ihn; da er aber ſchon nach wenigen Monaten ſtarb, behauptete ſich Hördeknud doch für den Augenblick als alleiniger Oberherr in dem däniſchen und engliſchen Reiche ſeines Vaters. Auch der Bund mit dem deutſchen Kaiſer erhielt ſich und wurde ſogar feſter geknüpft. Am 29. Juni 1036 vermählte Kaiſer Konrad ſeinen Sohn mit Hördeknuds einziger Schweſter, der lieblichen Gunhild, welche die Deutſchen, der Gemahlin Heinrichs II. gedenkend, mit dem ihnen geläufigeren Namen Kunigunde nannten. Das zarte Kind des Nordens gewann ſich ſchnell die ganze Liebe ihres Gemahls; trotzdem wollte es der Dänin im Anfang wenig in unſerm Lande gefallen. Sie krankte an Leib und Seele, und nicht Alle mochten ihr in der Fremde ſo freundlich begegnen, wie Biſchof Azecho von Worms, der ſie mit wohlthuenden Worten und ſüßen Mandeln über ihre Ver-

1036. laſſenheit zu tröſten ſuchte und nach dem ſie oft ſchmerzlich ſeufzte, wenn er den Hof verließ. Ueberdies kamen ſchon nach wenigen Wochen die traurigſten Nachrichten aus ihrer Heimath. Auch in England wurde die Herrſchaft ihres Bruders beſtritten. Aelfgiva, voll Haß gegen Emma und ihren Sohn, ſuchte die Engländer aufzuwiegeln und für die Herrſchaft ihres Sohnes Harald zu gewinnen. Sie lud die Großen des Reichs zu ſchwelgeriſchen Gelagen und brachte es theils durch Ueberredung, theils durch Beſtechung dahin, daß Viele Harald huldigten. Doch zählte Hördeknud noch Freunde in England, die ihn zu ſchleuniger Ueberkunft aufforderten. Aber es zögerte der träge, der Wolluſt und Trunkenheit ergebene Jüngling, dem Geiſte nach wahrlich nicht der ächte Sohn ſeines Vaters, bis es zu ſpät war. Das ganze engliſche Reich fiel Harald zu, und Emma, Hördeknuds Mutter, ergriff eilends die Flucht nach der Normandie, um nur ihr Leben zu retten. Auch Norwegen blieb Hördeknud dauernd verloren; er mußte mit dem jungen Magnus einen Vertrag eingehen, der jedem von ihnen beiden den Beſitz ſeines Reiches ſicherte und überdies dem Ueberlebenden das Reich des andern verbürgte, inſofern dieſer ohne männliche Erben abſterben ſollte. Indeſſen waren auch die Eroberungen Knuds an den pommerſchen und preußiſchen Küſten, wie im Wendenlande den Dänen verloren gegangen. Die Pommern hatten ſich frei gemacht, und die Wenden griffen ſogar jetzt ſelbſt mit Heeresmacht die Dänen an, vor denen ſie noch vor Kurzem gebebt hatten.

Knuds Reich war in völliger Auflöſung; und wie hätten ſich da nicht auch die kirchlichen Verhältniſſe, die er begründet, lockern ſollen? Sie lockerten, aber löſten ſich nicht; denn mit der größten Klugheit wußte Erzbiſchof Bezelin, was ſich erhalten ließ, zu erhalten. So blieben die geiſtlichen Stiftungen Knuds denn doch im Ganzen beſtehen, und enger als jemals ſchienen ſich durch Gunhilds Vermählung die Bande zwiſchen dem däniſchen und deutſchen Klerus zu ziehen. Es war eine neue und auffallende Erſcheinung, daß nach Godhards Tode (5. Mai 1038) ſein und des heiligen Bernwards Nachfolger zu Hildesheim ein däniſcher Prieſter wurde. Sein urſprünglicher Name war Tymme, den man in den deutſchen Thietmar verwandelte. Mit Gunhild war Tymme nach Deutſchland gekommen und in die königliche Kapelle aufgenommen worden, aus der er dann bald den Weg in eines der reichſten und angeſehenſten deutſchen Bisthümer fand. Man wußte an ihm wenig mehr zu tadeln, als daß ſeine wiſſenſchaftliche Bildung nicht eben gründlich und den Anforderungen der Deutſchen kaum entſprechend ſei.

Wer sollte nicht glauben, daß während der Glanz des Hamburger Erzstifts von Neuem bis in den fernsten Norden leuchtete, er auch in Hamburgs nächste Nähe, in seine wendische Provinz, einen Widerschein hätte werfen müssen? Aber dem war mit Nichten also. In dem tief erschütterten Zustand der christlichen Kirche unter den Abodriten und Wagriern ließ sich gleichzeitig durchaus keine wesentliche Aenderung spüren. Wenn auch noch Bischöfe von Oldenburg geweiht wurden, so gingen sie doch selten oder nie in ihre Sprengel; und wenn von den drei abodritischen Fürsten jener Zeit auch der eine Christ war, so war er doch ein schlimmer Christ, dessen Wandel seinem Glauben wenig zum Ruhme gereichte. Oefters griffen die Abodriten sogar wieder zu den Waffen, um die deutsche Herrschaft ganz abzuschütteln und das Christenthum mit Stumpf und Stiel unter sich auszurotten. Das gelang ihnen allerdings nicht; durch Konrads Siege über die Liutizen befestigte sich die deutsche Herrschaft und mit ihr die Macht der Billinger auch in diesen Ostseelandschaften mehr, als seit geraumer Zeit geschehen war. Aber das Christenthum hatte keinen Gewinn davon und konnte ihn auch kaum erwarten, so lange die Liutizen noch Christen auf den Altären zu Rethra schlachteten, so lange die Billinger nur darauf bedacht waren, den Tribut im Slawenlande so hoch wie möglich zu steigern, und so lange ein Kaiser fehlte, der sich der Mission ernstlich annahm. 1036.

Wenn man, was Boleslaw Chrobry und Mieczislaw in Polen, was der heilige Stephan in Ungarn, was Knud und die Olafs im Norden für die christliche Kirche gethan hatten, mit der Thätigkeit Konrads nach dieser Seite vergleicht, so kann man nicht umhin zu gestehen, daß es wenig gerechtfertigt war, wenn sich das Kaiserthum noch immer als den einzigen Schirm und Schutz der abendländischen Christenheit zu betrachten liebte. Wippo, so überaus beflissen, Kaiser Konrad in ein glänzendes Licht zu stellen, weiß seinen Eifer für die Vertheidigung des Glaubens doch durch keine andere Thatsache zu erhärten, als durch die grausame Verstümmelung und Hinmarterung einer großen Zahl liutizischer Gefangenen, womit der Kaiser zu rächen vermeinte, daß die Liutizen ein Crucifix bespieen und verstümmelt hatten. Wippo feiert deshalb den Kaiser als Rächer des christlichen Glaubens und vergleicht ihn seltsam genug mit heidnischen Imperatoren, wie Vespasian und Titus, welche den Tod des Herrn an den Juden strafte. Die Wahrheit ist, Kaiser Konrad hat Nichts für die Mission gethan, als er die Wenden unterwarf; während ruhmreiche Herrscher im Norden und Osten das Evangelium mit allen ihnen zu Gebot

1038. ſtehenden Mitteln ausbreiteten, ließ der Kaiſer das Heidenthum in den nordiſchen Marken ſeines Reichs ungebrochen beſtehen.

Man ſage nicht, Konrad konnte nicht mehr für die Ausbreitung des Chriſtenthums thun, als er that; ſeine Macht reichte nicht weiter. Nie war das Reich ſtärker geweſen, nie ausgedehnter, nie ſeine Kräfte geſammelter. Das Reich blühte, wie nie zuvor; aber die Zielpunkte des Regiments hatten ſich geändert. Nicht mehr auf die Ausbreitung der chriſtlichen Lehre und die Ordnung kirchlichen Lebens war das Augenmerk gerichtet, ſondern auf die Begründung einer Weltmacht von coloſſaler Ausdehnung und unerſchütterlicher Feſtigkeit. Das Reich war von der heiligen Höhe, auf die es Karl der Große und Otto geſtellt hatten, herabgeſunken und ſo zu ſagen proſan geworden.

Und wäre es nur das Reich geweſen! Aber mit dem Reich war auch die Kirche — innigſt verbunden wie beide waren — in die Tiefen des weltlichen Treibens verſunken. Sie verlor, in den Strudel der Staats- und Hofgeſchäfte hineingeriſſen, immer mehr ihre eigenſten höheren Aufgaben aus den Augen. Sie bekannte ſich ſelbſt ſchon als die dienende Martha und vergaß unter den irdiſchen Sorgen das beſſere Theil, das Maria erwählt hatte. Iſt es da ein Wunder, wenn ſie der weltlichen Macht gänzlich zum Raube fiel und in Vergewaltigung gerieth, wenn Konrad zuletzt, wie die Zeitgenoſſen ſagen, alle Ehrfurcht gegen ihre Häupter verlor? Während Reform und Miſſion erſtarben, ſank der hohe Klerus ganz in die Vaſallenſchaft der Krone; treue Dienſtpflicht gegen den Kaiſer wurde ſein höchſter Ruhm, Verweigerung der Lehnspflicht ſein ſchwerſtes Verbrechen. Hier iſt der dunkele Fleck, der den ſonſt reinen Glanz der glorreichen Zeiten Konrads II. trübt. Der Schaden wird ſchon kenntlich, der ſo bald die Blüthe der kaiſerlichen Macht zerfreſſen ſollte.

In Konrads willkührlichem Kirchenregiment liegen die Wurzeln des furchtbaren Streites mit den römiſchen Päpſten, den ſein Enkel und Urenkel durchkämpfen mußten. Ein wunderbares Vorſpiel jenes Streits faſt in allen ſeinen Phaſen iſt Konrads blutiger Hader mit dem Mailänder Erzbiſchof. Es war der einzige Kampf, welchen der glückliche Kaiſer nicht zu einem ſiegreichen Ende durchführen konnte; auch das war vorbildlich.

6.

Konrads II. zweiter Zug nach Italien und Tod.

a. Aribert von Mailand und Konrads Lehnsgesetz.

Nur einen Bischof gab es, so weit Konrads Macht reichte, der 1036.
neben ihm auch jetzt noch eine freie Stellung behauptete. Es war jener Aribert von Mailand, der ihn nach Italien gerufen, ihm dort die Wege gebahnt, ihn gekrönt und nach Rom geleitet hatte, der noch jüngst durch seinen Zuzug im burgundischen Kriege dem Kaiser zur Gewinnung eines neuen Königsreichs behülflich gewesen war. Ueberreich ohne Frage war Aribert für diese Dienste belohnt worden. Nicht allein daß er eine fast unbeschränkte Gewalt in seiner Stadt und in dem Gebiet von Mailand übte, daß ihm das Bisthum und die Stadt Lodi unterworfen war, daß seine Suffragane in die abhängigste Stellung von ihm geriethen; alle Verhältnisse der Lombardei hingen im Wesentlichen von seiner Entscheidung ab, er leitete, wie sich später Konrads Sohn ausdrückte, das ganze italische Reich frei nach seinem Willen. Doch auch für ihn kam die Stunde der Demüthigung, der er um so schwerer entgehen konnte, je weniger er der Mann war, ein großes Glück mit großer Selbstbeherrschung zu tragen.

Aribert*) stammte aus einem ritterlichen langobardischen Geschlecht, das zu Antemiano im Mailändischen ansässig war. Sein Vater Gariard hinterließ ihm und einem anderen Sohne eine schöne Erbschaft. Der Bruder Ariberts, der dem Waffenleben sich widmete, scheint früh gestorben zu sein; ihn überlebte ein Sohn, mit Namen Gariard, dessen sich Aribert später wie seines eigenen Kindes annahm. Er selbst, klein und unansehnlich von Gestalt, war früh unter den mailändischen Klerus aufgenommen und wurde durch die Gunst Heinrichs II., deren er stets dankbar gedachte, wir wissen nicht in Folge welcher Verdienste oder Glücksumstände, an die Spitze des glänzenden und überreichen Erzbisthums gestellt (1018). Sein lebendiger, hochstrebender und unternehmender Geist fand in dieser Stellung Spielraum zu einer großen Thätigkeit, in der sich die ausgezeichneten Gaben des Mannes schnell weithin bemerklich machten. Die ersten

*) So schrieb er selbst seinen Namen, während die mailändischen Chronisten die Form Heribert haben.

1036. Jahre seines Pontificats waren von den Reformbestrebungen Benedicts VIII. und Heinrichs II. erfüllt, auf die Aribert mit Eifer einging und die er auch in der Folge nie ganz aus den Augen verlor. Die Disciplin und das kanonische Leben unter dem mailändischen Klerus herzustellen, das Joch der übermüthigen Stiftsvasallen von der Kirche des heiligen Ambrosius abzuschütteln — das waren die Aufgaben, die er zuerst sich stellte, deren vollständige Lösung aber einer größeren Selbstbeherrschung und eines heiligeren Ernstes bedurft hätten, als Aribert eigen war. Die Verhältnisse führten ihn bald auf eine andere, seinem unruhigen Geiste mehr entsprechende Bahn. Als nach dem Tode Heinrichs II. die Herrschaft der lombardischen Bischöfe von dem einheimischen Adel gefährdet war, sah er keine andere Rettung, als in dem engsten Anschluß an die aufsteigende Macht Konrads, und trat damals als der Vorkämpfer der deutschen Herrschaft in Italien auf. Die Sache, der er sich gewidmet hatte, gelangte zum vollständigsten Siege, und mit ihrem Siege stiegen Ariberts Muth und Selbstvertrauen von Tage zu Tage. Nie hatte er aufrichtig die Deutschen geliebt — „das wildeste Volk" nennt er sie in einer seiner Urkunden — sie hatten ihm nur zur Stütze seiner eigenen Macht gedient; nie hatte er gegen diesen Kaiser eine persönliche Anhänglichkeit gehegt, obwohl er die größten Beweise seiner Erkenntlichkeit und Gunst genoß. Sobald er sich daher in der Herrschaft befestigt sah, verfolgte er eine Politik, die mit den Absichten des Kaisers Nichts mehr gemein hatte; er verfolgte sie mit maßloser Willkühr, mit blindem Eifer, ohne nach rechts oder links seine Blicke zu richten.

Sein Ziel war kein anderes, als eine unbeschränkte Herrschaft in der Lombardei zu gewinnen, nicht für sich oder die Seinen, sondern für sein Bisthum und den heiligen Ambrosius. Denn so tief er sich auch in die weltlichen Geschäfte versenkte, er blieb immer ein Priester Nur auf den Glanz der Kirchen und Klöster zeigt er sich selbst noch in seinen letztwilligen Verfügungen bedacht; noch heute besitzen die Kirchen Mailands die kostbarsten und prächtigsten Beweise seiner Freigebigkeit. Und niemals hat es einen stolzeren und hoffärtigeren Priester auf Erden gegeben als ihn. Wie einst bei Konrads Kaiserkrönung die Prärogative Ravennas seinen Geist nicht ruhen ließ, so stachelten jetzt mitten in der Fülle der Macht die Privilegien des Stuhls Petri seinen Ehrgeiz an. Vor Allem war es die weltliche Macht, welche die Nachfolger Petri gewonnen hatten, die seine Einbildungskraft entzündete und fortriß. Die Rivalität Mailands mit Rom stammte aus den frühesten Zeiten; noch in seiner Grabschrift nennt sich Aribert mit der stolzen

Demuth der Nachfolger Petri einen „Knecht der Knechte Christi;“ 1036.
einen mailändischen Kirchenstaat gleich dem römischen zu gründen, war unfehlbar das letzte Ziel seines Strebens.

Kein Zeitpunkt konnte günstiger eintreten, um zu diesem Ziel zu gelangen. Auf dem Stuhle Petri saß ein erbärmlicher Knabe, den selbst die ganze Macht und der enorme Reichthum seines Hauses kaum in der erkauften Würde zu halten vermochten; er war der Abscheu Italiens und der abendländischen Christenheit. Das Kaiserthum, von den lombardischen Fürsten gehaßt, schien keinen anderen Anhalt in Italien zu haben, als in Aribert und seinen Freunden, und an den entschiedenen Willen des Erzbischofs gleichsam gebunden. Die Bevölkerung Mailands war einem Bischofe, der sich den Glanz und die Größe der Stadt auf das Aeußerste angelegen sein ließ, blind ergeben und ehrete ihn wie einen Heiligen. Nie war überdies die Vasallenschaft des Erzstifts glänzender und zahlreicher gewesen; theils durch Güte, theils durch Gewalt vermehrte Aribert von Jahr zu Jahr sein Heer, an dessen Spitze sein Neffe Gariard stand, ein überaus verwegener Mensch, der zu den gefahrvollsten Unternehmungen willig die Hand bot. So steuerte Aribert mit der ihm eigenen Dreistigkeit unmittelbar auf sein letztes Ziel los; er häufte Gewalt auf Gewalt, um die erstrebte Macht zu gewinnen.

Es konnte nicht fehlen, daß bald Klagen über seine Gewaltthaten bis zum kaiserlichen Throne gelangten. Wir wissen, daß sie besonders von dem Bischof Ubald von Cremona erhoben wurden, der vor Kurzem das Bisthum in dem traurigsten Zustand übernommen hatte. Sein Vorgänger, ein alter und gebrechlicher Mann, hatte mit den Bewohnern Cremonas in unausgesetzten Streitigkeiten gelebt; sie verweigerten ihm nicht allein den Gehorsam, sondern vertrieben ihn aus der Stadt, zerstörten die bischöfliche Burg in derselben und bauten sich eine neue Feste, um ihre Freiheit, wie sie sagten, gegen Bischof und Kaiser zu schützen. Diese Verwirrungen hatten Aribert und Garlard benutzt, um sich bischöfliche Besitzungen im Gebiet von Cremona anzueignen und dort festzusetzen. Ubald erhob, sobald er sein Bisthum antrat, beim Kaiser gegen die Cremonesen wie gegen Gariard Klage. Konrad schritt gegen die Bürger ein und verurtheilte sie zum Schadenersatz. Auch Gariard sollte den angemaßten Besitz ausliefern, aber erhielt sich dennoch darin; denn nicht eher weihte Aribert den neuen Bischof, als bis er nothgedrungen seinem Eigenthum entsagte. Als Ubald sich dann über die erzwungene Abtretung abermals beim Kaiser beschwerte, erließ dieser einen neuen Befehl, dem Bischof das Seine zurückzugeben.

1036 Aber Aribert und Gariard spotteten des kaiserlichen Befehls; nicht allein daß sie ihren Raub behielten, sie griffen sogar immer weiter im Gebiet von Cremona um sich und nahmen eine Burg des Bischofs nach der anderen.

Der Kaiser hatte Gründe mit Aribert noch nicht völlig zu brechen, so wenig er solche Nichtachtung seines Willens vergaß. Ehe aber noch die Strafen des Reichs über den gewaltthätigen Kirchenfürsten hereinbrechen konnten, erhob sich schon gegen ihn ein bedenklicher Widerstand von einer anderen Seite. Er ging von den kleinen Vasallen der Lombardei aus, den Valvassoren, wie man sie damals nannte. Dieser ritterliche Stand, in welchem sich am Unvermischtesten das langobardische Blut erhalten hatte, in dem noch Etwas von dem Unabhängigkeitssinn und dem Muth der Vorderen lebte, war schon seit geraumer Zeit in unausgesetzter Bewegung. Voll Haß gegen die großen Vasallen des Reichs und vor Allem gegen die Bischöfe und ihre ersten Vasallen, die den Stand der Capitane bildeten, hatten die Valvassoren die Sache Arduins unterstützt, weniger aus persönlichem Interesse für ihn, als um die Erblichkeit ihrer Lehen zu gewinnen; der deutschen Herrschaft waren sie zuwider, weil an ihr vor Allem die Bischöfe einen Rückhalt fanden, und hatten zu allen Zeiten ganz unverhohlen ihre Abneigung gegen das kaiserliche Regiment an den Tag gelegt. Eine nationale Partei gab es in Italien nur in diesem Stande und in den städtischen Bevölkerungen; im eigentlichsten Sinne nur dort, da in den Bürgerschaften die communalen Interessen das Uebergewicht hatten und ihnen noch jener Verband fehlte, welcher die Valvassoren seit Arduins Zeiten umschlang.

Ein so gewaltiger Herr, wie Aribert war, mußte mit Nothwendigkeit mit diesem unruhigen und aufstrebenden Stande vielfach in Streitigkeiten gerathen. Seine Willkühr erbitterte die kleinen Lehnsritter seiner Kirche mehr und mehr; eine ausgebreitete Verschwörung bildete sich unter ihnen, die nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, dem Erzbischof ihre Macht zu zeigen. Als er sich einst erkühnte einem angesehenen Manne ihres Standes die Lehen zu entziehen, brach plötzlich der Sturm los, und Aribert sah sich rings von aufständigen Vasallen umgeben. Vergeblich suchte er sie durch Nachgiebigkeit zu besänftigen; es blieb ihm zuletzt Nichts übrig, als der Gewalt mit Gewalt zu begegnen und einen Krieg im eigenen Gebiet zu entzünden. Wahrscheinlich mit Hülfe der Capitane und Ministerialen seines Stifts gewann er endlich den Valvassoren einen Sieg ab, die aber darauf statt sich zu unterwerfen das mailändische Gebiet ver-

ließen. Jetzt gewann der Aufstand schnell den furchtbarsten Umfang. 1036.
Die Einwohner von Lodi, das Joch des Erzbischofs längst unwillig tragend, machten gemeinschaftliche Sache mit den Flüchtlingen; die Valvassoren in den Grafschaften Seprio und Martesana schlossen sich ihren Genossen an; in allen Theilen Italiens erhoben sich die Lehnsmannen gegen ihre Herren und verschworen sich gegen sie auf Tod und Leben. Ein großes Heer der Valvassoren brach gegen Mailand auf um den Erzbischof zu vernichten, in dem sie den Todfeind ihres Standes und ihrer Interessen sahen.

Aribert war in der schlimmsten Bedrängniß und sah sich genöthigt Unterstützung bei den Bischöfen und Grafen der Lombardei zu suchen. So wenig Mitgefühl sie für ihn, ihren Dränger und alten Widersacher, haben konnten, war es doch zugleich ihre eigene Sache, um die es sich handelte, und nach mehreren vergeblichen Anstrengungen eine Vermittelung herbeizuführen stellten sie eine ansehnliche Macht ihm zu Gebote. Zwischen Mailand und Lodi kam es zu einer offenen Feldschlacht, in welcher die Valvassoren, an Zahl Aribert weit überlegen, gleich beim ersten Anlauf einen vollständigen Sieg errangen (1035). Mehrere italienische Großen blieben auf dem Platz; unter ihnen auch die geheiligte Person des Bischofs von Asti. Zwar griffen die Sieger Mailand selbst nicht an, dessen Festigkeit ihnen wohlbekannt war; aber der innere Krieg war in der Lombardei entbrannt und griff immer weiter um sich. Die Verschwörung dehnte sich schon über ganz Italien aus und erfaßte zugleich immer tiefere Kreise. Auch die Ministerialen wollten nicht mehr ihren Herren dienen, die städtischen Bevölkerungen, schon lange schwierig, nicht mehr den Bischöfen gehorchen. Alle niederen Klassen des Volks verbanden sich gegen die höheren, setzten sich selbst Richter und Schöffen und bestimmten Satzungen, nach denen fortan ihnen Recht gesprochen werden solle; sie erklärten, keinem Herrn wollten sie mehr dienen, der sie anders als nach dem von ihnen anerkannten Gesetze behandele; sie verlangten ein geschriebenes Recht und drohten mit dem Abfall vom Reiche, wenn der Kaiser es ihnen versage. Schon sah Aribert keinen anderen Rath, als den Schutz des Kaisers nachzusuchen und ihn aufzufordern über die Alpen zu kommen.

Es bedurfte seines Rufes nicht. Bereits hatte der Aufstand der Valvassoren die allgemeine Aufmerksamkeit im ganzen Abendlande auf sich gelenkt; schon beschäftigte er auch den Kaiser. Diese Bewegung war der Mitwelt ein unglaubliches, unerhörtes Ereigniß. Seit zwei Jahrhunderten war unausgesetzt der härteste Druck von den höheren Schichten der Gesellschaft auf die unteren geübt worden, überall war

1036. die alte Gemeinfreiheit unter das Joch des Königthums und der Lehnsherrschaften gezwängt worden; wenn auch sich hier und da vereinzelt ein Widerstand geregt hatte, so war doch nirgends bisher ein planmäßiger und nachhaltiger Kampf der niederen Klassen gegen die höheren begonnen worden. Jetzt erhob sich einmal eine große Bewegung von unten, die dem bisherigen Gange der Dinge eine entgegengesetzte Richtung zu geben schien. Man ahnte, daß sie von den durchgreifendsten Folgen sein könne; obwohl aus dem Feudalismus selbst hervorgehend und in ihm wurzelnd, schien sie doch weit über die Grenzen desselben hinauszuweisen. Eine heillose Verwirrung aller bestehenden Ordnungen sahen die Meisten in dem Aufstand der Valvassoren. Nicht so der Kaiser. Als er den Ruf der Valvassoren nach einem Lehnsgesetze vernahm, gab er zur Antwort: „Hungert Italien nur nach einem Gesetze, so will ich mit Gottes Hülfe schon seinen Hunger mit Gesetzen stillen.“ Die Erblichkeit der Lehen, die er in seinen deutschen Ländern bereits factisch anerkannt hatte, erregte ihm keine Besorgniß; die Gefahr der Bewegung schien ihm vielmehr auf einer ganz anderen Seite zu liegen. Den Aufstand brachte er mit Ariberts ehrgeizigen Absichten in eine engere Verbindung, als in Wahrheit bestand; für ränkevoller und verschlagener hielt er den Erzbischof, als die Welt sah und glaubte. Wie die Valvassoren einst Arduin unterstützt hatten, so schien ihm auch jetzt ihr Aufstand nur auf eine Trennung Italiens vom deutschen Reiche zu zielen; eben dahin deuteten auch Ariberts Ungehorsam und Herrschsucht, und ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ihm und den Lehnsmannen konnte um so glaublicher scheinen, als er selbst aus ihrem Stande hervorgegangen war. Genug, der Kaiser sah in Aribert den Anstifter der Verschwörung, und rüstete sich zu einem neuen Zuge nach Italien, um Aribert zu züchtigen und in seiner Person die Bewegung zu bewältigen.

Schon im Sommer 1036 war der König mit den Vorbereitungen zu diesem Zuge beschäftigt. Es war damals, daß sich der reiche Markgraf Bonifacius von Tuscien, nach Aribert unstreitig der mächtigste Mann Italiens, am kaiserlichen Hoflager einfand und in das innigste Verhältniß zu Konrad trat, der ihn nicht nur mit den größten Ehren auszeichnete, sondern ihm auch Giselas Nichte und Pflegekind Beatrix, die Erbtochter Friedrichs von Lothringen, vermählte. Bonifacius gewann so zu den ererbten Grafschaften von Modena, Reggio, Mantua und Ferrara und zu der neuerworbenen Mark von Toscana noch ausgedehnte Besitzungen in den deutschen Ländern; eine Macht fiel

in seine Hände, wie sie Konrad nur denen zu gewähren pflegte, deren 1036.
Geneigtheit er um jeden Preis sich gewinnen wollte. Die Vermählung des schon ältlichen Herrn mit der jungen lothringischen Fürstin wurde mit der größten Pracht gefeiert. Noch später erzählte man davon, wie Bonifacius mit einem prächtigen Gefolge, das auf mit silbernen Hufen beschlagenen Rossen kam, die Braut heimgeführt, und wie dann zu Marego im Mantuanischen die neue Herrin mit unglaublichem Aufwand empfangen sei; Bonifacius ließ Wein für das Volk springen, die Fürsten und Herren Italiens waren drei Tage an seiner Tafel zu Gaste, wo man auf Gold und Silber die leckersten Speisen reichte, wo die Klänge der Musik und die Spiele der Gaukler die Freuden des Mahles würzten. Je mehr Aribert in der Gunst des Kaisers gefallen, je höher war Bonifacius gestiegen. Einst hatte Aribert dem Kaiser die Wege nach Italien gebahnt; jetzt wollte Konrad gegen Aribert ausziehen, und Bonifacius sollte ihm dazu die hülfreiche Hand bieten. Auch mit dem Aribert feindlichen Geschlechte der Este wird sich Konrad schon damals verständigt haben; wir finden mindestens die estensischen Herren später auf seiner Seite.

Nachdem der Kaiser den Kriegszug gegen die Liutizen beendet, hielt er sich während des Octobers in seiner Pfalz Tilleda am Kyffhäuser auf und traf alle Vorkehrungen zum Zuge über die Alpen. Mit dem Anfange des Winters trat er dann, von einem zahlreichen Heere, den ersten Fürsten des Reichs und seiner ganzen Familie begleitet, den Weg nach dem Süden an und feierte das Weihnachtsfest bereits zu Verona. Bald nachher eilte er über Brescia und Cremona nach Mailand, wo ihn Aribert, des Kaisers Absichten noch nicht errathend, in der Kirche des heiligen Ambrosius mit den größten Ehren empfing. 1037.
Aber schon an demselben Tage brach in Mailand ein Aufstand aus. Es geschah wohl nicht, wie Wippo zu meinen scheint weil die Mailänder den Kaiser hätten zwingen wollen, sich für die Valvassoren zu erklären — sie konnten kein sonderliches Interesse für diese Flüchtlinge hegen, die ihre Stadt angegriffen hatten; — sondern der Grund wird vielmehr da zu suchen sein, wo ihn Arnulf, der Geschichtsschreiber Mailands, findet: in dem inzwischen ausgekommenen Gerüchte, daß der Kaiser schlimme Absichten gegen Aribert hege und ihm namentlich die Investitur der Bischöfe von Lodi entziehen wolle. Konrad zweifelte kaum, daß Aribert der Urheber des Tumults sei; er gerieth in den höchsten Zorn und eilte nach Pavia, wohin er alle Fürsten Italiens zu einem großen Reichs- und Gerichtstag beschieden

1037. hatte, um Jedermanns Klagen zu hören, sämmtliche Beschwerden zu erledigen und einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten.

Die Großen Italiens sammelten sich zu Pavia um den Thron des Kaisers; auch Aribert hatte sich seinem Gebot nicht entziehen können und war erschienen. Tausend Klagen wurden laut; vielleicht gegen Niemand zahlreichere und härtere als gegen den Mann, der bisher mit unbeschränkter Gewalt in Italien geboten hatte. Ein Graf Hugo und andere italienische Herren erhoben laut ihre Stimme über die Willkühr und die Gewaltthaten des Erzbischofs und verlangten die Rückgabe der ihnen entzogenen Güter. Der Kaiser selbst mahnte den trotzigen Kirchenfürsten an die Nichtachtung seiner Befehle und verlangte, daß er sich rechtfertigen solle. Gegen diese Forderung bäumte sich der ganze Stolz eines Mannes, der bisher Niemandem Rede zu stehen gewohnt war. Er verlangte Bedenkzeit und zog sich zurück, trat aber bald wieder vor und erklärte, was er im Besitz der Kirche des h. Ambrosius gefunden oder auf irgend eine Weise ihr gewonnen habe, werde er derselben erhalten und auf Niemands Befehl oder Bitte auch nur das Geringste herausgeben. Vor den Fürsten aufgefordert, zu bedenken, daß er wenigstens doch den Befehl des Kaisers zu achten habe, wiederholte er noch einmal mit der größten Keckheit die Worte, die er gesprochen: „auf Niemands Befehl und Bitte." Der Kaiser fuhr in leidenschaftlicher Hitze auf; sein Verdacht wurde ihm zur Gewißheit, Niemand anders als Aribert sei der geheime Anstifter der Bewegung, die ganz Italien erfülle; er las in der Seele des Erzbischofs Hochverrath, Verbrechen aller Art — und befahl ihn mitten unter den Fürsten zu ergreifen und zur Haft zu bringen. Nach der Entscheidung der Großen gab er sodann die beanspruchten Güter ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurück; Aribert mußte als Gefangegener dem Kaiser folgen, der seine Bewachung dem Herzog Konrad von Kärnthen und dem Patriarchen Poppo von Aquileja übertrug.

Wer vermöchte den Eindruck zu schildern, welchen der unerwartete jähe Sturz des jüngst noch so gefürchteten Erzbischofs machte! Die Urtheile der Menschen über das alle Welt verwirrende Ereigniß wandten sich meist gegen den Kaiser. Selbst diejenigen, die von der Schuld Ariberts sich überzeugt hielten, wollten nicht billigen, daß einer der ersten Kirchenfürsten des Abendlands, ehe noch seine Vergehen festgestellt waren, mit roher Gewalt ergriffen war; in der nächsten Nähe des Kaisers tadelten Viele im Geheimen die Strenge desselben, selbst sein eigener Sohn war unter den Tadlern. Besonders aber regte sich jetzt in Italien die nationale Abneigung gegen den deutschen Ober-

Digitized by Google

herrn und die Deutschen; die schon vorhandene Bewegung empfing kräftige 1037.
Nahrung; die hellohende Flamme des Aufstandes schlug höher und höher. Zur Höhe des Fanatismus wuchs die Aufregung, als nach wenigen Tagen der Erzbischof wie durch ein Wunder den Händen der Deutschen entrann und triumphirend in Mailand einzog.

Der Kaiser lag bei Piacenza, und in seinem Heere war der Patriarch von Aquileja, unter dessen strenger Obhut Aribert stand. Ueberall umspäht, hatte der Gefangene dennoch Gelegenheit gefunden, sich mit seinen Freunden in der Ferne zu verständigen und einen Fluchtplan zu verabreden. Der Plan gelang, wie er beschlossen war; besonders durch die aufopfernde Treue eines mailändischen Mönchs, der dem Erzbischof zur Gesellschaft während seiner Haft belassen war. Dieser — sein Name war Albizo — legte sich am Abend in das Bett des Erzbischofs und zog die Decke desselben über den Kopf, so daß er unerkannt blieb. Indessen schlich sich der Erzbischof verkleidet aus der Nähe seiner Wächter und fand glücklich einen Ausweg aus dem feindlichen Lager. Bald wurde ein Pferd ihm von einem in den Fluchtplan eingeweihten Mann zugeführt; er schwang sich in den Sattel und eilte dem Po zu. In der Angst seines Herzens gelobte er dem Kloster des Erlösers, das von einer Höhe bei Piacenza durch die Nacht ihm zublinkte, eine Schenkung, wenn er aus den Händen der Deutschen erlöst würde. Glücklich kam er an den Po, setzte über den Strom und eilte spornstreichs nach Mailand, wo er wie eine himmlische Erscheinung mit unendlichem Jubel begrüßt wurde. Schwer mußte Albizo für die Treue büßen, die er seinem Herrn erwiesen, aber Aribert vergalt ihm später den unvergleichlichen Dienst; er bestellte ihn wenige Jahre nachher zum Abt jenes Klosters, dem er sein Gelübde in jener Schreckensnacht geweiht hatte und lösete. In welche Leidenschaft mußte der Kaiser gerathen, sobald er die Flucht Ariberts erfuhr! Der Patriarch war dem Sturme entronnen; er hatte das Weite gesucht, denn er wußte, auch gegen ihn würde von dem argwöhnischen Kaiser die Anklage des Hochverraths geschleudert werden. Ariberts Demüthigung war fortan der einzige Gedanke des Kaisers; aber der Kampf gegen ihn war der Kampf gegen Mailand, die festeste Stadt Italiens, wo nicht im ganzen Abendlande. Nach allen Seiten erging das Aufgebot des Kaisers zum Zug gegen Mailand. Er selbst ging in die Länder des Markgrafen Bonifacius, und dann nach Ravenna, wo er das Osterfest feierte; Erzbischof Hermann von Köln begab sich indessen nach Tuscien, andere Sendboten durchzogen das Exarchat.

1037. Aber auch Aribert rüstete sich zur Vertheidigung seiner Person und seiner Stadt. Alle Streitigkeiten der Stände waren hier wie durch einen Zauberschlag ausgeglichen; Alles schaarte sich um ihn; ein starkes und kampflustiges Heer stand ihm schnell zu Gebot. Die Bewegung hatte einen großen nationalen Aufschwung gewonnen, und Aribert war jetzt in der That der Führer derselben geworden; es regte sich in ihm der kriegerische Geist seiner Ahnen, als er sich an die Spitze eines zahlreichen enthusiastischen Heeres gestellt sah. Mailand wurde auf das Beste bewehrt, die Mauern rings mit Kriegsvolk besetzt; so konnte die Stadt mit ihren gewaltigen Mauern, ihren dreihundert Befestigungsthürmen und mehreren starken Außenwerken den Angriff des Kaisers erwarten.

Im Mai zog ein deutsch-italienisches Heer gegen Mailand an und berannte zuerst die Burg Landriani auf der Seite nach Lodi. Sie wurde eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht. Dann schlug der Kaiser sein Lager in einer Entfernung von wenig mehr als einer Meile von Mailand auf. Bald kam es zu unbedeutenden Treffen. Die Mailänder machten Ausfälle, die indessen ohne erhebliche Folgen blieben. Endlich am Himmelfahrtstage (19. Mai) rückte das ganze Heer des Kaisers in Schlachtordnung aus und zog gegen die Stadt an. Ariberts Heer rückte unerschrocken den Kaiserlichen entgegen, bei denen auf dem rechten Flügel die Deutschen, auf dem linken die Italiener standen. Nicht weit von den Mauern bei einem verfallenen Triumphbogen aus der Zeit der Imperatoren kam es zum hartnäckigsten Kampfe. In der vordersten Schlachtreihe des Kaisers fiel ein vornehmer deutscher Herr, der durch seine riesige Gestalt das Augenmerk Aller gewesen war; an der Seite des Kaisers sank sein Fahnenträger, Markgraf Guido aus dem Geschlecht der Este; auch viele andere Herren in beiden Heeren bedeckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld. Das Blut floß in Strömen. Aber endlich verrauchte die Hitze des Kampfs; der Waffenlärm verstummte, und die Kaiserlichen zogen in ihr Lager, die Mailänder in ihre Stadt zurück. Nichts schien entschieden; aber doch verzweifelte der Kaiser an der Eroberung der Stadt und hob wenige Tage nachher die Belagerung auf.

Am 28. Mai verließ Konrad sein Lager vor der Stadt; am 29. stand er bereits drei Meilen westlich vor der dem h. Ambrosius gehörigen Burg Corbetta. Es war Pfingsttag, und es fehlte an jeder würdigen Zurüstung zu dem heiligen Feste. In einer kleinen Kirche der Umgegend sah man sich genöthigt, die Messe vor dem Kaiser zu lesen, welche der Bischof Brun, so eben zum Bischof von Minden geweiht, ab-

halten sollte. Auf die wunderbarste Weise wurde die heilige Handlung unterbrochen. Am heiteren Himmel sammelten sich plötzlich schwarze Wolken über dem Lager; ein furchtbares Gewitter brach aus; flammende Blitze durchzuckten die Zelte und die Kirche, wo man zum Gebet versammelt war; ein entsetzliches Tosen des Donners folgte. Entsetzen über Entsetzen erfaßte Alle; nicht Wenige starben vor Furcht, Andere verloren den Verstand. Man hatte große Verluste an Menschen und Rossen zu beklagen. Der Kaiser selbst stand in vollem Krönungsornate am Altar, als das Unwetter ausbrach. Er zagte nicht, aber Viele in seiner Umgebung glaubten in diesem himmlischen Zeichen deutlich den Zorn des h. Ambrosius zu erkennen. Bertolf, ein Vertrauter des Kaisers, erzählte, wie er mitten im Donner und Blitz die zürnende Gestalt des Heiligen erkannt habe. Wie frohlockten Aribert und die Mailänder über den sichtlichen Beistand ihres Schutzpatrons, der ihnen die rettende Hand aus den Wolken reichte! 1037.

Weder die erlittenen Verluste, noch der Zorn des heiligen Ambrosius vermochte den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen den trotzigen Erzbischof zu bewegen; muthig schritt er auf dem Wege fort, den er eingeschlagen, um Aribert zu beugen oder zu vernichten. Seine nächste Sorge war, die Sache des Mailänders von dem Vortheil der Valvassoren zu trennen und dadurch dem Aufstande seine nationale Bedeutung zu nehmen. An demselben Tage, an dem er sein Lager vor Mailand abbrach, hatte er jene berühmte Lehnsconstitution erlassen, welche dann weiterhin die Grundlage des gesammten Feudalrechts wurde. Alle Ansprüche der Valvassoren wurden ihnen hier rückhaltslos und unbedingt gewährt: Erblichkeit der Lehen, Schöffengerichte aus ihren Gleichen, Berufung von denselben an den Kaiser oder seine Pfalzgrafen, Sicherung gegen die Verwandelung der Lehen in Zins- und Pachtgüter; der Kaiser selbst verbürgte überdies, daß er von ihren Schlössern niemals andere Leistungen für den Kriegsdienst fordern würde, als sie bisher gegeben hatten. Diese Constitution mußte, wenn auch nicht im ersten Augenblicke, doch in kurzer Frist bewirken, was sie bezweckte. Die Valvassoren mußten sich auf die Seite eines Kaisers wenden, der ihre Sache zu der seinen gemacht hatte und allein die Macht besaß dieselbe gegen ihre Lehnsherrn durchzusetzen.

Nachdem der Kaiser so Ariberts Sache von den Interessen der Valvassoren getrennt hatte, griff er sofort jenen selbst mit der schärfsten Waffe an, die ihm zu Gebot stand. Er entsetzte ihn des Erzbisthums und übertrug dasselbe einem seiner Kapellane, Ambrosius mit Namen, der in Mailand erzogen und geboren war. Die Geistlichkeit in der Um-

1037. gebung des Kaisers wagte nicht ihren Mund gegen dieses allen Kirchengesetzen widersprechende Verfahren aufzuthun; sie duldete es schweigend, aber misbilligte es desto entschiedener im Geheimen. Gerade in diesen Tagen kam der Papst selbst nach Cremona an den Hof des Kaisers. Was hätte dem Nachfolger Petri wohl mehr geziemt, als das gekränkte Recht der Kirche zu wahren? Aber dieser Knabe, der den päpstlichen Namen führte, bewahrte seine eigene Stellung nur noch durch die Gnade des Kaisers. Schon war es am Petrus- und Paulstage 1035 so weit gekommen, daß in der Peterskirche ein Mordanschlag auf ihn gemacht war und er aus Rom hatte fliehen müssen; nur durch kaiserlichen Befehl war er in seine Stadt zurückgeführt worden. Wahrscheinlich war dieses willenlose Werkzeug der kaiserlichen Absichten jetzt nach Cremona beschieden und nur deshalb gekommen, um der Absetzung Ariberts durch seine Gegenwart einen Schein des Rechts zu leihen. Nur kurze Zeit verweilte Benedict am Hofe des Kaisers, dann wurde er ehrenvoll entlassen und kehrte nach Rom zurück.

Die heiße Jahreszeit brach an. Der Kaiser vertheilte sein Heer und ließ das Mailändische von seinen Kriegsschaaren verwüsten; er selbst begab sich in die Gegenden am Fuße der Alpen. Am 19. Juni war er am Gardasee, im Juli im Veronesischen; im August ging er nach Aquileja, dem Sitze des Patriarchen, der ihn barfuß und im Büßergewande um Verzeihung anflehte und sie erlangte. Bis in den Winter hinein verweilte Konrad in diesen Landschaften und den Besitzungen des getreuen Bonifacius.

Indessen war Aribert nicht müßig gewesen. Der Rückzug des Kaisers, die Zuversicht höheren Beistands, die Gunst der Umstände, Alles diente dazu, sein Selbstvertrauen und seinen Hochmuth in das Unermeßliche zu steigern. Hatte ihm der Kaiser an die Mitra gegriffen, so glaubte er sich stark genug, jenem die Krone vom Haupte zu reißen, welche er einst ihm geliehen hatte. Jetzt bot er seinen alten Gegnern, der französischen Partei unter den Großen Italiens, zuvorkommend die Hand, und diese ergriffen sie schnell und ohne Argwohn. Denn wie hätten sie an der Aufrichtigkeit von Ariberts Sinnesänderung wohl zweifeln können? Und nicht sie allein gewann der verschmitzte Priester, er gewann auch Viele von jenen lombardischen Bischöfen, die bis dahin mit Unmuth seinem Druck ertragen hatten; er gewann selbst jenen Ubald von Cremona, der ihn so oft beim Kaiser verklagt hatte. Keine getreueren Anhänger hatten bisher die deutschen Herren in Italien gehabt, als die Bischöfe der Lombardei, aber die Gefangennehmung und Absetzung Ariberts öffneten ihnen, wie es

scheint, plötzlich die Augen, welcher Sklaverei sie zu verfallen im Be- 1037.
griff ständen. Ueberdies mußte das neue Lehnsgesetz, das ihrer freien Gewalt über die Vasallen ein Ziel setzte, sie alle, die geistlichen wie die weltlichen Herren Italiens, in gleicher Weise gegen den Kaiser, den Urheber des Gesetzes, erbittern. So fiel es Aribert leicht, eine weitverzweigte Empörung unter den Fürsten des Landes zu Stande zu bringen. Auf nichts Geringeres zielte die Verschwörung hin, als die Herrschaft Italiens Kaiser Konrad und den Deutschen überhaupt zu entziehen und auf einen französischen Großen zu übertragen. Man beschloß, die Krone der Lombarden dem Grafen Odo von Champagne anzubieten, dem alten Widersacher des Kaisers.

Graf Odo war, während Konrad in Italien verweilte, in Lothringen eingefallen; er glaubte, die rechte Stunde sei jetzt gekommen, um vielfache Unbill zu rächen, die er vom Kaiser erlitten. Plündernd hatte er die Gegend von Toul durchzogen, die alte Burg Commercy mit Feuer zerstört und endlich die Feste Bar überrumpelt und eingenommen. Hier ließ er eine Besatzung zurück und eilte nach seiner Heimath, wo ihn Gesandte der Lombarden, wie er vernahm, erwarteten. Es war im Sommer 1037, als Aribert mit seinen Verschworenen Odo die Krone Italiens anbot, die dieser begierig ergriff. Man kam überein, Odo solle seinen Krieg in Lothringen fortsetzen, bis nach Achen vordringen und sich des ganzen Landes versichern; inzwischen wollten die Verschworenen im Stillen seine Sache in Italien fördern, wo sie den Kaiser lebend oder todt in ihre Gewalt zu bringen hofften. Man beschloß überdies, daß binnen einiger Frist Gesandte von beiden Seiten sich auf halbem Wege entgegenkommen und die beschlossenen Verträge beschwören sollten. Welche Aussichten eröffneten sich damals Odo! War Lothringen erobert, fiel ihm die Krone Italiens zu, so konnte ihm auch sein burgundisches Erbe nicht mehr vorenthalten werden; in dem Besitz dreier Kronen hätte er unter den abendländischen Fürsten Keinen seines Gleichen gehabt. Mit Ungestüm warf er sich im Herbst aufs Neue in den lothringischen Krieg; er belagerte Bar, das ihm inzwischen wieder entrissen war; er sprach schon davon, er wolle zu Achen das Weihnachtsfest feiern. Er ahnte nicht, wie nahe sein Ende war. Am 15. November wurde er plötzlich vor Bar von einem lothringischen Heere überfallen, das Herzog Gozelo mit seinem kampfesmuthigen Sohne Gottfried anführte. Die Franzosen wurden nach heißem Kampfe völlig überwunden und fast ihr ganzes Heer vernichtet. Odo selbst fand in der Schlacht den Tod; mit Mühe wurde

1037. am folgenden Tage sein von den Pferden zertretener Leichnam erkannt. Man trennte das Haupt von demselben, und Gozelo schickte es mit dem feindlichen Banner dem Kaiser als Siegeszeichen nach Italien.

Indessen war bereits auch hier die Verschwörung entdeckt worden. Es war das Verdienst der Markgräfin Bertha von Susa, das Verbrechen enthüllt oder doch wenigstens zuerst vollständige Beweise gegen die Hochverräther dem Kaiser geliefert zu haben. Diese Frau, deren Gemahl Maginfred vor Kurzem gestorben war, hatte ihre Tochter Adelheid dem jungen Herzog Hermann von Schwaben, dem Stiefsohne des Kaisers, vermählt und die Belehnung mit der Mark für diesen ihren Tochtermann erwirkt; sie war dem Kaiser unbedingt ergeben und wandte Alles an, als sie von einer Zusammenkunft der Gesandten Ariberts und Odos in den Alpen Kunde erhielt, um Ort und Zeit zu erspähen. Es gelang ihr nicht nur dies, sondern auch sämmtlicher Gesandten habhaft zu werden. Ariberts Gesandter war ein gewisser Adalbert, eines der thätigsten Mitglieder des Unternehmens. Man fand bei ihm Briefschaften, welche sogar mehrere Bischöfe des Hochverraths überführten, die noch an dem Hofe des Kaisers unbehindert verkehrten und seines Vertrauens sich erfreuten; man erfuhr zugleich, daß auf den 11. November ein Anschlag gegen die Deutschen verabredet war, ähnlich dem Aufstande einst in Ravenna, in welchem man den Kaiser zu tödten, sein Heer zu vernichten hoffte. Sobald Konrad von diesen Dingen Kunde erhielt, ließ er die Schuldigen ergreifen und hielt über sie Gericht. Unter ihnen waren die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza, die über die Berge in das Exil geschickt wurden. Auch Adalbert wurde in Ketten nach Deutschland gebracht. Ein gleiches oder ähnliches Schicksal traf noch andere Verschworene. Manche, und besonders Aribert selbst, konnte die Hand des Kaisers nicht erreichen.

Die Gunst der Heiligen blieb Aribert, wie man sieht, nicht lange treu. Die Entdeckung der Verschwörung, der Tod Odos, der sich mehrende Abfall der Valvassoren stimmten seine Hoffnungen allmählich herab. Die rücksichtslose Strenge und der unerschütterliche Muth des Kaisers steigerten dessen Ansehen in Italien von Tage zu Tage, und Aribert sah sich fast allein auf die ausdauernde Anhänglichkeit seiner Mailänder angewiesen. Diese blieb ihm trotz alles Ungemachs, welches die Verwüstung der Umgegend über Mailand brachte. Vergebens suchte der kaiserliche Gegenbischof Ambrosius in der Stadt und Umgegend eine Partei zu gewinnen. Sein Haus und seine Habe hatte man in Mailand zerstört und vernichtet; in derselben Weise

rächte man sich an den Wenigen, die Ambrosius und des Kaisers Partei zu ergreifen wagten, und schreckte dadurch Andere ab. Aribert war Herr und Gebieter der Stadt, aber nichtsdestoweniger hatte seine Sache ihre gefährlichste Bedeutung verloren. Der Aufstand hatte seinen nationalen Charakter eingebüßt und fast nur noch ein locales Interesse. Manches wurde versucht, um Aribert jetzt zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber weder Drohungen, noch die Zusage der Verzeihung, noch Vermittelungsversuche des Papstes und anderer Bischöfe bewirkten etwas bei dem hartnäckigen Manne. So ließ denn Konrad neue Verwüstungen über Mailand ergehen; er selbst aber nahm den Kampf nicht wieder auf, sondern ging über den Po, um das Weihnachtsfest in Parma zu feiern und dann in die südlichen Länder Italiens zu ziehen. 1037.

Zu Parma kam es am Weihnachtstage zu Hader und Streitigkeiten zwischen den deutschen Kriegsleuten, die mit dem Kaiser waren, und den Bürgern der Stadt. Sei es, daß der Tumult zufällig entstanden, sei es, daß Ariberts Verschwörung im Stillen fortwirkte; die Schreckensscenen von Ravenna erneuerten sich in Parma. Alles fiel über den Kaiser und sein kleines Heer in der Stadt her; ein blutiger Kampf entspann sich, in dem die Deutschen fast unterlagen. Da ließ der Kaiser Brandfackeln in die Stadt werfen, um durch den weithin leuchtenden Schein seine in der Umgegend lagernden Kriegshaufen herbeizurufen. Sie eilten herbei, besonders Markgraf Bonifacius mit zahlreichen Schaaren, und leicht wurden nun die Städter überwältigt. Mord, Brand und Plünderung wütheten in der Stadt, deren Mauern der Kaiser zum großen Theil niederreißen ließ, als die Empörung bewältigt war. Die Schutthaufen Parmas sollten anderen Städten zum warnenden Beispiele dienen; Konrad glaubte zu erkennen, was einst schon Heinrich begriffen hatte, daß der Schrecken das wirksamste Mittel sei, Italien im Gehorsam zu erhalten.

Im Anfange des neuen Jahrs brach Konrad von der verwüsteten Stadt auf, ging drei Wochen später über den Apennin, verweilte längere Zeit in Tuscien und begab sich gegen Ostern nach dem Herzogthum Spoleto, wo er zu Spello bei Foligno das Osterfest feierte. Konrad lag mit seinem Heere hier in der Nähe Roms, und der Papst kam selbst in das Lager, um durch seine Gegenwart den Glanz des Festes zu erhöhen. Damals geschah es auch, daß er in öffentlicher Versammlung nach dem Beschlusse der anwesenden Bischöfe die Excommunication über Aribert aussprach und das Erzbisthum Mailand dem Ambrosius bestätigte. Aribert stand un- 1038.

1038. ter Acht und Bann, aber ſein Muth war auch jetzt noch nicht völlig gebrochen.

Wir wiſſen, daß ſich die Kaiſerin Giſela von Spoleto nach Rom begab, um an den Gräbern der Apoſtel zu beten. Konrad ſelbſt ſcheint abſichtlich Rom nicht berührt zu haben. Er mochte dort ähnliche Auftritte, wie in Parma, fürchten und ihnen vorbeugen wollen. Denn die Stadt war in innerer Gährung. Nicht allein, daß mächtige Parteien der Herrſchaft der Tuſculaner und des ſchamloſen Knaben, den ſie auf den Stuhl Petri erhoben hatten, fort und fort entgegenarbeiteten; auch tiefer in alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens eingreifende Fragen ſpalteten die Einwohnerſchaft. In der karolingiſchen Zeit hatte im Römiſchen für einen Theil des Adels und manche geiſtliche Stiftungen das langobardiſche Recht Geltung gewonnen und ſeine Stellung als Ausnahmsrecht bisher neben dem römiſchen Rechte behauptet; Rechtsverwirrung und in Folge derſelben endloſe Streitigkeiten gingen aus dem Kampf des fremden Rechts mit dem alteinheimiſchen hervor und machten endlich das Einſchreiten des Kaiſers nöthig. Wir beſitzen ein an die römiſchen Richter erlaſſenes Edict Konrads, wodurch er gebietet, daß fortan alle Prozeſſe im römiſchen Gebiet nach römiſchem Rechte zu ſchlichten ſeien. Wie die Lehnsconſtitution war unfehlbar auch dieſes Edict ein Zugeſtändniß, das der Kaiſer den niederen Klaſſen machte, um ſie für ſich und den von ihm geſchützten Papſt zu gewinnen. Ohne ſelbſt, wie geſagt, Rom zu berühren, zog der Kaiſer nach Oſtern aus der Mark von Camerino in das Gebiet von Benevent. Er eilte nach Troja, an die Grenze der Griechen.

b. Pandulf IV. von Capua und die Normannen.

Wenn Konrad, ſobald er die langobardiſchen Fürſtenthümer betrat, ſeine Schritte hart an die Grenze der Griechen lenkte, ſo geſchah dies nicht in feindlicher Abſicht gegen das morgenländiſche Reich, ſondern vielmehr, wenn nicht Alles trügt, um ein friedliches Abkommen mit dem Hofe zu Conſtantinopel zu treffen oder einen früheren Vertrag zu erneuern. Wir wiſſen, daß Konrad ſchon im Jahre 1027 durch den Biſchof Werner von Straßburg freundſchaftliche Verbindungen mit dem Oſtreiche anknüpfte, und Vieles legt die Vermuthung nahe, daß dieſe damals oder ſchon früher zu einem engen Bunde zwiſchen den beiden Reichen führten.

Als der alte Kaiſer Conſtantin IX. dem Grabe entgegenging,

waren von dem macedoniſchen Stamme, der trotz vielfachen Anfech- 1038.
tungen ſich hundert und ſechzig Jahre in der Herrſchaft des Oſtens behauptet hatte, nur noch drei alternde Mädchen übrig, die Töchter des Kaiſers. Die eine, Eudoria, hatte der Welt entſagt und lebte im Kloſter; von den beiden anderen, Zoe und Theodora, wurde die erſtere erwählt, um den Thron ihrer Vorfahren einzunehmen und das Geſchlecht derſelben fortzupflanzen. Zoe wurde einem Hofmann von guter Geſtalt, Romanus Argyros, nach den Rückſichten griechiſcher Staatskunſt vermählt, der bald darauf als Romanus III. den Thron des Morgenlands beſtieg (1028). Aber in keiner Weiſe entſprach der neue Herrſcher den von ihm gehegten Erwartungen. Weder gewann er ſich die Liebe ſeiner Gemahlin, noch erzielte er Nachkommenſchaft, noch zeigte er Feſtigkeit in den Kämpfen gegen die Nachbaren und in den Aufſtänden, welche der Anhang ſeiner Schwägerin Theodora erregte. Schon nach ſechs Jahren wurde der ſchwächliche Fürſt durch Mord beſeitigt, und Zoe verlieh mit ihrer Hand darauf das kaiſerliche Diadem an Michael IV., einen Paphlagonier von niederer Abkunft, der ſich in Conſtantinopel an Wuchergeſchäften bereichert hatte und dann durch ſeinen mächtigen Bruder, den Eunuchen Johannes, zu Einfluß, Aemtern und Titeln am Hofe gekommen war. Weder Zoe noch das Reich gewann bei dieſem Tauſche. Auch Michael war ein Schwächling, und alle Gewalt ruhte in den Händen jenes Eunuchen, der ſie nur zur Befriedigung ſeiner unerſättlichen Habgier benutzte. Als dieſer ſah, daß ſein Bruder ſchnell dem Tode zureiſte, zwang er Zoe, die im Palaſte ihrer Väter nicht anders als eine Gefangene gehalten wurde, einen ſeiner Neffen, einen anderen Michael, den Sohn eines Schiffkalfaterers, zu adoptiren und ihm ſo die Nachfolge im Reich zu verbürgen. Die ſchandbarſten Verhältniſſe beherrſchten den Hof und verwirrten alle Staatsangelegenheiten. Die Macht des Reichs ſank zuſehends, obwohl man ſich noch mit hochfahrenden Plänen trug und ſich gerade damals die günſtigſte Gelegenheit zur Wiedergewinnung einer Provinz zeigte, die man ſeit Jahrhunderten verloren, aber niemals aufgegeben hatte. Es war Sicilien, für deſſen Eroberung man ſchon ſo viele Flotten und Heere mit den größten Koſten ausgerüſtet und aufgeopfert hatte.

Die Emire von Sicilien hatten ſich von den fatimidiſchen Kalifen losgeſagt, aber nur zu ihrem eigenen Verderben und zum Ruin des Landes. Endloſe innere Zwiſtigkeiten brachen aus, in welche ſich bald die ſpaniſchen Araber, bald die eben aufſteigende Macht der Zeiriden miſchte, welche die Küſten der Berberei den Fatimiden entwunden

1038. und Tunis zu ihrer Hauptſtadt gewählt hatten. Im Jahre 1035 machte der Sultan von Tunis Moez Ben Badis einen entſcheidenden Verſuch, ſich der Inſel zu bemächtigen. Unter der Anführung ſeines Sohnes Abdullah ſchickte er ein bedeutendes Heer hinüber, das von der aufſtändigen Bevölkerung Anfangs mit Freuden begrüßt wurde. Palermo wurde belagert, und der Emir Achmed Alakhal fand durch Meuchelmörder ſeinen Tod. Aber bald darauf änderten die arabiſchen Herren des Landes ihren Sinn, vertrieben den Abdullah und erkannten einen Bruder des erſchlagenen Alakhal, Haſan mit Namen, als Emir an. Haſan führte die Titel ſeiner Vorfahren, aber ihre Macht herzuſtellen gelang ihm mit Nichten. „Grenzenloſe Verwirrung — ſo berichten die arabiſchen Schriftſteller ſelbſt — herrſchte in der ganzen Inſel; jeder Häuptling riß irgend eine Burg oder Stadt an ſich, und das Land war unter viele kleine Herren getheilt.“ Ueberdies gerieth der Emir alsbald mit ſeinem eigenen Bruder Abu Kaab in erbitterten Streit. Es kam zum Bruderkriege; der Emir ſuchte in ſeiner Bedrängniß um den Beiſtand der Griechen nach und verſprach dem Kaiſer die Inſel zu unterwerfen. Zu Conſtantinopel faßte man die ſtolzeſten Hoffnungen; der Hof beſchloß mit allem Ernſt die Gunſt des Augenblicks zu einem entſcheidenden Schlage zu nutzen. Heer und Flotte wurden gerüſtet und unter den Befehl der Patricier Georgius Maniaces und Stephanus geſtellt; kein Geld wollte man ſparen, um außer den Hülfsmitteln des Oſtens auch alle Streitkräfte Italiens gegen Sicilien richten zu können.

Es liegt auf der Hand, daß dem Hofe zu Conſtantinopel unter ſolchen Verhältniſſen Alles daran gelegen ſein mußte, nicht gleichzeitig in kriegeriſche Händel in Unter-Italien verwickelt zu werden und die gefürchteten Normannen von den Grenzen des Reichs fern zu halten. Man ließ es deshalb geſchehen, daß ſich die langobardiſchen Fürſtenthümer dem Weſtreiche unterwarfen und gab ſelbſt die kleinen griechiſchen Städte Campaniens — Amalfi, Neapel und Sorrent — für den Augenblick preis; ſei es durch beſonderen Vertrag, was nicht unwahrſcheinlich iſt, ſei es durch eine weniger formelle Uebereinkunft. Nur durch ein ſolches Abkommen zwiſchen den beiden Kaiſern werden die folgenden Ereigniſſe begreiflich.

Die langobardiſchen Staaten Unter-Italiens genoſſen ſeit einigen Jahren einer Ruhe, wie ſie ihnen ſeit langer Zeit nicht beſchieden war. Weder von den Griechen, noch von den Arabern ernſtlich angegriffen, ſchienen ſie einer friedlichen Entwickelung entgegenzugehen, nach der die einheimiſche Bevölkerung, die außer dem reichlich lohnenden Feld-

bau einen sehr ausgedehnten Handel betrieb, vor Allem verlangen 1038.
mußte. Ueppiges Wohlleben und ein gewisser äußerer Glanz herrschten hier in den Städten, besonders in den größeren Orten Campaniens, aber der glänzende Schein verdeckte nur dürftig die Alles zersetzende und durchfressende Fäulniß der inneren Zustände. Schaudernd wendet man den Blick ab, wenn er sich einmal tiefer in das erbärmliche und schandbare Treiben dieser Staaten verliert. Nur unter so verrotteten Verhältnissen, wie sie hier obwalteten, konnte Pandulf IV. von Capua, ein Tyrann des gemeinsten Schlages, ohne Kraft und Beherztheit, ohne jede ausgezeichnete Eigenschaft, eine Zeit lang eine hervorragende Stellung gewinnen und die Hoffnung nähren, sich eine ausgedehnte selbstständige Macht zu gründen.

Es war keine That des Segens gewesen, als Konrad diesen Fürsten aus dem Exil befreite und ihn dann in die Herrschaft seiner Väter herstellte. Denn nicht nur, daß Pandulf die Pflichten der Dankbarkeit nicht kannte, seine Herrschaft wurde zum furchtbarsten Fluch für sein eigenes Land. Wie ein Räuber plünderte er seine Unterthanen und brachte einen unermeßlichen Vorrath von gestohlenem Gut und Lebensbedürfnissen aller Art auf eine Feste, die er sich unmittelbar über Capua auf dem Berg der heiligen Agatha erbaute. Schwer lag auf jedem Wehrlosen die Hand des ruchlosen Fürsten, vor Allem aber lastete sie auf den Kirchen und Klöstern. Fast dem Untergange nahe brachte er die reiche Abtei Monte Casino, raubte die Schätze, die Kaiser und Päpste hier geopfert hatten, und nöthigte den von Heinrich II. eingesetzten Abt erst zu knechtischer Unterwürfigkeit, dann zu heimlicher Flucht. Ein ähnliches Schicksal erfuhr das Kloster des heiligen Vincentius und dessen Abt; ein schlimmeres der Erzbischof Adinulf von Capua, ein vornehmer, gewissenhafter und frommer Mann, der einem Bastarde Pandulfs Platz machen mußte. Adinulf wurde in Ketten gelegt und in den Kerker geworfen; es konnte keinen empörendern Auftritt geben, als wie man ihn am Himmelfahrtstage aus dem Kerker nach seiner Kirche schleppte, hier zwang während der Messe vor dem Fürsten und dem Volke dem Bastard Bischofsring und Kreuz zu übergeben und die Füße zu küssen, dann aber nach dem Kerker zurückführte. Alles bebte vor dem grausamen und gewaltthätigen Fürsten, und um so mehr, als man gegen seine Tyrannei ohne alle Waffen war, da er mit seinem Schwager, dem alten Fürsten Waimar III. von Salerno, im besten Einverständniß lebte, so wie fast alle die gefürchteten normannischen Gäste in seinen Dienst gezogen hatte und von seinem Raube unterhielt.

1038. Durch den Beistand der Normannen hielt sich Pandulf nicht allein für in seinem eigenen Lande gesichert, sondern glaubte sich auch stark genug, um die Herrschaften seiner Nachbaren an sich zu reißen. Aber die Erfolge seiner Eroberungszüge waren gering. Ein Unternehmen gegen seinen Vetter Landulf von Benevent scheiterte völlig; und im Jahre 1029 gelang es sogar jenem Sergius, den er kurz vorher aus Neapel verdrängt hatte, in seine Stadt zurückzukehren und der Macht des Capuaners hier ein Ende zu machen. Der Verlust dieser Eroberung war für Pandulf nicht einmal das Empfindlichste; schwerer noch traf ihn, daß der Normanne Rainulf — derselbe, der einst mit seinen Brüdern zuerst die fremden Ritter in diese Gegenden geführt hatte — mit fast allen seinen Landsleuten in Sergius Dienste trat, da dieser dem fremden Kriegsmann seine fürstliche Schwester, die Wittwe des Grafen von Gaeta, zur Ehe gab. Rainulf erhielt als Mitgift einen fruchtbaren Landstrich Campaniens zwischen Neapel und Capua, in dessen Mitte er eine Burg anlegte und mit breiten Gräben und hohen Hecken umgab (1030). Dieser Burg, Aversa genannt, wurde die umliegende reiche Campagna dienstbar und zinspflichtig gemacht; es war das erste eigene Territorium, welches die Normannen erhielten, deren Zahl nun durch neue Ankömmlinge aus der Heimath und Flüchtlinge von allen Seiten schnell so anwuchs, daß es ihnen bald zu eng in ihren Grenzen wurde und das zinspflichtige Land sie kaum noch ernährte.

Rainulf sollte dem Sergius als Schutz gegen Capua dienen, Aversa sollte ein kriegerisches Bollwerk gegen Pandulfs Habgier sein, und war es einige Jahre. Aber zum Unglück starb alsbald die Schwester des Sergius, und Pandulf beeilte sich nun den normannischen Führer durch eine seiner Nichten, eine Tochter des Patricius von Amalfi, auf seine Seite zu ziehen. Das reiche und junge Fürstenkind blendete den Normannen so sehr, daß er Sergius verließ und wieder unter Pandulfs Fahne zurücktrat, indem er sogar das Gebiet von Aversa unter die Botmäßigkeit des Capuaners stellte. So sehr nahm sich Sergius den Verrath des Normannen zu Herzen, daß er ihn nur kurze Zeit überlebte. Pandulfs Freude war groß, aber sollte nicht lange währen. Vor Kurzem war der alte Waimar von Salerno gestorben und hatte seinem gleichnamigen Sohne die Herrschaft hinterlassen. Waimar IV. traf zwar im Anfange seiner Regierung mit seinem Oheim Pandulf ein Abkommen, wonach sie gemeinsam und einträchtig in allen ihren Angelegenheiten zu Werk gehen wollten, aber Pandulf war zu herrschsüchtig und sein junger Neffe zu ehrgeizig, als daß

dieſer Vertrag lange hätte beſtehen können. Dazu kamen die ſchmutzig- 1038.
ſten Familienverhältniſſe der Fürſten. Der Herzog von Sorrent hatte ſeine Gemahlin, eine Schwägerin Waimars, mishandelt und verſtoßen, eine Tochter derſelben ſuchte Pandulf ſeinen Lüſten dienſtbar zu machen, und Waimar glaubte ſich berufen, die Kränkungen ſeiner Schwägerin zu rächen. Er beſchloß den Herzog von Sorrent und Pandulf mit Krieg zu überziehen und zu dieſem Ende die ebenſo tapferen als feilen Normannen auf ſeine Seite zu ziehen. Durch Geld und reiche Geſchenke an ſchönen Roſſen, koſtbaren Gewanden und blitzenden Waffen waren Rainulf und die Normannen bald gewonnen. Rainulf entſchloß ſich jetzt Waimar zu dienen, wie er vordem Sergius und Pandulf ſeine Dienſte verkauft hatte.

Dies war die Lage der langobardiſchen Fürſtenthümer, als Konrad im Anfange des Sommers 1038 ſie betrat. Pandulf und Waimar lagen im Kampfe, und es war kein Geheimniß, daß Konrad mit der Abſicht kam, die Frevelthaten Pandulfs zu ſtrafen und ſeiner tyranniſchen Herrſchaft ein Ziel zu ſetzen. Schon in Deutſchland waren vielfache Klagen über den gewaltthätigen Fürſten zu ſeinen Ohren gedrungen, beſonders von flüchtigen Caſinenſen. Dann war, als der Kaiſer vor Mailand lag, ein neuer Hülferuf an ihn ergangen, den er nicht länger glaubte überhören zu können. Er verſprach Hülfe und ſchickte ſich alsbald an, ſie in Perſon zu leiſten. Noch ehe er das Beneventaniſche betrat, hatte er Geſandte an Pandulf geſchickt und ihm bei ſeiner Ungnade befohlen, die geraubten Schätze auszuliefern und Monte Caſinos gerechte Forderungen zu gewähren. Aber die Geſandten hatten Nichts erreicht. Deshalb kam jetzt Konrad ſelbſt und beſchied den gewaltthätigen und ungehorſamen Lehnsmann nach Troja, wo derſelbe vor ſeinem Richterſtuhl Rede ſtehen ſollte. Pandulf wagte nicht zu erſcheinen, ſondern flüchtete ſich auf die Burg der heiligen Agatha. Niemals, hatte er erklärt, werde er vor die Augen des Kaiſers ſich ſtellen; „kein Wunder“, ſagt die alte Chronik, „denn kein Dieb will das Angeſicht ſeines Richters ſehen.“ Aber es ſtellte ſich Pandulfs Gemahlin mit ihrem Sohn und ihrer Tochter ein und verſprach, 150 Pfund Goldes ſogleich zu zahlen und für die Zahlung einer gleichen Summe ihre Kinder als Geißeln zu ſtellen. So erwirkte ſie Aufſchub und Nachſicht ihrem Gemahl, deſſen Geiz aber bald das gegebene Verſprechen bereute. Daß daſſelbe nicht ehrlich gemeint ſei, wurde Konrad klar, als ſich kurz darauf Pandulfs Sohn ſeinen Händen durch Flucht entzog.

Unverzüglich rückte der Kaiſer in das Capuaniſche ein. Zunächſt

1038. ging er nach Monte Caſino, das Baſilius, der von Pandulf eingeſetzte Abt, flüchtig verließ. Konrad verjagte hier die Verwalter des Fürſten, dann rückte er gegen Capua ſelbſt an und zog am Abend vor Pfingſten (13. Mai) in die Stadt ein. Das Pfingſtfeſt feierte er im Lager bei den Ruinen des alten Capua. Recht und Ordnung wurden nun in dem Fürſtenthum hergeſtellt. Der Erzbiſchof Adinulf erhielt die Freiheit und ſeinen Biſchofsſtuhl zurück; die Kirchen und Klöſter kamen wieder in den Beſitz ihres Eigenthums; in Monte Caſino ſetzte der Kaiſer einen ihm vertrauten Mönch, den Baiern Richer, zum Abte ein. Richer war aus einer vornehmen Familie, im Kloſter Altaich unter Godhard gebildet, ein Mann von hervorragender und kräftiger Perſönlichkeit; die Caſineſen ſelbſt wünſchten ihn an der Spitze ihres Kloſters zu ſehen, da er bereits durch die Verwaltung der Abtei Leno im Sprengel von Breſcia ſich einen Namen gemacht hatte, und nur zögernd entſchloß ſich der Kaiſer den ausgezeichneten Mann ihnen zu überlaſſen. So wurde ein deutſcher Mönch Abt des älteſten und vornehmſten Kloſters im ganzen Abendlande, das unter ſeiner Leitung ſich aus tiefem Verfall erhob und zu neuer Blüthe gedieh.

Der Kaiſer beſchied die Fürſten Campaniens nach Capua. Aber Keiner leiſtete ſeiner Mahnung Folge, als Waimar von Salerno, ſchon als Widerſacher Pandulfs der Bundesgenoſſe des Kaiſers. Prächtige Geſchenke brachte er und wurde auf das Beſte empfangen. Auch große Ehren harrten ſeiner, denn der Kaiſer hatte ihm das von Pandulf verſcherzte Fürſtenthum beſtimmt. Mit der Fahnenlanze wurde Waimar mit Salerno und Capua zugleich belehnt und die beiden reichen Fürſtenthümer ſo in eine Hand gegeben. Da aber Waimar betheuerte, daß er ohne den geſicherten Beiſtand der Normannen ſeine Stellung und das Anſehen des Reichs nicht würde behaupten können, ſo belohnte der Kaiſer auf ſeinen Wunſch auch Rainulf mit der Grafſchaft von Averſa. Mit der Fahnenlanze, wie die Fürſten des Reichs, empfing der Normanne ſeine Grafſchaft als Lehen und ſah ſich nun unter die Zahl der italiſchen Reichsfürſten aufgenommen. Als Konrad in den letzten Tagen des Mai Capua verließ, übertrug er die Leitung der unteritaliſchen Angelegenheiten Waimar, Rainulf und dem Abt Richer; worauf er ſich nach Benevent begab und an die Heimkehr dachte.

Ein langobardiſcher Fürſt, ein normanniſcher Kriegsmann und ein baierſcher Mönch wurden ſo berufen, die Stellung des abendländiſchen Reichs in ſeinen ſüdlichſten Provinzen zu wahren. Wie ſie dies thaten, zeigte die nächſte Folge. Der Herzog von Sorrent wurde verjagt und

Waimars Bruder Guido dort als Herr eingesetzt; das reiche Amalfi 1090
wurde erobert und dem Fürstenthum Salerno verbunden; überall hatte das Triumvirat die besten Erfolge. Pandulf hielt sich bald nicht mehr auf seiner Felsenburg sicher und flüchtete sich nach Constantinopel, wo er auf den Beistand des Kaisers zählte. Aber auf die Vorstellungen Waimars wurde Pandulf dort in ein fernes Exil geschickt, aus dem er erst nach zwei Jahren befreit wurde. Alles zeigt, in welchem Einverständniß damals das morgen- und abendländische Reich standen; Nichts aber thut dies augenfälliger dar, als daß zu derselben Zeit Waimar und die Normannen auch den Angriff der Griechen auf Sicilien auf das Nachdrücklichste unterstützten.

Noch im Jahre 1038 ging der Patricius Maniaces, unterstützt von dem Katapan Doceanus nach Sicilien hinüber und landete an der Ostküste; ihm zur Hülfe zog eine langobardische Schaar Waimars, dann dreihundert normannische Ritter unter der Anführung Wilhelms des Eisenarms, der mit seinen Brüdern Drogo und Humfred erst vor Kurzem aus der Normandie in Italien angekommen war, endlich noch andere abendländische Ritter, unter denen Arduin, ein vornehmer Dienstmann des Mailänder Erzbisthums, eine hervorragende Stellung einnahm. Morgenland und Abendland verbanden sich, um die griechische Herrschaft in Sicilien herzustellen. Wenn dies dennoch nicht gelang, so trugen die Griechen die Schuld, vor Allem die Eitelkeit und der Hochmuth ihres Führers. Die Normannen vollführten Wunder der Tapferkeit; eine ganze Reihe von Städten an der Ostküste der Insel wurde den Arabern abgenommen; fast in allen Kämpfen wurde der Islam besiegt. Aber Maniaces lohnte schlecht den abendländischen Kriegern ihre trefflichen Dienste. Alles maß er seinen Verdiensten bei und glaubte, stolz auf die errungenen Triumphe, keinen geringeren Lohn beanspruchen zu können, als die Hand der Kaiserin und das Diadem. Er verließ Sicilien und eilte nach Constantinopel, aber nur um dort Entsetzung und Haft zu finden. Die Normannen und Waimars Hülfsschaaren kehrten nach Italien zurück. Alle Eroberungen der Griechen in Sicilien waren in kurzer Zeit ihnen wieder entzogen; der Kriegszug hatte nur dazu gedient, den Normannen den Weg in die reiche Insel zu zeigen.

Indessen hatte der Kaiser den Heimweg über die Alpen angetreten. Denn die heiße Jahreszeit brach ein und mahnte zur Eile. Von Benevent zog der Kaiser mit den Seinigen und seinem Heere schnell durch die Marken nach den Pogegenden zurück, wo wir ihn im Juli im Gebiet von Man-

1038. tua begegnen. Aber ſo ſehr man den Zug auch beſchleunigte, es war zu ſpät, um den verderblichen Krankheiten zu entgehen, welchen die Heereszüge der Kaiſer zur Sommerszeit in dieſen Gegenden ſtets unterworfen waren. Mit furchtbarer Gewalt herrſchten ſchon die Seuchen im deutſchen Lager und forderten ſelbſt in der nächſten Nähe des Kaiſers beweinenswerthe Opfer. Am 18. Juli ſtarb die Schwiegertochter des Kaiſers, das liebliche Dänenkind; ein Töchterlein hinterließ ſie ihrem Gemahle. Zehn Tage ſpäter beendete auch der Herzog Hermann von Schwaben, der Stiefſohn des Kaiſers, in jungen Jahren ſein Leben. Man wollte des Herzogs Leiche nach Koſtnitz ſchaffen, ſah ſich aber genöthigt ſie in Trient zurückzulaſſen; die irdiſchen Reſte der Königin Kunigunde wurde ſpäter nach dem Kloſter Limburg gebracht. Immer größer wurden die Lücken im deutſchen Heere; auch wenn der Kaiſer es gewollt hätte, er hätte nicht länger in der Lombardei verweilen können, obſchon Mailand noch immer ihm trotzte. Im Auguſt ging er über den Brenner und verweilte dann in Baiern, um ſeinem Heere Ruhe zu gönnen und für die Kranken ſorgen zu laſſen.

Noch ehe Konrad die Lombardei verlaſſen hatte, war ihm von allen italieniſchen Fürſten das Verſprechen gegeben worden, mit ihren Streitkräften die Belagerung Mailands von Neuem zu beginnen und ein Jahr hindurch fortzuſetzen. Was ſie verſprochen hatten, hielten ſie und zogen mit großer Macht gegen Mailand. Aber Aribert wußte ihnen zu begegnen. Der alte Kriegsgeiſt ſeiner Ahnen lebte in ihm; er zeigte, daß er ſich auf die Kunſt der Waffenführung beſſer verſtände, als auf die friedlichen Geſchäfte ſeines heiligen Amtes. Aribert wurde damals der Begründer der ſtädtiſchen Miliz in Mailand, deren Organiſation ſich allmählich über alle Städte der Lombardei verbreitete. Er zuerſt, wie uns die Mailändiſchen Chroniſten ausdrücklich verſichern, bewaffnete alle Klaſſen des Volks, alle Bewohner ſeines Gebiets, die Landleute wie die Städter, die Armen wie die Reichen, und verwandte zuerſt ein ſo gebildetes Heer für die Vertheidigung der Stadt. Er war es auch, der dieſer neuen Miliz das Feldzeichen gab, unter dem ſie nachher ſo viele glorreiche Siege erfochten hat. Ein hoher Balken erhob ſich, einem Maſtbaum gleich emporragend, auf einem gewaltigen Wagen; auf der Spitze des Maſts leuchtete ein goldener Apfel, von dem zwei Flaggen von ſchneeweißem Linnen luſtig im Winde flatterten; in der Mitte des Maſts aber hing das heilige Kreuz, von dem der Heiland mit ausgebreiteten Armen über dem Heere ſchwebte; ſein göttliches Bild gab Muth im Streite und Troſt im Tode den Kämpfern. Schon längſt hatte man in ähnlicher Weiſe das Kreuz bei

Processionen auf einem Carroccio herumgeführt; jetzt zum erstenmal 1038.
wurde es angewendet, um den Kampf für die Vaterstadt als einen Dienst für den Heiland und seine Kirche zu weihen. Mit der Begeisterung des Glaubens fochten die Mailänder und schlugen die Angriffe der italienischen Fürsten von ihrer Stadt ab; unter dem Carroccio stritten sie in rühmlichster Weise gegen die Lehnsmannschaften der Herren. Mit innerer Nothwendigkeit mußte Mailands Verfassung eine andere werden, als das Waffenhandwerk hier nicht mehr das Privilegium des Ritterstandes blieb; die städtische Miliz Ariberts mußte zur Entwickelung der bürgerlichen Freiheit und des Bürgerregiments führen.

Wer kann in Abrede stellen, daß Konrad mit tapferem Muthe die kaiserliche Herrschaft in Italien behauptet hatte? Die Furcht vor seiner Macht hielt die Gemüther gefangen, als er über die Alpen zurückkehrte; wenn auch Aribert und Mailand noch trotzten, es war ein Trotz, der den gewaltigen Mann kaum noch beunruhigen konnte. Die Fahnen des Kaisers hatten Achtung gebietend und Scheu verbreitend in Italien geweht, aber fürwahr auch andere Banner waren damals entfaltet, um die sich muthige, unbezwungene Schaaren sammelten und an die sich glänzende Hoffnungen knüpften. Die bunten Fähnlein der kühnen Normannen und des Carroccio waren noch zu großen Dingen bestimmt.

c. Das Ende Konrads II.

Mitten unter Leichen hatte der Kaiser seinen Weg über die Alpen genommen und fand auch in der Heimath nicht Alle wieder, denen er zu begegnen gehofft hatte. Am 5. Mai 1038 war Bischof Godhard gestorben, einer der Letzten aus der reformatorischen Schule Heinrichs II., vielbeweint in Hildesheim wie in dem Kloster Altaich, das unter seiner Pflege zu der schönsten Blüthe gediehen war. Noch unmittelbarer berührte den Kaiser der Tod des sächsischen Grafen Liudolf, seines Stiefsohns, der in den Jahren erster Manneskraft mit Hinterlassung zweier Söhne starb (23. April 1038). Gisela hatte Liudolf in ihrer ersten Ehe geboren; von ihren vielen Kindern lebte jetzt nur noch ihr jüngster Sohn, die Hoffnung des Reichs*). Liu-

*) Konrads beide Töchter Beatrix und Mathilde waren damals bereits verstorben.

1038. dolfs Todesfall war der dritte, der die kaiserliche Familie in Jahresfrist betroffen hatte, und scheint auch den alternden Kaiser selbst an sein Ende gemahnt zu haben. Ueberdies fühlte er die Gebrechen des Leibes oft schwer genug; an der Fußgicht leidend, kehrte er aus dem Süden zurück und hatte in der nächsten Zeit mehrere harte Anfälle der Krankheit zu überstehen. Alle seine Sorgen schienen fortan nur noch darauf gerichtet, sein Haus zu bestellen und das Reich in geordnetem Zustand seinem Sohne zu überliefern.

Tiefe Ruhe fand der Kaiser bei seiner Rückkehr in Deutschland. Von Baiern ging er in die ihm heimischen Gegenden am Rhein, wo er am 27. September zu Worms verweilte, aber bald darauf wieder nach Schwaben aufbrach, um seinen Sohn als Herzog in dieses Land einzuführen. Ohne großen Aufenthalt zog er dann in das burgundische Reich, um auch dies seinem Sohne zu übergeben. Zu Solothurn versammelte er die burgundischen Großen und richtete in ihrem Lande Recht und Gesetz wieder auf, die fast vergessen waren. In einer dreitägigen großen Reichsversammlung wurden alle Angelegenheiten des Landes geordnet; am vierten Tag übergab dann der Kaiser seinem Sohne unter Zustimmung des Adels und alles Volks die Regierung des neuerworbenen Reichs. Alle Anwesenden huldigten dem jungen Heinrich aufs Neue, der sofort in der Stephanskirche zu Solothurn zum Könige von Burgund nach der Sitte der Vorfahren gekrönt wurde. Im Anfang December kehrte der Kaiser über Basel und Straßburg nach den rheinfränkischen Gauen zurück. Er hielt einen Landtag zu Straßburg, versammelte eine Synode zu Limburg, nahm aber dann in Eile seinen Weg nach Goslar, wo er das Weihnachtsfest beging. Eine große Zahl von Fürsten umgab ihn hier, Gesandte kamen von allen Seiten, die umwohnenden Völker brachten Tribut. Das Fest wurde prächtig begangen, aber eine trübe Stimmung beherrschte dennoch die Menge. Wunderbare Erscheinungen sah man am Weihnachtstage am Himmel — große Wetterwolken bauten sich auf und stießen zusammen — man wußte nicht, wie man diese Zeichen sich deuten solle.

1039. Von Goslar ging der König nach Altstädt, dann eilte er an den Niederrhein. Am 16. März war er zu Köln, von wo er nach kurzem Aufenthalt sich nach Nymwegen begab. Hier in der alten Kaiserburg Karls des Großen verweilte er am liebsten; hier wollte er auch diesmal das Osterfest begehen. Ein heftiger Gichtanfall hielt ihn zu Nymwegen länger, als er wünschte, gefesselt und erlaubte ihm erst gegen Pfingsten nach Utrecht aufzubrechen. Unter vielen Lustbarkeiten und mit großer Pracht wurde hier das Fest begangen. Das Volk

sah den Kaiser mit der Kaiserin und seinem königlichen Sohn von 1039.
aller Herrlichkeit der Welt umgeben; mit der Kaiserkrone geschmückt zeigte er sich der Menge bei dem Hochamt, im Festzuge und beim Mahle; sie jubelte ihm zu, freute sich nach ihrer Art des kaiserlichen Glanzes und staunte die Pracht an, welche den Herrn der Welt umgab.

Am anderen Tage war Konrad eine Leiche. Schon während des Mahles am Pfingsttage hatte er heftige Schmerzen empfunden, aber sie unterdrückt, um die Freude des Festes nicht zu stören. Als aber am folgenden Morgen die Schmerzen heftiger wiederkehrten, fühlte er, daß seine letzte Stunde gekommen sei. Mit derselben Unerschrockenheit sah er ihr in das Auge, wie vor einem Jahre dem furchtbaren Unwetter bei Corbetta. Er entließ die Seinigen, um das Frühmahl einzunehmen; indessen beschied er die anwesenden Bischöfe zu sich, ließ sich das heilige Sacrament, das Kreuz und den Reliquienschatz bringen, richtete sich auf und beichtete unter hellen Thränen seine Sündenschuld. Hierauf empfing er die Absolution und das Abendmahl. Nachdem er so sich zum Todeskampfe bereitet hatte, sah er noch einmal Gisela und seinen Sohn, sprach zu ihnen mit herzlichen Worten und sagte ihnen Lebewohl. Er hatte mit dem Leben abgerechnet und sah nun mit jenem festen Blicke dem Tode entgegen, mit dem er so oft den Gefahren getrotzt hatte. Bald hauchte er den letzten Athemzug aus. Es war am 4. Juni 1039. Konrad hatte sein Leben auf etwa sechszig Jahr gebracht; er hatte über vierzehn Jahre die ostfränkische Königskrone, über zwölf Jahre die römische Kaiserkrone getragen, seit seiner Krönung in Burgund waren nahe an fünf Jahre vergangen.

Auf das Volk, das den Kaiser noch am Tage zuvor von aller seiner Macht umstrahlt gesehen hatte, machte die erste Kunde von seinem Tode einen gewaltigen Eindruck; wo hätte es auch jemals einen schärferen Gegensatz irdischer Größe und irdischer Hinfälligkeit gegeben! Viele Thränen flossen um Konrad; denn er war Vielen ein freigebiger Herr gewesen, und Manchem war seine strenge Rechtspflege die Quelle unendlichen Segens geworden. Aber die Thränen der Menschen trocknen bald, [illegible] die Trauer um den Verlust nicht mit der Besorgniß vor nahen [illegible] und eigener Bedrängniß verbindet. So war der gewaltige Kaiser [illegible] bald von der Masse vergessen, welche die Erbfolge gesichert sah und sich mit Recht Großes von dem jungen Könige versprach. Anders war es jetzt als bei dem Tode

1039. Heinrichs II! Aber auch das war Konrads Verdienst und mit großem Recht klagt der Hildesheimer Annalist seine Zeitgenossen des schreiendsten Undanks an. „O ihr harten und fühllosen Menschen," ruft er aus, „bei dem jähen Tode eines Mannes, in dem die gewaltigste Kraft und Macht des Erdbodens unterging, hörte man kaum einen Seufzer!"

Der junge König ließ seine erste Sorge sein, die irdischen Ueberreste seines Vaters mit den gebührenden Ehren zu bestatten. Die Eingeweide wurden in Utrecht beigesetzt; der Leib einbalsamirt und über Köln, Mainz und Worms nach Speier gebracht. Nach alter Sitte wurde die Leiche in allen Kirchen, an denen der Trauerzug vorüberkam, feierlich ausgestellt. Ueberall war ein gewaltiger Andrang der Menschen, und man bewunderte vor Allem die kindliche Liebe und Demuth des Königs, der auf seinen Schultern die Leiche in jede Kirche tragen half. So trug er sie auch zur letzten Ruhestätte, als sie am 12. Juli zu Speier in jenem colossalen Tempelbau beigesetzt wurde, den Konrad begründet hatte.

Auf dem Wahlfelde zu Kamba hatte einst Konrad seinem gleichnamigen Vetter als Nebenbuhler gegenüber gestanden; sie hatten sich versöhnt und ihre Eintracht dem Reiche schweres Mißgeschick erspart. Noch einmal führte sie dann das Leben feindlich gegeneinander, aber sie fanden sich bald abermals als Freunde zusammen. Auch der Tod sollte sie nicht lange trennen. Acht Tage nach der Bestattung des Kaisers starb der jüngere Konrad im kräftigsten Mannesalter an der Gelbsucht, ohne einen Erben seines Namens und seines Herzogthums zu hinterlassen. Von der männlichen Nachkommenschaft jenes Konrads, der auf dem Lechfelde fiel, lebte in dem weltlichen Stande jetzt allein noch der junge König. Das rasche Aussterben des einst so blühenden Stammes sah die strengere Geistlichkeit als eine Strafe des Himmels, namentlich als eine Folge der unkirchlichen Ehen an, die sich in diesem Hause gleichsam von Geschlecht zu Geschlecht vererbten.

MAG202538